

Salatgarten

2025

In diesem Heft lesen Sie u. a.:

- Die 34. Hans-Fallada-Tage – ein Rückblick
- Hans Fallada, Maurice Maeterlinck und
Das Leben der Bienen
- Erzlügner liest Hochstapler.
Karl May in Hans Falladas
Damals bei uns daheim
- Immersion trifft auf V-Effekt.
Falladas Roman *Kleiner Mann – was nun?*
in der Inszenierung des Figurentheaters
Salz+Pfeffer am Nürnberger Plärrer
- Wie ich zu Fallada kam.
Zwölf Autoren erinnern sich.



” Es gibt in Deutschland nicht einen Schriftsteller, der die gleiche pralle und kraftvolle Gestaltungsfähigkeit besäße, und in der übrigen Welt kenne ich auch keinen. Einschließlich des so viel gerühmten Thomas Wolfe, als welcher im allerhöchsten Falle ein Falladächen ist, ein ganz winziger Nachkomme des klassischen Fallada aus Carwitz in Mecklenburg. [...] Über Milieus Ihnen irgend noch ein Lob zu sagen, halte ich für überflüssig. Sie können die Pottmadam eben genauso lebendig in ihren Dreckstuben zeichnen wie die alte Frau von Teschow in ihrem Betsaal. Sie können Stadt und Land gleichermaßen lebendig machen und den ganzen sinnlosen Schwindel der Inflation, der Verschwörungen und Gehirnverkleisterungen, der kleinen und großen Verrätereien und Gemeinheiten so in die Erinnerung zurückrufen, daß niemand sie vergessen darf.“

*Walther von Hollander
an Hans Fallada
(Briefauszug vom 14. Oktober 1937)*

Inhalt

Jahresschrift
der Hans-Fallada-Gesellschaft e. V., Feldberg
34. Jahrgang | 2025

2 Editorial

- 3 *Regina Apitz*
Wollen Sie wissen, wie ich zu Fallada kam, und kennen Sie noch die Zeiten, in der Bücher „Bückware“ sein konnten?

■ hfg INTERN

- 4 *Christian Winterstein*
Der neue Vorsitzende stellt sich vor
- 5 *Johannes Matthias Schläpfer-Wochner*
Rede zur Eröffnung der Ausstellung *Bühne frei für Fallada* – Plakate und Programme sowie zur Übergabe meiner Archivalien an die Hans-Fallada-Gesellschaft
- 9 *Dieter Luckau*
Ein Leben fast ohne Spuren. Meine Nachforschungen über das Schicksal der von Fallada geschätzten Autorin Claire Bergmann

■ NEUES ZU FALLADA

- 14 *Hannes Gürten*
Wiederentdeckt nach 95 Jahren. Falladas Prozessberichte vom ‚Landvolkprozess‘ 1929 im *General-Anzeiger*, Teil II. Vorstudien zum Roman *Bauern, Bonzen und Bomben*
- 15 *Gustav Frank*
Immersion trifft auf V-Effekt. Falladas Roman *Kleiner Mann – was nun?* in der Inszenierung des Figurentheaters Salz+Pfeffer am Nürnberger Plärrer
- 18 *Stephan Lesker*
Erzläugner liest Hochstapler. Karl May in Hans Falladas *Damals bei uns daheim*
- 24 *Daniel Börner*
Vorbild, Förderer, Konkurrent. Was bedeutete Egmont Seyerlen für Rudolf Ditzen?

- 26 *Wolfgang Behr*
Falladas erster Buchgestalter: Leben und Werk des Grafikers Wilhelm Plünnecke

- 32 *Hannes Rother*
Hans Fallada, Maurice Maeterlinck und *Das Leben der Bienen*

■ WIE ICH ZU FALLADA KAM:

- 40 *Jan Armbruster*
Zufälliges Zusammentreffen und vorsichtige Annäherung
- 42 *Wolfgang Brylla*
Fallada lässt mich nicht los ...
- 43 *Walter Delabar*
Ich hasse Fallada ...
- 45 *Lutz Dettmann*
Mit einem Reclam-Heft fing es an
- 46 *Patricia Fritsch-Lange*
Wie ich zu Fallada kam und warum ich bei ihm geblieben bin
- 49 *Carsten Gansel*
Wege zu Fallada
- 51 *Lutz Hagestedt*
Der bewegte Mann oder wie ich zu Fallada kam
- 51 *Monika Hernik*
Mein Weg zu Fallada
- 53 *Sabine Koburger*
Mit der Reife wird man immer jünger
- 55 *Klaus-Jürgen Neumärker*
Zwanzig Jahre mit „Manne“ prägten meine Einstellung zu Fallada
- 58 *Stefan Scherer*
F[ür]ALL[e/A]DA
- 59 *Michael Töteberg*
Dichtung und Wahrheit

■ LITERATUR UND LITERARISCHES LEBEN

- 62 *Petra und Heinz Hilbert*
Fragen an Fallada-Preisträgerin Arezu Weitholz
- 63 *Heinz Schumacher*
„... als Roman gut und als Zeitdokument unerhört wichtig ...“ – Anmerkungen zu Georg Hermanns bislang unveröffentlichtem Romanfragment *Die daheim blieben*
- 67 *Hermann Weber*
Zum Ende des Habsburger Reichs – Zwei literarische Wiederentdeckungen

■ DIE 34. HANS-FALLADA-TAGE

- 72 Ein Rückblick

■ ANHANG

- 83 Faksimile der Prozessberichte

■ WEITERE RUBRIKEN

- 95 Wiese, u. a. mit einem Beitrag von Werner Sagner, mit Neuem aus dem Museumsladen und aus der Schatzmeisterei
- 98 Runde und besondere Geburtstage von Mitgliedern der hfg
- 99 Über die Beiträger
- 100 Impressum

Salatgarten – das war für eine kurze Zeit Hans Falladas Arbeitstitel für seinen Roman „Wir hatten mal ein Kind“, der aus vielen verschiedenen Blüten und Blättern, aus den unterschiedlichsten Gewächsen bestehen sollte.

Liebe Leserinnen und Leser,

mit diesem *Salatgarten* möchte ich mich von Ihnen verabschieden. Mein Entschluss kommt nicht plötzlich, sondern reifte bereits 2010 bei der Übernahme der Redaktion: Denn wie mein Vorgänger Achim Ditzen wollte ich mit 75 den Stab weitergeben. Zehn Jahre *Salatgarten*, das sind 18 Hefte zu je 76 bis 80 Seiten. Es bedeutete jedes Jahr wochenlanges Brüten am Notebook, eine immerwährende Auseinandersetzung mit Falladas Werkstiftung, es bedeutete Recherchieren und Redigieren, Kooperieren und Kontrollieren, Autoren gewinnen und Kontakte pflegen, unzählige Mails und Briefe schreiben und und und.

Eswaren aber vor allem Jahre der Freude und der Kreativität. Wie beglückend war es, endlich das fertig ausgedruckte Heft in Händen halten zu dürfen. Wir erinnern uns: Fallada hat seine neuen Bücher als seine Kinder bezeichnet; so schrieb er beispielsweise am denkwürdigen 9. November 1933 an Ernst Rowohlt: „Diesmal habe ich ja Wort gehalten und Sie bekommen pünktlich am 10. November meinen jüngsten Sohn.“ Gemeint ist *Kippe oder Lampen*, dessen späterer Titel *Wer einmal aus dem Blechnapf frißt* lauten sollte. Wie gut kann ich das nachvollziehen!

Und wie viel habe ich in all den Jahren gelernt und profitiert! Der *Salatgarten* bot mir herausgeberisch die Möglichkeit, mit Texten, Formaten und Illustrationen zu experimentieren – Regina B. Apitz steuerte grafisch-künstlerische Arbeiten bei, Stefan Knüppel unterstützte mich mit Erstausgaben und

Berichten aus dem Museum, bewährte Beiträger fotografierten und dokumentierten die Fallada-Tage – man kann gar nicht alle und alles aufzählen, und meinerseits folgten Schlag auf Schlag diverse Publikationen zu unterschiedlichen Themen. Mein verstorbener Mann begleitete mit Geduld und Nachsicht meine rastlose Tätigkeit für unser Vereinsblatt. Vor allem aber schulde ich meinen Mitarbeitern aus der Redaktion Dank, namentlich Doris Haupt, Lutz Dettmann und Hannes Rother, ebenso der Layouterin Monika Passian und dem Steffen Verlag. Ohne sie hätte es den *Salatgarten* in dieser Qualität nicht gegeben. Und ich bin Ihnen, meinen verehrten Lesern, sowie dem Vorstand der hfg dankbar – er hat mich gewähren lassen und mich in meiner herausgeberischen Freiheit nie eingeschränkt.

Vieles wird mir nun fehlen, am meisten jedoch die Zusammenarbeit mit all meinen geschätzten Beiträgern. Mit manchen sind im Laufe der Zeit freundschaftliche Verbindungen entstanden, oftmals, ohne dass wir uns jemals begegnet sind. Der Austausch mit ihnen (und Ihnen) hat mir viel bedeutet, und ihre Bereitschaft zur unentgeltlichen Mitarbeit hat mich beeindruckt und inspiriert.

In meinem letzten Heft habe ich daher eine besondere Rubrik eingefügt: lesen Sie selbst! Unter dem Titel *Wie ich zu Fallada kam* lassen uns zwölf Persönlichkeiten auf ganz unterschiedliche Weise und sehr individuell daran teil-

haben, wie ihr Interesse an Fallada geweckt wurde. Die Beiträge sind alphabetisch – und dadurch egalisierend – nach ihren Verfasser-namen sortiert. Leider ließ es beschränkter Raum nicht zu, meine Abschiedsrubrik weiter auszudehnen und weitere Fallada-Freunde und -Forscher zur Feder greifen zu lassen; doch womöglich bietet sich dazu Gelegenheit in einem der nächsten Hefte.

Ich bin für den *Salatgarten* auch künftig optimistisch, wenn vom kommenden Jahr an Lutz Dettmann und Hannes Gürgen ihn weiterführen und neue Akzente setzen werden, wie auch ich meine Handschrift erst eigens finden musste. Ich bin überzeugt, die Zeitschrift wird sich gut entwickeln und trotz finanzieller Engpässe tapfer fortbestehen. Sie ist Teil einer Kultur, die uns mit unserem literarischen Erbe verbindet, eine einzigartige Form der Kommunikation, die es zu erhalten gilt.

Das Weihnachtsfest steht vor der Tür – das wichtigste Fest auf der ganzen Welt, nicht nur in Kulturen mit christlicher Prägung. Viele Menschen feiern es als Fest der Familie, des Friedens und der Versöhnung. Ich wünsche Ihnen, dass Sie die besondere Magie der Festtage im Kreise Ihrer Lieben genießen können. Frohe Festtage und ein gesundes neues Jahr!

Hier ist er also, der *Salatgarten* 2025. Möge er Sie erfreuen!

Ihre Salatgärtnerin
Sabine Koburger

Wollen Sie wissen, wie ich zu Fallada kam,

und kennen Sie noch die Zeiten, in der Bücher „Bückware“ sein konnten?

Dann gehören Sie – mit Verlaub – wie ich zu den „Oldies“ und mit großer Wahrscheinlichkeit zu einer aussterbenden Spezies ...

Ich hatte das große Glück, in den 1960er-Jahren in Leipzig neben dem Abitur auch den Facharbeiterbrief als Buchhändlerin erwerben zu können. Eine der ersten Einweisungen im Geschäft galt den geheimen Fächern „unterm Ladentisch“, die für mich als Lehrling tabu zu sein hatten. Natürlich beflügelte das damals meine Neugierde und so wurde meine erste Begegnung mit Fallada eine unglückliche: Für eine Neuerscheinung des Aufbau-Verlages hatte es über den VD (Vorankündigungsdienst des Volksbuchhandels) zahlreiche Vorbestellungen gegeben, so dass sogar die Buchhändlerinnen untereinander in Streit geraten waren. *Wer einmal aus dem Blechnapf frißt* – schon der Titel war ein Aufreger! Und ich händigte durch eine Verwechslung eines der begehrten Exemplare an die falsche Person aus! Was hatte es mit diesem Dichter auf sich, dessen Name wie eine Verszeile klang? Und was geschieht mit dem, der einmal aus dem Blechnapf frisst? In meinen Studienjahren blieb Fallada eine umstrittene Schriftstellerpersönlichkeit – ungebeugt oder angepasst, das allein schien meine Dozenten zu beschäftigen.

Dann waren der Roman *Kleiner Mann – was nun?* und seine Verfilmung mit Jutta Hoffmann als Lämmchen in aller Munde – und

alle ungeborenen Kinder wurden (als Arbeitstitel) „Murkel“ genannt. Später las ich meinen Kindern die *Murkelei* vor, verliebte mich in den *getreuen Igel* und führte meine 8. Klasse nach Carwitz.

Aber so richtig spannend wurde es, als meine geschätzte Kollegin Sabine Koburger den Roman *Der Jungherr von Strammin* entdeckte und wir uns beide an der Authentizität der Orte in Vorpommern entzündeten. Es folgten Vortrags- und Lesereisen in der Region, später entstand das Buch zum Buch *Junger Mann auf Irrwegen* (Edition Pommern Stralsund 2017), das unsere Entdeckerfreude an den Dichterorten dokumentierte. Fortan tauchte auch ich tiefer in Falladas Werke ein, sei es für die Kolumne oder für Beiträge oder für die Einleger im *Salatgarten* und erwarb auf ganz legale Weise die Gesamtausgabe des Aufbau-Verlages.

Zum Schluss und auf den Weg gebe ich Ihnen noch eine bedenkenswerte Weisheit von Albert Camus mit und verabschiede mich: „Man sollte Bücher verbieten, damit sie mehr beachtet werden!“

Regina B. Apitz



Der neue Vorsitzende stellt sich vor

Liebe Fallada-Freundinnen und -Freunde, es ehrt mich, der neue Vorsitzende der Hans-Fallada-Gesellschaft zu sein!

Zunächst einen Dank an meinen Vorgänger Michael Töteberg: Lieber Michael, Du hast mit sicherer Hand den Vorstand und die Hans-Fallada-Gesellschaft durch turbulente Zeiten geführt. Mit Deiner Erfahrung und Deinen Ideen hast Du der Gesellschaft viele Impulse gegeben und sie auf Kurs gehalten.

In den letzten zwei Jahren habe ich im Vorstand mitgearbeitet. Wir gehen freundschaftlich und lösungsorientiert an die Aufgaben heran. Wir sind Teamplayer. Mein größter Wunsch ist es daher, dass auch zukünftig das Wir im Vordergrund steht, sowohl im Vorstand als auch in der gesamten Hans-Fallada-Gesellschaft. Alle sollen sich ehrenamtlich einbringen können. Dies wird ein wichtiger Baustein bleiben, um unsere Schätze wie das Museum, die Hans-Fallada-Tage oder den *Salatgarten* zu erhalten und weiterzuentwickeln.

Ohne Geld geht natürlich gar nichts. Peter Schulz, unser Schatzmeister, ist ein Glücksfall für die Hans-Fallada-Gesellschaft. Lieber Peter, gerne unterstütze ich Dich bei den Förderanträgen und der Suche nach Sponsoren.

Ein Schwerpunkt meiner Arbeit ist die Kontaktaufnahme zu den Schulen. Unsere Wanderausstellungen habe ich erfolgreich wieder auf Wanderschaft geschickt. Vielleicht hat der eine oder die andere Lust, zukünftig an diesen Aufgaben mitzuarbeiten? Mir ist wichtig, Fallada und die Hans-Fallada-Gesellschaft ins Gespräch zu bringen. Mir ist wichtig, dass un-

sere tolle Arbeit auch andernorts wahrgenommen wird. Mir ist Vernetzung wichtig. So wandert zum Beispiel unsere Ausstellung *Wenn mich ein Buch wirklich reizt – Hans Fallada als Literaturkritiker* im Januar 2026 nach Bremen im Rahmen der dortigen Literarischen Woche. Als Bremer freut mich das natürlich besonders.

Was mich als Sozialpädagoge und Kulturarbeiter umtreibt: Wie können wir Menschen ins Museum locken, die von selbst nie auf die Idee kommen würden, ein Literaturmuseum zu besuchen? Wie können wir die literarische Lebensleistung Falladas adressatengerecht an die junge Generation weiterreichen?

Last but not least ein Wort zur Wissenschaft. Eine ganz besondere Veranstaltung hatten Stefan Knüppel, Patricia Fritsch-Lange und ich im März dieses Jahres mit Studentinnen und Studenten der Universität Newcastle in England. In einem Online-Seminar mit zahlreichen Teilnehmerinnen und Teilnehmern, die dafür in der Aula der Universität zusammengekommen waren, führten wir durch das Hans-Fallada-Museum und sprachen über Falladas Roman *Jeder stirbt für sich allein*. Es war beeindruckend zu erleben, mit welcher Ernsthaftigkeit sich die jungen Menschen mit Falladas letztem Roman auseinandergesetzt hatten, gemeinsam mit ihrer aus der Ukraine geflüchteten Professorin und aus Charkiw zugeschalteten Studentinnen und Studenten.

Zu *Jeder stirbt für sich allein* habe ich übrigens eine ganz besondere Beziehung. Meine Auseinandersetzung mit den historischen Vorbildern für den Roman, den Ber-



Christian Winterstein Foto: privat

liner Widerstandskämpfern Elise und Otto Hampel, verarbeitete ich zu einer kleinen Wanderausstellung, die von 2017 bis 2018 im Scheunensaal präsentiert wurde. So kam ich zur Hans-Fallada-Gesellschaft. Im Rahmen meiner nebenberuflichen Kulturarbeit wanderte *Wer waren Otto und Elise Hampel – Karte bitte wandern lassen!* erfolgreich durch die Kultureinrichtungen in Deutschland. Daraus resultierte wiederum eine dialogische Lesung, die mein Kollege Wilhelm Holthus und ich im Mai dieses Jahres bei *freitags bei fallada* präsentiert haben.

Vieles ist zu Leben und Werk Falladas erforscht worden, doch auch in Zukunft sind neue Forschungsfragen zu erwarten, deren Beantwortung die Hans-Fallada-Gesellschaft zum Beispiel mit wissenschaftlichen Kolloquien unterstützen sollte. Auch das Museum bietet viele Anknüpfungspunkte für wissenschaftliche Arbeit. In diesem Zusammenhang freut es mich besonders, dass die Sockelsanierung des Fallada-Hauses in Kooperation mit der Hochschule Hildesheim vorgenommen wird.

Wir sind eine lebendige Literaturgesellschaft und das soll auch so bleiben!

Ihr
Christian Winterstein

Rede zur Eröffnung der Ausstellung „Bühne frei für Fallada – Plakate und Programme“

sowie zur Übergabe meiner Archivalien an die Hans-Fallada-Gesellschaft am 18. Juli 2025 (leicht gekürzt, d. R.)

JOHANNES
SCHLÄPFER-WOCHNER

Ein herzliches Willkommen auch meinerseits, geschätzte Fallada-Liebhaberinnen und Fallada-Liebhaber, liebe Freunde und Familienangehörige. Vielen Dank, dass Sie der Eröffnung der Ausstellung „Bühne frei für Fallada – Plakate und Programme“ beiwohnen.

Wie es zur Ausstellung gekommen ist und weshalb von den 18 ausgestellten Plakaten jene zu *Kleiner Mann – was nun?* und *Jeder stirbt für sich allein* überwiegen, entnehmen Sie dem Text des ersten Plakates neben den Vitrinen. Ergänzend dazu wenig zur Chronologie:

Am 3. Februar 2023 teilte ich Stefan Knüppel meine Absicht mit, der Hans-Fallada-Gesellschaft im Jahr meines 70. Geburtstags alle meine Plakate und Programmhefte zu Inszenierungen von Hans Falladas Romanen zu schenken, und schlug vor, an den 34. Hans-Fallada-Tagen einige Plakate und Programmhefte auszustellen [...].

Nachdem der Vorstand sein Einverständnis signalisiert hatte, sandte ich am 13. September 2024 den Hängeplan und ein Beispiel der Texttafeln zu den Plakaten nach Carwitz. Als Titel der Ausstellung schlug ich „Bühne frei für Fallada“ vor.

Ende Januar 2025 gingen die 18 ausgestellten, ausdrücklich als

Geschenk deklarierten Plakate auf die Reise nach Mecklenburg-Vorpommern [...]. Freitag, den 27. Juni 2025, verbrachte der Museumsleiter mit dem Hängen der Plakate und am 8. Juli bestückten wir die Vitrinen mit 36 Programmheften.

Programmhefte und Plakate sind nach dem Erscheinungsjahr von Falladas Romanen in chronologischer Reihenfolge der Theateraufführungen ausgestellt.

Das Sammeln ist von Kindheit an meine Herzenslust. Vorerst ging mein Sinn nach Briefmarken. Da waren mir die Papierkörbe meiner Eltern, meiner Großmutter und im Geschäft meines Vaters reiche Fundgruben, die ich mit wahrer Wonne durchstöberte. Später bot mir eine Briefmarkensammlung aus der Jugendzeit meines Vaters eine willkommene Bereicherung. Hier fanden sich diverse Seltenheiten und Raritäten. Das Tauschgeschäft mit den Schulkameraden blühte. Aber nicht genug damit – ich sammelte auch Ansichtskarten, Fahrscheine, Unterschriften, Muscheln, Steine, einfach alles, was mir des Sammelns wert schien.

Geblieben ist in eingeschränktem Maß das Briefmarkensammeln; neu hinzu gekommen das Horten von Objekten rund um Hans Fallada, so eben auch Plakate und Programmhefte zu Inszenierungen seiner Werke auf Bühnen mehrheitlich deutschsprachiger Spielstätten. Das hat sich in den



Foto: W. Behr

vergangenen Jahren zur wahren Leidenschaft entwickelt und ja – Leidenschaft ist nicht selten das, was Leiden schafft. Wie oft sah ich mich gezwungen, Theaterverantwortliche wiederholt anzusprechen und zu bitten, mir Unterlagen zu Fallada-Inszenierungen zuzustellen. Umso größer war jeweils die Freude, wenn Plakate, Programmhefte, manchmal auch Fotos unverseht bei mir in der Post lagen. Spätestens dann traf zu, was Goethe, selbst ein leidenschaftlicher Sammler, zugeschrieben wird: „Sammler sind glückliche Menschen.“ Für Goethe bedeutete das Sammeln vor allem eine Erweiterung des Wissens. Er sagte: „Und so liebe ich den Besitz nicht der besessenen Sache, sondern meiner Bildung wegen, und weil er mich

ruhiger und dadurch glücklicher macht.“⁴¹ Wie bei Goethe repräsentieren auch bei mir die gesammelten Objekte vielfältigeres Wissen und Erkenntnisse.

Doch wie kommt ein Schweizer Germanist dazu, Plakate und Programmhefte zu sammeln – wie kommt er dazu, sich mit Fallada zu beschäftigen, zumal der Autor bei uns – wenn überhaupt bekannt – weitgehend in Vergessenheit geraten und in keinem Lehrplan von Schulen der Sekundarstufe 2 zu finden ist?

Ich bin mit sechs Geschwistern in einer patriarchalischen Familie aufgewachsen. Mein Vater war zusammen mit einem seiner Brüder der bedeutendste Arbeitgeber unserer Wohngemeinde. Nebenbei engagierte er sich leidenschaftlich in der Politik, unter anderem als Gemeindepräsident und Angehöriger des Kantonsparlaments. Verständlich, dass er die Woche durch für uns Kinder wenig bis gar keine Zeit hatte. Dafür nahm er in Anspruch, die Sonntage mit uns zu verbringen. Das begann in der Regel mit dem Besuch des Gottesdienstes. Mutter blieb zu Hause und bemühte sich um den Sonntagsbraten. Nach dessen Verspeisung hatten die schulpflichtigen Kinder während mindestens einer halben Stunde im Salon still zu lesen, die übrigen eine Zwangsruhepause einzuhalten. Ich als mittleres der sieben Kinder, des Lesens noch nicht restlos kundig, setzte mich zu den älteren Geschwistern. Dazu wählte ich jeweils aus dem elterlichen Bücherregal ein Werk, dessen Cover mich ansprach, so auch *Damals bei uns daheim*. Darin fand ich Geschichten wie jene vom Baumkuchen, die mich an Selbsterlebtes erinnerte. Von da an gehört Fallada zu meinen bevorzugten Autoren.

Bei meiner eingehenden Beschäftigung mit seinem Leben und Werk stellte ich auch die eine oder andere Parallele zwischen Fallada und meinem Vater fest.

Wir wurden zwar nicht wöchentlich gewogen, aber monatlich gemessen, die Ergebnisse an einem Türpfosten mit Datum und Name festgehalten. Schrieb mein Ernährer an einer seiner zahlreichen politischen Reden, musste im Haus absolute Ruhe herrschen. Fühlte er sich gestört, forderte er die gewünschte Ruhe stimmungsgewaltig und wortreich ein, was uns zum Verstummen oder zum Spielen fernab des Hauses brachte. Auch er war – zwar weniger vielschichtig als Fallada – ein Suchtmensch. Je eine Flasche Wein auf dem Mittags- und Abendbrottisch war Usus. Ganz zu schweigen von den zahlreichen von ihm wortgetreu „Gift“ genannten Gin Tonics, die er sich nach Arbeitsschluss vor dem Mittagessen am runden Tisch seiner Stammbeiz hinter die Binde goss.

Prinzipientreue bedeutete ihm alles. Eins davon war die gesunde, spartanische Abendkost für uns Kinder. Täglich gab es Hafergrützsuppe, die montags aufgesetzt und bis samstags gestreckt wurde. Kippte sie einmal über – sprich: wurde sie sauer – hieß es, das sei ein natürlicher Gärungsprozess und daher nicht ungesund. Er ließ sich jeweils einen separaten Teller vorsetzen, entweder belegt mit feiner Rohkost, geräuchertem Fisch, gesülztem Fleisch oder duftendem Käse. Wir warteten gespannt auf seine regelmäßig gestellte Frage „wer?“, denn dasjenige, das am schnellsten darauf reagierte und „ich“ rief, bekam von ihm, was er nicht mehr essen mochte.

Nach der sonntäglichen Lese- stunde machten wir uns gemein-

sam auf zu einem Spaziergang – auch dies nach bestimmten Regeln: Vorneweg gingen die Eltern. Vater stets in Maß-Sakko und Hut, den er bei jeder Begegnung mit Bekannten lüftete. Wurde ihm zu heiß, durfte eins der Kinder, die den Eltern im Gänsemarsch folgten, den – Futter nach außen geschlagenen, über den Unterarm gelegten – Sakko nachtragen. Auf diese Art ging es in der Regel durchs Dorf. Zum Schluss des Spaziergangs suchten die Eltern ein Restaurant auf und führten mit am runden Tisch Sitzenden ausgedehnte Gespräche. Eins von uns Kindern durfte beziehungsweise musste die Eltern begleiten, die anderen waren angehalten, gemeinsam auf direktem Weg nach Hause zu gehen und dort ja keinen Unfug zu treiben. Ob wir uns daranhielten, lasse ich offen, können Sie sich selbst ausdenken.

Legendär waren Vaters überschäumende Großzügigkeit sowie sein soziales Engagement für die rund 150 Mitarbeitenden, von besonderer Güte seine Kochkünste. Wer zu einem sich bis in die frühen Morgenstunden erstreckenden Abendessen in unser Haus eingeladen wurde, durfte sich privilegiert fühlen. Da mein Vater ein streitfreudiger Mensch war, kam es dabei oft zu heftigen Diskussionen. Wer ihm argumentativ nicht Paroli bot, lief Gefahr, nach seiner Geige tanzen zu müssen.

Auch ich hatte zahlreiche ernsthafte und harte Auseinandersetzungen mit ihm, die letzte, als es um mein Studium ging. Stand er voll und ganz hinter meiner Wahl für Germanistik und Geschichte, entbrannte ein ewiges Hin und Her bezüglich des Studienorts. Für ihn war ebenso klar, dass es Zürich sein müsse, wie für mich, dass es Bern sein würde. Umstim-

men ließ er sich erst, als ich damit argumentierte, bei Prof. Dr. Walther Killy, Herausgeber des Killy Literaturlexikons und der Deutschen Biografischen Enzyklopädie sowie späterer Direktor des Forschungsprogramms der Herzog August Bibliothek in Wolfenbüttel studieren zu wollen.

Quasialsgenleistung forderte er ein, dass ich alle vierzehn Tage nach Hause komme, um für die folgenden zwei Wochen das Geld in Empfang zu nehmen. Das geschah dann auch, aber nur ein einziges Mal, denn vier Tage darauf starb er knapp 50-jährig völlig überraschend – nicht an seiner Sucht, sondern an einem Aneurysma, das ihn während einer seiner brillanten, argumentativ überzeugenden Kampfesrede gegen ein überdimensioniertes Bauprojekt vor einem geschützten Ortsbild zusammenbrechen ließ.

Jahre später erfuhr ich, dass er meine Studienwahl uneingeschränkt unterstützte, weil er selbst gerne Germanistik studiert hätte, wäre er nicht gezwungen gewesen, das Textilunternehmen seiner Vorfahren in vierter Generation weiterzuführen. Wenn wir als Kinder jeweils kundtaten, wir würden dereinst in seine Fußstapfen treten, sagte er stets: „Lernt etwas Gescheites“. Und dafür, dass er uns dabei bis zu seinem Tod uneingeschränkt unterstützte, bin ich ihm sehr dankbar.

Um meine Mutter finanziell zu entlasten, verzichtete ich mit Ausnahme des Anteils der bescheidenen Halbwaisenrente, die sie für vier sich noch in Ausbildung befindende Kinder ausbezahlt bekam, auf monetäre Unterstützung und arbeitete als Werkstudent zu 50% fest angestellt während meines ganzen Studiums in einer Fassadenbauunternehmung. Zudem

war meine Frau in einer 100%-Anstellung als Assistentin des akademischen Direktors der Universität Bern tätig. So verdienten wir ordentlich Geld und durften bereits zu Beginn unserer Ehe ein angenehmes und unabhängiges Leben führen.

Als ich Walther Killys Nachfolger 1981 fragte, ob ich meine Lizenzatsarbeit zu Hans Fallada schreiben dürfte, meinte er lakonisch: „Wenn's denn Fallada sein muss, dann schreiben Sie mal.“ Motivierend – nicht!

War dieser Professor, längst nicht so eloquent wie Killy, eher ein sich zu Höherem berufener Gymnasiallehrer, Karrierist, der es bis zum Rektor der Universität Bern schaffte, und Artillerieoberst der Schweizer Armee, auch der Meinung, Fallada sei den braunen Machhabern nahegestanden? Meine Reaktion: „Dem werde ich's zeigen!“ Als erstes besorgte ich mir alles an Sekundärliteratur, was damals vorhanden war, bis hin zu einem Artikel von Lili Kaufmann, den mir die Stadt- und Universitätsbibliothek per Fernleihe in der damaligen Sowjetunion besorgte. Diesen Artikel auf Mikrofilm und in kyrillischer Schrift bewahre ich nach wie vor in meinem privaten Hans-Fallada-Archiv auf. Das wird wohl der Auslöser meiner Sammelleidenschaft gewesen sein, die bis auf den heutigen Tag anhält. Anfang der 2000er-Jahre weitete ich sie auf Inszenierungen von dramatisierten Fallada-Romanen aus, auf Plakate, Programmhefte und Theaterkritiken.

Um an die erforderlichen Informationen von Theatern zu gelangen, die Fallada spielten, bedurfte es einer gewissen Systematik. Im Mai und Juni begann ich jeweils mit der Spurensuche. Dabei leistete das Internet hilfreiche Dienste. Auf

irgendeiner Suchplattform gab ich folgende Kombinationen ein: „Spielzeit des laufenden und des folgenden Jahrs + Fallada“ oder „Premieren des laufenden und des folgenden Jahrs + Fallada“. Damit stieß ich allein für die anstehende Spielzeit 2025 auf acht Treffer, viermal *Kleiner Mann – was nun?* und viermal *Jeder stirbt für sich allein*. [...]

Als nächstes galt es, die Zuständigen der Spielstätten anzuschreiben, ihnen darzulegen, worum es mir geht, und sie unter dem Hinweis, dass ich für allfällige Unkosten aufkommen werde, zu bitten, mir – wenn vorhanden – ein Plakat und ein Programmheft zuzustellen. Die Reaktionen fielen unterschiedlich aus.

Dazu ein Beispiel von einem Theater in Baden-Württemberg: „Vielen Dank für Ihre Anfrage. Da Plakate (7 €) bei uns nur mit Barzahlung zu erhalten sind, bedarf es einer längeren Klärung mit der Verwaltung, ob wir das Plakat auch auf Rechnung verschicken können. Mit dem Programmheft (3 €) ist es kein Problem. Ein Problem hätten wir noch! Wir haben keine Möglichkeit das Plakat, Größe DIN A1, in gerollter Form zu verschicken. Wir müssten es so lange falten, damit es in einen DIN A4 Umschlag passt! Jenachdem, wie schwer der Umschlag dann wird, liegen die Portokosten in die Schweiz zwischen 3,70 € und 7 €. Wenn Sie uns mit einer Rückmeldung Ihr ok geben, dann klären wir alles ab.“ Nachdem ich dieses erteilt hatte, hörte ich lange nichts mehr. Auf ein Nachfragen erhielt ich folgende Antwort: „Ich habe mich heute bezüglich Ihrer Bitte bei meiner Vorgesetzten erkundigt. Leider ist es nicht möglich, ein Plakat oder Programmheft auf Rechnung in die

Schweiz zu verschicken. Wir haben immer wieder Schwierigkeiten mit Rechnungskäufen in die Schweiz. Die deutschen Banken verlangen eine Gebühr bei Zahlungen aus der Schweiz, die zu unseren Lasten geht. Es tut uns wirklich sehr leid, dass wir Ihren Wunsch nicht erfüllen können. Sollten Sie einen Besuch des Stückes in unserem Hause in Erwägung ziehen, legen wir Ihnen gerne ein Plakat zurück.“

Um die Angelegenheit zu einem glücklichen Ende zu bringen, fuhren meine Frau und ich per Zug in die süddeutsche Stadt, holten Plakat und Programmheft ab und gönnten uns ein feines Mittagessen in einem urigen Lokal. [weitere ergötzliche Beispiele mussten wir aus Platzgründen leider weglassen, d. R.]

Auf teilweise verschlungenen Wegen gelangte ich zu weiteren Unterlagen, so auch zu Fotos mit Eva Heramb (1899–1957) als Lämmchen und Sigfred Johansen (1908–1953) als Pinneberg in der Inszenierung von Jens Lochers *Lille Mand – hvad nu?* am 3. März 1934 im Volkstheater Kopenhagen sowie Marga Zöllner (1914–1985) als Lämmchen und Ludwig Hollitzer (1903–1947) als Pinneberg in der Inszenierung *Kleiner Mann – was nun?* desselben Autors am 8. März 1936 im Stadttheater Bern. Auf ähnliche Weise gelangte ich auch zum ältesten Programmheft meiner Sammlung zu Jens Lochers *Unge mann – kva no?* im norwegischen Theater Oslo vom 17. Mai 1935. Dieses liegt allerdings nur in elektronischer Form vor.

Es waren auch ästhetische Kriterien, die Anreize schufen und mich zum Sammeln motivierten; ebenso die Pflege einer Erinnerungskultur sowie die Erschließung themenspezifischer Kontexte. Zu-

dem spielte die Materialerhebung im Sinne eines wissenschaftlichen Sammelns eine Rolle, nicht nur privat, sondern auch im Hinblick einer längst angedachten Schenkung meiner Sammlung an die Hans-Fallada-Gesellschaft zuhanden des Hans-Fallada-Archivs. Dass ich dazu im Scheunensaal eine Jahresausstellung ausrichten darf, freut mich ungemein.

Auch wenn in der heute digitalen Welt mit Social Media und Co. das analoge Plakat etwas altbacken erscheinen mag, ausgedient hat es auf keinen Fall, denn es ist die einfachste Möglichkeit, auf öffentlichem Grund ein Thema zu bewerben. Dazu muss es allerdings neben vielen anderen Kriterien Aufmerksamkeit erregen und auffallen, um aus der Masse der Plakate herauszustechen und den Betrachter dazu zu bringen, einen Blick darauf zu werfen.

Seit der Erfindung der mechanisierten Bildproduktion benützt das Theater Techniken, um einen möglichst großen Publikumskreis mit Hilfe der Bilder in die Welt des Theaters zu locken und zu verleiten, oder aber um über Theateraufführungen zu informieren – auf die schlichteste Art und Weise mittels eines gedruckten Theaterzettels. So kann die Druckgrafik von höchstem künstlerischem Anspruch wie auch ein bloß mit Zahlen und Namen bedrucktes Blatt Papier sein, dessen Informationswert allerdings groß sein kann.

Bitte beurteilen Sie, die – davon gehe ich aus – mit den Inhalten von Falladas Romanen bestens vertraut sind, beim Betrachten der ausgestellten Plakate selbst, wieweit es den Gestalterinnen und Gestaltern gelungen ist, eine Botschaft zu vermitteln. Ich denke und hoffe, dass die Plakate auch bei Ihnen Fragen aufwerfen, wie zum Beispiel: Wie

lässt sich das junge Paar – sie, auf ihrer linken Hüfte abgestützt, ein Baby tragend – gemeinsam in übergroßer Unterwäsche steckend in Bezug zu *Kleiner Mann – was nun?* interpretieren? Was soll das sternbesetzte Euro-Zeichen neben dem sich zulächelnden Ehepaar Pinneberg? Inwiefern ist der Wolf für *Jeder stirbt für sich allein* ein angebrachtes Symbol? Was hat der hellgrün fluoreszierende Wackelpudding mit dem Morphinisten zu tun? Sieht der nicht alles durch die rosa Brille? Was würde wohl Fallada, der bekanntlich Einfluss auf die Gestaltung der Buchumschläge seiner Romane genommen hatte, zum einen und anderen Plakat sagen?

Die letzten Vorbereitungen zur Übergabe der zahlreichen Dokumente an die Hans-Fallada-Gesellschaft bescherten mir eine reich befrachtete Arbeitszeit. Sie fielen zusammen mit der Aktualisierung eines im September 2023 herausgekommenen Buches für dessen zweite Auflage, die im April 2025 auf den Markt kam, und mit der Überarbeitung eines lektorierten Manuskripts für mein nächstes, im Februar 2026 erscheinendes Buch.

Daher ist es mir ein Bedürfnis, auch an dieser Stelle meiner Frau einen herzlichen Dank dafür auszusprechen, dass sie mir stets den Rücken freihält, als gewesene Bibliothekarin mich mit selbst vorgenommenen Recherchen zu Themen, die ich gerade bearbeite, anregt, motiviert und unterstützt. Herzlichen Dank dir, Iris!

Es ist mir eine große Freude, hier und jetzt meine Sammlung der Hans-Fallada-Gesellschaft zu übereignen. Dazu darf ich den stellvertretenden Vorsitzenden der Hans-Fallada-Gesellschaft, Edzard Gall, sowie den Leiter des Fallada-Museums, Stefan Knüppel, nach

vorne bitten. In diesem Zeichenkoffer befinden sich weitere 37 Plakate unterschiedlicher Formate.

In den zwölf Archivoschachteln liegen jene Programmhefte, für die es keinen Platz in den Vitrinen gab. Auf diesem Stick sind abgespeichert:

- Alle Plakate in hoher Bildqualität im TIF-Format
- Textbücher zu Fallada-Inszenierungen als PDF-Dateien
- Ein Großteil der gedruckten Programmhefte als PDF-Dateien
- Hunderte von Presseberichten zu den Fallada-Inszenierungen

als PDF-Dateien mit den entsprechenden Bibliografien ebenfalls als PDF-Dateien

Zum Schluss darf ich – auch in Stefan Knüppels Namen – der Arbeitsgemeinschaft Literarischer Gesellschaften und Gedenkstätten (ALG) für die Förderung des Ankaufer der Rahmen und die Gestaltung der Schrifftafeln sowie der Firma STEFFEN MEDIA in Friedland für die Finanzierung des Druckes der Tafeln herzlich danken.

Ein herzliches Dankeschön auch dir, Stefan, für die ausgezeichnete, von gegenseitigem Vertrauen geprägte Zusammenarbeit über

eine Luftlinien-Distanz zwischen Carwitz und Teufen von 716,71 km. Was mit unserem Mailwechsel am 3. Februar 2023 seinen Anfang nahm, findet mit der heutigen offiziellen Eröffnung der Ausstellung seinen Abschluss. Und daher sage ich mit Freude: „Bühne frei für Fallada“.

Herzlichen Dank!

Teufen/Carwitz, 18. Juli 2025

¹ Johann Wolfgang von Goethe, 1812, zitiert nach Hermann Levi, *Gedanken aus Goethes Werken*, München o. J., S. 60.

Ein Leben fast ohne Spuren

Meine Nachforschungen über das Schicksal der von Fallada geschätzten

Autorin Claire Bergmann

W. DIETER LUCKAU

Kennen Sie dieses Gefühl tiefer Enttäuschung und Resignation? Trotz monatelanger, intensiver Recherche unter Einbeziehung Ihrer Netzwerke und jahrzehntelanger Erfahrung stehen Sie am Ende vor einem eher bescheidenen Ergebnis. Aber der Reihe nach:

Sie erinnern sich vielleicht noch an die 32. Hans-Fallada-Tage 2023 mit der Vorstellung des Buches *Wenn mich ein Buch wirklich reizt – Hans-Fallada als Literaturkritiker* und an die gleichnamige Ausstellung?¹ (vgl. dazu auch *Salatgarten* 2023, S. 65 f.) Dadurch lernte ich eine mir bis dahin unbekannte Seite Falladas kennen. Sabine Koburger stellte mit viel Empathie dessen Besprechung des einzigen Romans von Claire Bergmann vor.² Mich beeindruckte ihre Schilderung der extrem schwie-

rigen Suche nach Lebensdaten der Autorin, die über den Umweg USA zu ihrem Sohn nach Italien führte. Besonders angesprochen hat mich, dass Claire Bergmann 1912 in Berlin-Niederschönhausen, keine 20 Gehminuten von meinem Haus entfernt, konfirmiert wurde. Da sollte doch mehr zu erfahren sein! Sie müssen wissen, dass ich seit 25 Jahren meine Familiengeschichte erforsche und dabei viele Erfahrungen sammeln konnte, wie und wo man suchen muss. Aus vielerlei Gründen kam die von mir beabsichtigte Recherche zunächst nicht zustande.

Erst als am 29. März dieses Jahres in einer bekannten Moabiter Buchhandlung die o. g. (Wander-) Ausstellung eröffnet wurde, an der meine Frau und ich teilnahmen, platzte der berühmte Knoten. Sabine Koburger hatte auch an diesem Abend Falladas Bespre-

chung von Claire Bergmanns Roman vorgestellt. Und so konnte ich gar nicht anders, als schon am nächsten Tag loszulegen. Der Eintrag der Konfirmation³ war schnell gefunden: Klara [sic!] Bergmann, in Niederschönhausen lebend und ab Oktober 1911 am Konfirmandenunterricht teilnehmend, wird am 29. September 1912 durch Pfarrer Collin in der Friedenskirche konfirmiert. Leider werden keine Eltern genannt. Das dort angegebene Taufdatum sollte sich später als nicht korrekt herausstellen. Etwas schwieriger war es, Geburts- und Taufeintrag zu finden. Ich wusste, dass sie als Säugling in ein Heim gegeben worden war. Da sie in Niederschönhausen konfirmiert wurde, vermutete ich dieses Heim auch hier. Nach Konsultation mit dem Verein Chronik Pankow kam das 1885 eröffnete, heute noch bestehende Heim Siloah in Frage.⁴

Später stellte sich heraus, dass sie noch vor ihrer Einschulung in eine Pflegefamilie kam. Diese Pflegeeltern, ein kinderloses Ehepaar, dessen Name leider unbekannt ist, hatte es wohl vor allem auf das Pflegegeld abgesehen. Das Verhältnis zu ihrem Pflegekind war herzlos und autoritär. Nach den Schilderungen ihres Sohnes und den Passagen im Roman *L'eco della tempesta* wollte Klara so schnell wie möglich weg von ihnen.⁵ Andererseits wurde ihr so eine gute schulische Bildung zuteil. Vermutlich hat Klara Bergmann eine sogenannte Höhere Töchterschule, höchstwahrscheinlich das Elisabeth-Christinen-Lyzeum, in Niederschönhausen besucht.⁶ Das Lyzeum bestand bis 1950, im Landesarchiv Berlin existieren leider nur drei Jahresberichte aus den 1920er-Jahren.

Ich startete eine Vielzahl von Anfragen per E-Mail und Brief: an die Kirchengemeinde, an die Leiterin des Heims Siloah, an das Archiv von dessen Betreiber, das Diakonissenhaus Teltow, an den Leiter des Unternehmensarchivs des Axel-Springer-Konzerns (Claire Bergmann soll als Journalistin bei Ullstein gearbeitet haben). Beim Landesarchiv Berlin fragte ich nach Meldeunterlagen, ein wenig später nach der Pflegefamilie. Die Antworten waren ernüchternd: Die Kirchengemeinde hat keine Unterlagen, ebenso das Archiv des Diakonissenhauses Teltow. Die Meldeunterlagen Berlins wurden 1943 ausgelagert und sind seitdem verschollen. Es gibt nur die gedruckten Adressbücher, als Digitalisate auf der Webseite der Berliner Landesbibliothek recherchierbar.⁷ Und am 29. Juli teilte mir das Landesarchiv mit, sie könnten keinen Pflugschaftsvorgang zu dem genannten Namen ermitteln.

Bei Axel Springer dauerte es etwas länger, ich musste erst Friede Springer in einem Brief um Hilfe bitten. Aber auch hier: nichts. Der Leiter des Archivs, Lars-Broder Keil, schrieb mir am 4. Juli: „Durch die Zerstörung des Berliner Zeitungsviertels Anfang 1945 ist ein Großteil der Ullstein-Unterlagen, v. a. Personalakten, verloren gegangen“ und ergänzend am 8. Juli: „ich habe nun in allen verfügbaren Quellen nachgeschaut (Personendatei, Jubiläumsbände, digitalisierte Ausgaben *DIE DAME* und *Berliner Illustrierte Zeitung* usw.), aber ich habe leider keinen Hinweis auf Claire Bergmann gefunden. Ich bin mir nicht einmal sicher, ob sie bei Ullstein gearbeitet hat – womöglich nur als freie Mitarbeiterin, was die Chance auf einen Fund noch geringer macht.“

Im Mai wandte ich mich an die Humboldt-Universität, denn Claire Bergmann soll an der Friedrich-Wilhelms-Universität (FWU) studiert und in Philosophie promoviert haben. Um es kurz zu machen: Ich ackerte alle Studierendenverzeichnisse zwischen Wintersemester 1917/18 und Sommersemester 1931 durch, fand auch einige Damen namens Bergmann, aber keine Klara oder Claire. Und kein Promotionsverfahren. Ob sie an einer anderen Uni studiert hat? Ich komme später darauf zurück.

Wieso ließ sich nichts finden? Zunächst sind erhebliche Verluste in den schriftlichen Überlieferungen während der unruhigen 1920er-Jahre und besonders während des Zweiten Weltkrieges zu beklagen. Alle bekannten Fakten über das Leben der Claire Bergmann stammen von ihrem Sohn, Dr. Arpad Angelo Klein, geboren 1935 in Alasio/Italien. Ihm hat seine Mutter als jungem Heranwachsenden aus ihrem Leben erzählt, er war ihr

Vertrauter. Beide lebten in prekären Verhältnissen, waren im faschistischen Italien Verfolgung ausgesetzt. Der Junge konnte sicher nicht alles verstehen und einordnen. „Alle Erzählungen meiner Mutter stammen aus meiner Kindheit. Später wurden leider ihre Nerven immer verwirrt. Sie war ständig aufgeregt, schlief nicht, [...] Sie schrieb Tag und Nacht, sogar an Mussolini (wofür sie bestraft wurde), immer ohne Antwort. Ab 1938 (ital. Rassengesetz) wurde alles noch schlimmer. Wir mussten, weil mein verschwundener Vater Jude war, ca. 1 Jahr lang weit weg von meinem Geburtsort. Als wir heimkehren durften, waren unsere Villa, die Stadtwohnung und die Buchhandlung leer. Alles verschwunden. Und wir waren in Not. Um zu überleben, verkaufte sie alles [...]. Ihre Arbeit war fruchtlos. Ihre Schüler zahlten kaum. Mit 12 begann ich zu arbeiten.“⁸

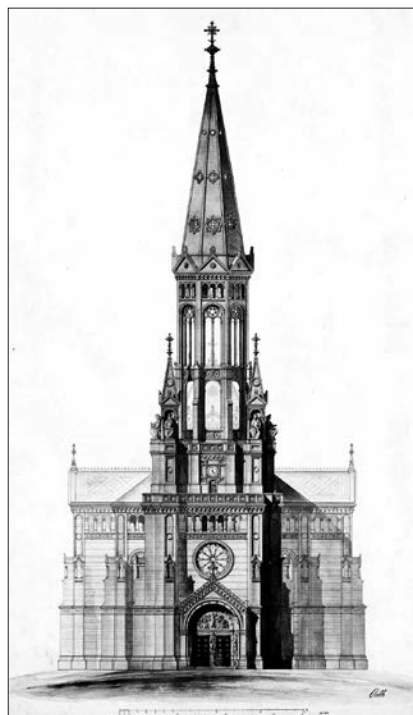
Arpad Klein, mit dem ich seit dem 20. Mai in Verbindung stehe, hat 2008 einen Roman nach den Erzählungen seiner Mutter veröffentlicht. Dieses Buch besorgte ich mir aus Italien. Ich erhoffte mir Hinweise aus dem Text, wohl wissend, dass ein Roman kein Tatsachenbericht ist. Arpad Klein hatte mir schon berichtet, dass der erste Teil des Romans, in dem es um seinen Vater, einem ungarischen Juden, geht, gänzlich erfunden ist. Der zweite Teil beschäftigt sich mit dem Leben seiner Mutter in Deutschland bis zu ihrer Flucht 1933, der dritte Teil mit dem Leben in Italien bis zu ihrem Tod 1967. Also – selbst ist der Mann – machte ich mich, der ich kaum ein halbes Dutzend italienische Wörter kenne, ans Übersetzen. Wozu gibt es KI? Ich nutzte eine hochgelobte deutsche Software, die man einen Monat kostenfrei ausprobieren

kann. Es war leider der falsche Entschluss. Das Ergebnis der übersetzten 90 Druckseiten war dermaßen fehlerhaft, dass ich alles mit Google-translate nacharbeiten musste. Ein Riesenaufwand, der mich bis Mitte Juni in Anspruch nahm – und leider auch nicht weiterhalf. Frau Bergmann hatte lt. Aussage ihres Sohnes aus traumatischer Angst vor Verfolgung nämlich die Angewohnheit entwickelt, in ihren Erzählungen nie konkrete Orte, Zeiten und Personen zu erwähnen.⁹ Die Angaben blieben immer vage. Sie führte eine umfangreiche Korrespondenz, bei den eingehenden Briefen wurden aber alle diese Angaben entfernt. Arpad Klein durfte keine Schule besuchen, seine Mutter unterrichtete ihn selbst und erzog ihn mehrsprachig – sehr erfolgreich, wie man an seiner Promotion sehen kann.

Über mein Netzwerk und bei der online-Recherche gab es mehr Treffer.

Den Geburtseintrag vom Standesamt Berlin X a Nr. 2539 vom 10. November 1898 fand ich auf der Bezahlwebsite www.ancestry.de.¹⁰ Demnach wurde Clara [sic!] Bergmann von der unverehelichten Emilie Bergmann am 27. Oktober 1898 in der Wohnung der Hebamme Ernestine Lentz geb. Kurth in der Brunnenstr. 40 geboren. Auf meine Nachfrage teilte mir das Landesarchiv mit, dass es zu dieser Geburt keine weiteren Angaben in der Sammelakte gibt, die

Eintragung also allein auf den Angaben der Hebamme beruht. Die Taufe erfolgte am 4. Dezember 1898 in der nahegelegenen Himmelfahrtskirche.¹¹ Diese, 1890–93 erbaut, ist Ende des Zweiten Weltkrieges zerstört, die Ruine in den frühen 1950er-Jahren abgetragen worden. Sie befand sich gegenüber der Einmündung der Ramlers in die Brunnenstraße auf dem Gelände des heutigen Humboldthains. Taufzeugen waren der Arbeiter Erich Luck aus Weißensee und ein Frl. Emilie Müller. Als Wohnort der Mutter wird die Voltastraße 43, ein Eckhaus Volta-/Wattstraße, angegeben. Auch dieses Haus existiert heute nicht mehr,



Himmelfahrtskirche am Humboldthain, Berlin-Wedding, Ansicht Architekturmuseum der TU Berlin Foto: gemeinfrei

die Hausnummern sind andere. Es gab 1898 insgesamt 17 Einträge (Haushaltsvorstände!) für dieses Eckhaus, der Name Bergmann ist nicht darunter.¹² Vermutlich war Emilie Bergmann Dienstmädchen oder Hausangestellte, vielleicht beim „Banquier F. W. Dietz“ oder

Nr. 2539. A.

Berlin, am 10. November 1898.

Vor dem unterzeichneten Standesbeamten erschien heute, der Personlichteit nach _____, B. kommt,

Die Frau Emma von Lentz geb. Kurth

wohnhaft zu Berlin Brunnenstraße 40.

Religion, und zeigte an, daß von der Brautjungferin Fräulein Bergmann, geb. Lentz

Religion,

wohnhaft zu Berlin

zu Berlin in der Wohnung der Hebamme Ernestine Lentz geb. Kurth am 27. Oktober des Jahres tausend acht hundert neunzig und 8 Uhr mittags um 11 Uhr ein Kind männl. Geschlechts geboren worden sei, welches den Vornamen Clara erhalten habe

Vorgelesen, genehmigt und unterschrieben: Ernestine Lentz geb. Kurth

Der Standesbeamte: von Holzendorf i. d. Amtsanstalt

Geburtseintrag vom Standesamt Berlin X a Nr. 2539 vom 10. November 1898 ©www.ancestry.de

Vol. 163						Vol. 164			
Getaufte in der Himmelfahrt-Kirche						im Monat <i>Dezember</i> Jahr 18 <i>98</i>			
Kaufmann Nr.	Vornamen des Kindes.	Tag und Stunde der Geburt.	Ob es ehelich oder unehelich.	Vor- und Zunamen des Vaters, nach Stand zustellen.	Vor- und Zunamen der Mutter.	Wohnort der Eltern. St. A. Nr.	Tag der Taufe.	Name des Predigers, der es getauft.	Namen der Taufzeugen.
789	Clara	27	unehelich		Lentz	Voltastr. 43	4. Dezember	Klein	Fräulein Bergmann geb. Lentz, Fräulein Müller
779		27	unehelich		Bergmann				

Taufschein Himmelfahrtskirche ©www.archion.de

bei einem der vier dort lebenden Kaufleute. Oder sie wohnte zur Untermiete bei einer der restlichen Familien. Zu ihr konnte ich bisher leider nichts weiter in Erfahrung bringen.

Selbstverständlich habe ich alle Adressen recherchiert. Erstmals erwähnt wird sie im Adressbuch von 1919 als Clara Bergmann, Privatlehrerin. Sie wohnt von 1919 bis 1925 in Charlottenburg, Mommsenstr. 21.¹³ In den Adressbüchern der Jahre 1926 bis 1929 erscheint sie nicht. Möglicherweise

hat sie während dieser Zeit außerhalb von Berlin studiert oder in Berlin studiert und in einer WG gelebt. Wie schon erwähnt, konnte ich ein Studium an der FWU nicht nachweisen. Von 1930 bis 1932 lebte sie in Schmargendorf, Caspar-Theyß-Straße 18, im Folgejahr in der Ruhlaer Straße 13. 1933 und 1934 wird als Adresse die Karlsruher Straße 17 in Wilmersdorf genannt.

In den Einträgen ab 1930 nannte sie sich Claire Bergmann, Beruf Journalistin.

Eine Überraschung war für mich die Mitteilung einer Vereinskollegin, dass es eine Archivalie zu Claire Bergmann in den „Arolsen Archives, International Center on Nazi Persecution“ gibt.¹⁴ Wie ich auf Nachfrage erfuhr, existiert leider nur eine Karteikarte, deren Daten man 1985 vom „Innenministerium Rom“ erhalten hatte. Meine Versuche, über Thea Pape, die Freundin von Claire Bergmann, bzw. deren Tochter Klara [sic!] an Daten aus dem Leben der Autorin zu kommen, sind ebenfalls gänzlich



Friedenskirche Niederschönhausen
Foto: W. Dieter Luckau, 2025



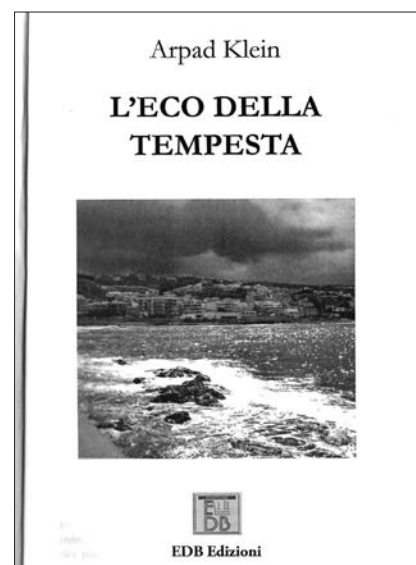
Ehemaliges Elisabeth-Christinen-Lyzeum in Niederschönhausen, Eingang
Foto: W. Dieter Luckau, 2025



Arpad Klein als Kleinkind mit seiner Mutter Foto: Arpad Klein



Journalistenausweis Claire Bergmann, 1933



Cover L'eco della Tempesta
© EDB (Milano); Foto: W. Dieter Luckau, 2025

lich gescheitert. Diese Klara Pape war einmal zu Besuch in Italien. Arpad Klein kann sich vage daran erinnern: „Klara Pape kam aber nach dem Krieg kurz nach Alassio. Ich erinnere, dass sie über unsere Armut empört war und uns schnell verließ“.¹⁵

Es bleibt die erstaunliche Erkenntnis, dass ein Mensch vor 100 Jahren im für seine Bürokratie berühmt-berüchtigten Deutschland leben und kaum Spuren hinterlassen konnte.

- 1 Fallada, Hans: Wenn mich ein Buch wirklich reizt. Literaturkritische Schriften. Hans-Fallada-Jahrbuch Nr. 9. Hrsg. von Sabine Koburger und Michael Töteberg. Friedland: Steffen Verlag 2023.
- 2 Bergmann, Claire: Was wird aus deinen Kindern, Pitt? Die Geschichte der Familie Deutsch. Berlin: Sieben-Stäbe-Verlag 1932.
- 3 www.archion.de, Berlin/Brandenburg>Landeskirchliches Archiv der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz>Kirchenkreis Berlin-Pankow>Niederschönhausen>Konfirmationen 1010-1923, Bild 39, rechte Seite, Nr. 182.
- 4 Evangelische Wohnstätten Siloah, Grabbeallee 2-12, 13156 Berlin.
- 5 Klein, Arpad: L'eco della Tempesta. Milano: EDB Edizioni 2008, S. 103 ff.
- 6 Geschichte von Niederschönhausen. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des Barnimer Landes von Ernst Rehfeldt. Zweite, erweiterte Auflage, Berlin 1929, S. 346: Die höhere Mädchenschule wird am 1.4.1912 Lyzeum, am 19.3.1913 wird das neue Lyzeum-Gebäude geweiht.
- 7 Digitale Landesbibliothek: digital.zlb.de/viewer/berliner-adress-telefon-branchenbuecher.
- 8 E-Mail Arpad Klein vom 14.6.2025.
- 9 E-Mail Arpad Klein vom 25.5.2025: „Das, was meine Mutter mir über ihr Leben erzählt hatte, ist ziemlich genau geschildert. Wie gesagt, ohne bürokratische Details [...]. Das war nicht in ihrem Stil. Ferner war sie etwas unpräzise und konfus geworden (und ich war noch ein Kind).“
- 10 www.ancestry.de, Geburtenregister der Berliner Standesämter (Bestände P Rep. 100 bis P Rep. 840) 1874-1911, digital images. Landesarchiv Berlin. Standesamt Berlin X a (zurückgeführtes Erstregister), Bild 2564.
- 11 www.archion.de, Berlin/Brandenburg>Landeskirchliches Archiv der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz>Kirchenkreis Berlin-Wedding>Himmelfahrt>Taufen 1897-1899, Bild 190.
- 12 Adressbuch Berlin 1898, S. 586.
- 13 Im Adressbuch für 1924 ist sie nicht aufgeführt, im Folgejahr jedoch wieder unter der bisherigen Adresse.
- 14 <https://collections.arolsen-archives.org/en/document/98466525>.
- 15 E-Mail von Arpad Klein vom 25. 5. 2025.

Falladas Prozessberichte beim ,Landvolkprozess‘ 1929

Vorstudien zum Roman „Bauern, Bonzen und Bomben“ (Teil 2)

Die bereits im ersten Teil (vgl. SG 2024) beobachtete Tendenz Falladas, den Geschehnissen rund um den ‚Landvolkprozess‘ eine neutralere Sichtweise entgegenzusetzen und über einen nüchtern-sachlichen Bericht bzw. ‚Chronisten‘-Stil im *General-Anzeiger für Neumünster* umzusetzen, verstärkt sich in der zweiten Hälfte des Verhandlungsverlaufs. Fallada scheint sich immer besser an seine Beobachterrolle anzupassen, wobei er in jeder Situation, ganz gleich ob abseits des Geschehens oder mittendrin stehend, die nötige Distanz zu den beteiligten Personen einhält und deren Emotionen unkommentiert über wörtliche Rede für sich sprechen lässt: „Der Andrang des Publikums zu diesem achten Tage ist unvermindert stark, im Zuschauer-raum ist nicht ein Stuhl frei. In den Vorräumen wird Zeugen-Arithmetik getrieben: ‚Wenn wir noch 46 Zeugen hören, dann wird es ...‘ – ‚Aber wir müssen noch 60 Zeugen hören!‘“¹ Subjektive Bewertungen werden einzig über die persönlichen Aussagen der jeweiligen Zeugen getroffen. Fallada gebraucht diese Personen wie literarische Figuren, fühlt sich in ihre Schicksale ein und gibt ihre Beobachtungen in der personalen Erzählform wieder. Im folgenden Beispiel liegt der Fokus dabei vor allem auch auf optischen Parametern im Sinne des Filmischen Schreibens (point of view): „Parkwächter Pietzschke hat während seiner Arbeit im Renckschen Park die Musik gehört und lief aus Neugierde durch den Gang zum Großfleck. Er sah

Oberinspektor Bracker ohne Säbel an sich vorbeilaufen. [...] Der Zeuge hat dann gesehen [...]. Der Zeuge hat Säbel, Gummiknüppel und Handstöcke in der Luft gesehen“.²

Im weiteren Prozessverlauf erprobt Fallada immer konsequenter die dialogische Form, wobei ganze Textpassagen im dramatischen Modus gegeben werden. Diese Neutralisierung der narrativen Instanz bildet die Blaupause für den später veröffentlichten, neusachlichen Roman *Bauern, Bonzen und Bomben*. „Die Zeugin hat den ersten Zusammenprall zwischen der Polizei und dem Zuge gesehen [...]: ‚Ich konnte nicht solch schreckliche Schlägerei mit dem Säbel auf die Leute ansehen.‘ Verteidiger: ‚Welchen Eindruck hat es auf Sie gemacht, waren die Bauern die Angegriffenen oder die Angreifer?‘ Zeugin Rasch: ‚Ich hatte den Eindruck, daß die Polizei angriff.‘ Rechtsanwalt Springe: ‚Ich bitte, die Zeugin zu fragen, ob es ihrem Eindruck nach zu dem ganzen blutigen Zusammenstoß gekommen wäre, wenn die Bauern die Fahne freiwillig herausgegeben hätten.‘ – Dr. Luetgebrune: ‚Ich beanstande diese Frage. Es handelt sich dabei um eine reine Hypothese, während meine Frage nach einem Eindruck zielt, den die Zeugin auf Grund der beobachteten Vorfälle gehabt hat.‘ Vorsitzender: ‚Ich habe keine Bedenken gegen diese Frage.‘ Springe: ‚Ich bitte den Herrn Vorsitzenden, die Frage aufzunehmen.‘“³ Besonderes Augenmerk legt Fallada abermals auf die realistische Wiedergabe von Dialek-

ten und Soziolekten: „Der folgende Zeuge, Bauunternehmer Walter Tönhardt, [...] hat Arbeiter sagen hören: ‚Weshalb stößt sich de Pullezei an de Fahn? Wenn wi unsen Uemtog makt, seggt de Pullezei doch ok nix‘. Einen Landmann hat er rufen hören: ‚Nu hebbt se unsen Fahnendräger rünnerhaut!‘“⁴

Das Streitgespräch zwischen Rechtsanwalt Springe und Justizrat Luetgebrune stellt schließlich den dramatisch verdichteten Höhepunkt in Falladas Prozessberichten dar. Die sich steigernde Emotionalität der wechselseitigen Wortbeiträge kennzeichnet Fallada im Text mit Fettdruck: „Springe schließt mit folgenden Worten: ‚[...] Wenn es zuträfe, daß [...] die Polizeibeamten wir irrsinnig und wahnsinnig drauflosgeschlagen hätten, dann hätte es bei dem Fahnenkampf ein großes Blutbad und zahlreiche Knochenbrüche gegeben.‘ – Justizrat Dr. Luetgebrune empört: ‚Ist denn vielleicht am 1. August noch nicht genug Blut geflossen in Neumünster? [...]‘ – Rechtsanwalt Springe: ‚Demgegenüber stelle ich fest, daß hier Polizeibeamte, brave Familienväter, von Leuten geschlagen wurden, die hier in Neumünster Gastrecht hatten.‘ – Dr. Luetgebrune ruft mit Stentorstimme in den Saal: ‚Die Landleute werden sich künftig für solches Gastrecht bedanken.‘“⁵

Bei der abschließenden Urteilsverkündung hält sich Fallada abermals mit eigenen Bewertungen und Einordnungen zurück, vielmehr sind die betreffenden Textpassagen konsequent im

Konjunktiv gehalten bzw. werden in indirekter Rede wieder gegeben: „Danach nahm Staatsanwaltschaftsrat Dr. Bohmeyer das Wort“ [...]: Bei Muthmann müsse die Staatsanwaltschaft als erwiesen ansehen, daß er den Säbel Bracker entrissen und auf Bracker eingeschlagen habe. [...] Um diesen gefährlichen Treibe-reien ein Hemmnis entgegenzu-setzen, müßten fühlbare Strafen verhängt werden“.⁶

Machen Sie sich Ihr eigenes Bild und lesen Sie direkt nach: Im Anhang dieses *Salatgartens* finden Sie die restlichen Prozessberichte Falladas samt abschließender Urteilsverkündung im sorgsam bearbeiteten Faksimile-Druck.

- 1 [Anonym]: Der Bauernprozeß 7. und 8. Tag. 16 weitere Zeugen der Verteidigung. Ende des Prozesses nicht vor nächster Woche. In: General-Anzeiger für Neumünster. Nachrichten- und Tageblatt für Schleswig-Holstein 39 (1929), Nr. 260, 5.11.1929, [o. S.].
- 2 [Anonym]: Der große Bauernprozeß. Die Zeugenvernehmung geht fort. In: General-Anzeiger für Neumünster. Nachrichten- und Tageblatt für Schleswig-Holstein 39 (1929), Nr. 259, 4.11.1929, [o. S.].
- 3 [Anonym]: Der Bauernprozeß 9. und 10. Tag. Neumünsters Kriminalbeamte sagen aus. Wann wurden die Säbel gezogen? In: General-Anzeiger für Neumünster. Nachrichten- und Tageblatt für Schleswig-Holstein 39 (1929), Nr. 263, 8.11.1929, [S. 3].
- 4 Ebd.
- 5 Ebd.
- 6 [Anonym]: Ende des Dramas um die Landvolk-Fahne! Außerordentlich mildes Urteil: Gefängnisstrafen von zwei Wochen bis zu einem Monat – Zwei Freisprüche. In: General-Anzeiger für Neumünster. Nachrichten- und Tageblatt für Schleswig-Holstein 39 (1929), Nr. 266, 12. 11. 1929, [o. S.].

Immersion trifft auf V-Effekt

Falladas Roman „Kleiner Mann – was nun?“ in der Inszenierung des Figurentheaters Salz+Pfeffer am Nürnberger Plärrer

GUSTAV FRANK

Bearbeitungen von Falladas Weltbestseller für die Bühne hat es schon eine ganze Reihe gegeben. Doch so wie in Nürnberg ist der *Kleine Mann* noch nie dramatisiert worden. Das liegt nicht an der erarbeiteten Textfassung und notwendigen Straffung der bekannten Geschichte für knapp zwei Stunden Theater (Stückfassung: Annika Schaper). Auch nicht daran, dass die Inszenierung (Regie: Christian Sengewald, Assistenz: Phant Petroff) heute wieder aktuelle Themen aufgreift wie die Unwägbarkeiten und die Ausbeutung auf dem Arbeits- wie dem Wohnungsmarkt und die Angst vor dem sozialen Abstieg. Nebenan gedeiht die Spektakelkultur und der Amüsier-



„Kleiner Mann – was nun?“ im Theater Salz+Pfeffer am Nürnberger Plärrer

Fotos: Berny Meyer © Theater Salz+Pfeffer 2025

betrieb, während sich buchstäblich im Hintergrund die Stimmen der Radikalen aus 100 Jahren vernehmen lassen, wenn aus dem Off Reden von Goebbels bis Alice Weidel erklingen und sich am Ende des Stücks die Szenerie



nochmals verdüstert, nein, eigentlich sich rot Feuerschein in den Kulissen abzeichnet.

Das Irritierende und zugleich Faszinierende ist jedoch das Medium des Figurentheaters selbst. Anders als beim Schauspiel und anders auch als im Marionetten-theater mit seinen Gliederpuppen an Fäden, deren Spieler zumeist unsichtbar bleiben, interagieren bei Salz+Pfeffer handgeführte Gliederpuppen (Figurenbau: Peter Lutz) und ihre Spieler, die dabei gelegentlich zu Schauspielern werden. Alles ist sichtbar. All die Umbauten des fast nur aus weißen Kuben unterschiedlicher Größe bestehenden Bühnenbildes (Ausstattung und Bühne: Sarah E. Schwerda), womit Wohnungen, Umkleidekabinen, Sitzmöbel und mit einer blau gekachelten Decke auch das Schwimmbad in Heilbutts FKK-Klub dargestellt werden, erledigen die beiden Spieler des Johannes Pinneberg (Roland Klappstein) und seiner Emma Mörschel (Jennifer Quast) ebenso selbst, wie sie auch in alle anderen Rollen schlüpfen: Sie gibt (meist) den zigarreschmauchenden Abteilungsleiter im Kaufhaus Mandel, der den „Jungen“ als Verkäufer in der Herrenkonfektion schikaniert, er auch den Liebhaber von Mutter Mia Pinneberg, den Spieler und Hochstapler Jachmann. Mal hält und verstaut er ihre Puppen, mal kümmert sie sich um seine, während er umbaut.

Eindringlich wirkt, wenn die beiden immer wieder aus ihren in andere Rollen fallen respektive andere Puppen führen. Doch am meisten beeindruckt, wenn die Puppenspieler selbst zu Figuren werden und den Gegensatz von Groß und Klein damit ganz plastisch zur Anschauung bringen. Da gibt Roland Klappstein im Glitzer-

jackett (Kostüm: Lena Peschke) den so aufgedrehten wie eitlen Schauspieler Schlüter, der nur zu Recherchezwecken sich von Pinneberg Garderoben vorführen lässt. Als er dem wegen zu geringer Verkaufszahlen eh schon Verzweiften am Ende nichts abkaufen will, erniedrigt sich Pinneberg zum Bittsteller: Die nur ellenlange Puppe klammert sich an Schlüters Wade und heftet sich schließlich ans Revers des verständnislosen Künstlers. Als der sich beschwert, wird Pinneberg gekündigt und der Abstieg der kleinen Familie – mittlerweile gibt es Nachwuchs, der „Murkel“ ist da – beginnt. Seinen Tiefpunkt erreicht der Fall nicht in der Gartenlaube, in der die drei von Heilbutts Gnaden (der ehemalige Verkäuferkollege hat es mit dem Verkauf von Aktfotografien zu Wohlstand gebracht, Pinneberg will dennoch nicht für ihn arbeiten) jetzt leben und sich mit Näharbeiten „Lämmchens“ über Wasser halten. Am Ende ist Pinneberg erst, als er in der Stadt symbolisch vom Bürgersteig gestoßen wird: Wieder in groß gibt Jennifer Quast den Polizisten, der die Pinneberg-Puppe mehrmals in die Kniekehle tritt, um ihm seinen neuen Platz in der Gesellschaft anzuweisen.

Falladas Roman und die rührende, melodramatische Geschichte vom „Jungen“, seinem „Lämmchen“ und ihrem „Murkel“ liefert alle Voraussetzungen zur Identifikation der globalen Leser im Westen während der Weltwirtschaftskrise. Falladas Erzählgeschick erleichtert die Immersion, das Eintauchen in die Lebenswelt der frühen 1930er-Jahre. Nicht zuletzt der Kino-Besuch, zu dem Jachmann die jungen Eltern – sie bewohnen zudem gerade illegal zwei Kammern, die der Einbau

eines Kinos in ein Haus übriggelassen hat – einlädt, verdoppelt diesen Effekt. Dass Kino Illusionen hervorrufen kann, die vor der Realität nicht standhalten, führt dann die Begegnung mit Schlüter schmerzhaft vor Augen: Hat der im Film noch selbst überzeugend den verzweifelte kleinen Angestellten gegeben, so dass Pinneberg auf sein Verständnis hofft, erweist er sich in der Realität als der ungerührte Star, der vom kleinen Mann nur bewundert, aber nicht belästigt werden will. Spielt Fallada die Realitätseffekte seines Romans hier gegen die falschen Illusionen der Glamourwelt des Films aus, so kratzt das Figurentheater mit den geschilderten Verfremdungen auch an den Immersionseffekten des eingängigen Romanerzählens. Das Bühnengeschehen, und wie die Spieler sich um ihre zerbrechlich wirkenden Gliederpuppen sorgen, erzeugt zwar immer wieder Empathie, man leidet mit den naiven, gutherzigen und – wie es bei Fallada heißt – „anständigen“ Charakteren. Und doch, anders als beim so leicht dramatisierbaren und verfilmbaren Roman bleiben immer das Spiel, die Bühnentechnik, die Führung der Puppen gut sichtbar und schaffen Distanz. Die Puppen bleiben immer auch als Puppen erkennbar, und das erzeugt beim Betrachter ein ambivalentes Gefühl. Mehr noch, denn es greift auf die Ebene der Puppenspieler über, die ja auch unsere Welt als Betrachter ist, wenn sie plötzlich als Schauspieler in die Welt ihrer Puppen eingehen. Die Bühne erscheint so nicht als großes Welttheater, sondern wirft die Frage auf, was uns zu Puppen machen könnte.

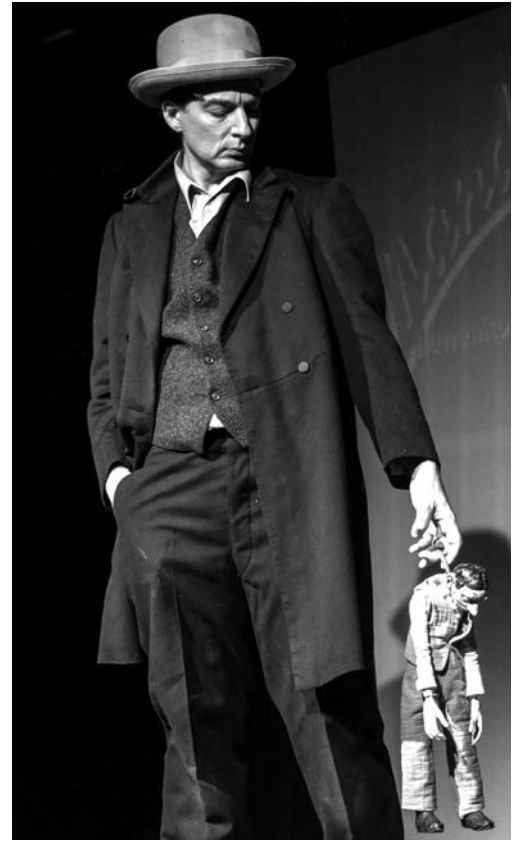
Der Verfremdungseffekt wird überall dort verstärkt, wo auch andere Elemente aus dem Baukasten

von Brechts Bühnentechnik (Technik: Tabea Baumer, Anton Reger, Bilder: Berny Meyer) Verwendung finden: Wenn Jachmann ins Kino einlädt, dann sehen wir auf zwei Leinwandstreifen im Bühnenhintergrund kurze Schnipsel früher deutscher Tonfilme durcheinanderflimmern und hören Fetzen der bekannten Schlager daraus (Trailer: Florian Reichart): Marlene Dietrichs „Fesche Lola“ aus dem *Blauen Engel* (während Prof. Unrat mit Stockschirm und Pelerine durch die Kleinstadtgassen ihrer Bleibe zustrebt), Lilian Harvey an der Autohupe und Willy Fritschs „Liebling, mein Herz lässt dich grüßen“ aus der Tonfilmoperette *Die Drei von der Tankstelle* (wer den Film kennt, weiß, dass auch die drei am Ende als kleine Puppen auf Harveys Nachtkästchen sitzen). Wir bemerken aber auch die dagegengeblendeten Verfolgungsszenen aus Fritz Langs *M. Eine Stadt sucht einen Mörder*.

„Trotz der Härten des Lebens bewahren sich Lämmchen und Pinneberg etwas Kostbares, das sie durch die Stürme trägt: Ihre innige Verbundenheit, ein stilles Rückzugsgebiet inmitten der widrigen Umstände.“ So heißt es auf dem Theaterzettel. Doch so liebevoll Puppen, Ausstattung und Spiel ausfallen – die Verfremdungseffekte des Figurentheaters hinterlassen 2025 starke Zweifel am „Rückzugsgebiet“ wie schon 1931 am Happy End von Falladas Geschichte des Abstiegs ins prekäre Leben am Rande. Der Druck auf die kleinen Leute hat seitdem nicht nachgelassen. Wie schon bei Fallada kommt ein revolutionärer Systemwechsel nicht in Frage: Emma will mal die Kommunisten wählen, ihr „Junge“ wehrt vehement ab. Ein Wechsel in die kriminelle Parallelgesellschaft Jachmanns aber

ebenso wenig wie in den unsittlichen Animier-Kapitalismus von Mutter Mia Pinneberg oder Heilbutts Geschäft mit nackten Tatsachen. Optionen: keine – man lebt von Almosen Jachmanns und Heilbutts und schlägt sich so durch.

Brechts episches Lehrtheater wird auf diese Ausweglosigkeit zurückkommen. In der Parabel *Der gute Mensch von Sezuan* kann die mitleidige Prostituierte Shen Te ihren Tabakladen nicht führen, ohne sich gelegentlich in den hartherzigen Vetter Shui Ta zu verwandeln. Innerhalb des kapitalistischen Konkurrenzsystems ist gutes und solidarisches Leben nicht einmal mit dem Beistand der Götter möglich. Vielleicht setzen die Nürnberger das Stück ja demnächst auf ihren Spielplan.



Erzlügner liest Hochstapler

Karl May in Hans Falladas „Damals bei uns daheim“

STEPHAN LESKER

Gedanken über Wahrheit und Fiktion bei Fallada, May und anderen

„Alles frei erfunden.“ Dieses Motto stellte Walter Kempowski bekanntlich seinem Roman *Tadellöser & Wolff* voran und kennzeichnete ihn damit eindeutig als Fiktion. Dabei tummeln sich in seiner gesamten *Deutschen Chronik* Gestalten, die es auch wirklich gegeben hat – und die auch noch so heißen wie „in echt“, allen voran Hauptfigur und Erzähler Walter. Die Arbeit an der Romanreihe, die das Leben der Familie Kempowski vom späten Kaiserreich bis in die frühe Bundesrepublik Deutschland erzählt, ist motiviert durch ein Schuldgefühl des Autors, der sich dafür verantwortlich sah, dass er, sein Bruder und seine Mutter 1948 wegen antisowjetischer Spionage inhaftiert wurden. Hinter der Fiktion verbirgt sich der Anspruch, die Familie wenigstens auf den Romanseiten zu restituieren, das Vergangene und vom Vergessen Bedrohte auf Papier zu konservieren. Kurz gesagt: Einer defizitär empfundenen Wirklichkeit sollte per Fiktion etwas abgewonnen werden.

Den gewissermaßen umgekehrten Weg gibt es natürlich auch: ein Leben in der Schrift zu bestreiten, seine Texte zur Wirklichkeit und sich selbst zum „homme de lettres“ zu erklären. Zeit seines Lebens suchte Matthias Claudius einen Brotberuf, der es ihm bei geringem Aufwand ermöglichte, seinem Schreiben nachzugehen. Der Verkauf seiner Werke, die er zu meist per Subskription finanzierte,

warf einfach nicht genug ab, um seine Familie zu ernähren. Viele seiner Bemühungen um eine Anstellung scheiterten. Am spektakulärsten ging ein Intermezzo bei der Darmstädter Landkommission in die Brüche. Nicht nur entzweite Claudius sich mit seinem Vorgesetzten, auch ereilte ihn eine fast tödliche Rippenfellentzündung. Von Beginn an stand das Darmstädter Unterfangen unter keinem guten Stern. Über Herder, der ihm den Kontakt überhaupt erst vermittelte, korrespondierte er vorab mit dem Kommissionspräsidenten Moser. Ein Schreiben von Claudius scheint Herders Missfallen erregt zu haben, denn er befürchtete, auf Basis dieses Briefes würde man Claudius nicht einstellen.¹ Er bat seinen Freund also, einen neuen Brief aufzusetzen. Das tat dieser zwar, zeigte sich aber doch irritiert davon: „Ich mag auch von keiner Distinktion zwischen Schriftsteller und Menschen Proben ablegen, und meine Schriftstellerei ist Realität bei mir oder sollt es wenigstens sein, sonst hols der Teufel“, schrieb er an Herder.² Wahrhaftigkeit im geschriebenen Wort, so dass man es gleich für Realität nehmen könne, das scheint Claudius' Ideal gewesen zu sein.

Zwei andere Autoren, für die das Verhältnis von Fiktion und Wirklichkeit von großer Bedeutung war, waren Hans Fallada und Karl May. Letzterer behauptete, er wäre mit seinen Figuren Old Shatterhand und Kara Ben Nemsi identisch. Alles, was sie in seinen Geschichten erleben, habe auch er erlebt. Auch seine „Schriftstellerei“ sollte Realität gewesen und

ohne seine Erlebnisse gar nicht denkbar sein. Hinter diesem Postulat verbirgt sich bei May zweierlei: Erstens steckt dahinter „ein Berichtigen [...] dessen, was falsch gewesen war“.³ Denn Mays Leben war verkorkst. Den eigentlich für ihn vorgesehenen Lehrerberuf konnte er nicht ausüben. Vom Lehrerseminar wurde er ausgeschlossen, weil man ihm Diebstahl zur Last legte. Die berufliche Perspektivlosigkeit führte dazu, dass er sich mit kleineren und größeren Betrügereien durchschlug und zwei Haftstrafen verbüßte. Nach seiner Entlassung 1874 verdiente er sein Geld u. a. mit dem Schreiben von Kolportageliteratur, bevor er mit den Reiseerzählungen reüssierte, die ihm noch heute ein veritables Nachleben garantieren: die *Winnetou*-Romane und der Orient-Zyklus. Zweitens ist die behauptete Identität von Autor, Erzähler und Hauptfigur ein probates Mittel, das eigene Erzählen mit der Aura von Authentizität zu versehen. Die Abenteuerromane werden so als authentische Reiseberichte erlebt und rezipierbar – und sind tatsächlich so gelesen worden: Man fand Mays Schilderungen derart glaubhaft, dass man überzeugt war, er müsse die beschriebenen Gegenden tatsächlich bereist haben.⁴ Die Inszenierung Mays als kundiger Westmann resp. erfahrener Orientreisender, als „Old Shatterhand im Ruhestand“,⁵ wurde von ihm dann auch jenseits seiner Bücher praktiziert. Kostümiert und mit dem berühmten Barentöter-Gewehr ließ er sich ablichten und beeindruckte so das Publikum.⁶ Die mittlerweile ikonisch geworde-

nen Gewehre ließ er sich nachträglich in Dresden anfertigen.⁷ Letztlich jedoch flog alles auf und er wurde der Hochstapelei bezichtigt. Vielleicht auch, weil Fiktion und Realität dann doch nicht immer ganz glaubhaft zur Übereinstimmung zu bringen waren, denn May trat auch mit Winnetous Silberbüchse auf, die den Romanen zufolge nun aber mit ihrem Besitzer begraben wurde. Und so musste May sich eben eine neue Räuberpistole ausdenken, wie er denn an das Gewehr gekommen sei.⁸

Den Vorwurf der Hochstapelei fürchtete auch Hans Fallada – und trat ihm proaktiv entgegen, indem er die Grenzen der Literatur bei der Darstellung von Wirklichkeit augenzwinkernd ansprach, denn Wirklichkeit wird immer von jemandem wahrgenommen und diese Wahrnehmung kann sich von derjenigen einer anderen Person unterscheiden. Seiner Erzähl-sammlung *Damals bei uns daheim* stellte er einen Brief an die Verwandtschaft voran und bat darum, ihn nicht gleich einen „Erzlügner“ zu schelten, sollte sie bestimmte Begebenheiten anders in Erinnerung haben, als sie geschildert werden:

„Liebe Verwandtschaft! Meinen andern Lesern in der weiten Welt macht es nicht viel aus, ob auf den folgenden Blättern die vollkommene Genauigkeit vom Verfasser gewahrt ist. Ihnen ist Tante Gustchen Hekuba. Wie aber bestehe ich vor Dir, sehr liebe Verwandtschaft –?! Wenn Du findest, daß ich eine Geschichte von Tante Gustchen der Tante Wieke in die Schuhe geschoben habe – wenn Du eine ganz neue Anekdote vom Vater hörst, und sie ist bestimmt erlogen! – und wenn der Schluß meines Berichtes nicht der familienkundigen Wahrheit ent-

spricht – wie werde ich da vor Dir bestehen? Werdet Ihr mich nicht einen Erzlügner schelten, einen gewissenlosen Verfälscher heiliger Familienüberlieferung? Werdet ihr mich nicht mehr auf der Straße grüßen, und werden meine Briefe keine Antwort mehr bei euch finden –?“⁹

Auffallend ist nicht nur die Fiktionalisierung von Tante Gustchen, die für alle Leser außerhalb des Familienkreises wie eine mythologische Figur wahrgenommen werde. Auch der Wechsel von einem Dir zu einem Ihr fällt ins Auge. Damit ist nicht mehr die Verwandtschaft als unpersönliches Gebilde angesprochen, sondern es wird auf ihre Zusammensetzung aus Einzelindividuen abgehoben. Der Sammelbegriff „Verwandtschaft“ zielt auf die amorphe Summe der Familienmitglieder, denen hier etwas per Rundbrief mitgeteilt wird, der Wechsel zum „Ihr/Euch“ wiederum zeugt von Vertrautheit und ist Ausdruck der Hoffnung, dass die Verwandtschaft eben doch aus Vertrauten besteht, aus Einzelindividuen, die, wenn sie das Geschilderte anders erlebt haben, eingeladen sind und explizit eingeladen werden, Falladas Perspektive durch eigene Darstellungen zu ergänzen: „Ihr seht sie anders? Geschwind, schreibet euer Buch.“ (Dbud 7) Diese neuen Perspektiven suspendieren und korrigieren jedoch nicht Falladas Schilderungen, sie ergänzen sie nur. Das eigene Buch bleibt ihm trotzdem lieb, „als ein Gruß an die versunkenen Gärten der Kinderzeit.“ (Dbud 7) In seiner vorgeblichen Furcht vor dem Vorwurf der Lüge verrät sich natürlich auch der May-Leser, der um die Kontroversen um Wahrheit und Fiktion bei diesem Autor weiß. Und so spielt May auch in Falladas fik-

tionalisierten Erinnerungen eine recht bedeutende Rolle.

Mit May verbindet ihn zunächst die Tatsache, „daß beiden ein verzweifelter Aufstieg von einer jeweils völlig gescheiterten Existenz zum populären Schriftsteller gelungen ist. Aufgrund ihrer dramatischen Lebensläufe scheinen beide mit ihren großen sozialen und individuellen Erfahrungsfonds dafür geschaffen zu sein, kollektive Nöte und Sehnsüchte in ihrer Literatur aufgreifen und verarbeiten zu können. Dieses ‚Geheimnis ihres Erfolges‘ ist eng verknüpft mit zwei Gefängnissen, nämlich mit Waldheim und Neumünster.“¹⁰

Beide Anstalten können, so Rainer Jeglin, als Keimzelle der späteren Autorschaft begriffen werden, die sich dann jedoch völlig unterschiedlich entwickelt habe, denn beide Schriftsteller würden sich dadurch unterscheiden, „daß May aus seiner biographischen Erfahrung heraus eine eskapistisch-exotische Literatur schuf, während Fallada im ganzen zu einem kritischen Realismus tendierte. Gelingt es May, das Real-Ich literarisch zu überhöhen und zu idealisieren, so daß daraus eine heroische Identifikationsfigur für evasionssüchtige Leser im Kaiserreich wurde, verläuft Falladas literarische Therapie dazu konträr: die am eigenen Leibe erfahrene psycho-soziale Desintegration wird verallgemeinert und zur kleinbürgerlichen Pechvogel-Figur ‚verdichtet‘, die einem krisengeschüttelten Lesepublikum am Ende der Weimarer Republik Selbsterkenntnisangebote unterbreitet.“¹¹

Ich bin mir nicht sicher, ob Falladas Ruhm lediglich dadurch begründet ist, dass er krisengeplagten Lesern diese Krisen vor Augen führt und sie sich in seinen

Figuren selbst erkennen. Und bieten Mays Figuren nicht auch „Selbsterkenntnisangebote“? Zu-gegeben: Das „Eskapismusan-gebot“¹² bei May mag größer sein als bei Fallada. Gleichwohl kann mit Martin Roussel konstatiert werden: „In immer neuen Figura-tionen verhandelt Mays Werk die Möglichkeiten, seine Literatur der Globetrotter, der fernen Länder, des Exotismus und des Abenteuers aus der Ferne auf ‚Heimat‘ zu be-ziehen.“¹³ Mays „Wilder Westen“ ist letztlich deutsch, weil er von Deutschen bevölkert wird. Es sind gescheiterte Existenzen, die in der Heimat keine Perspektive hatten oder gar politisch verfolgt wurden. Klekih-petra wäre da unter vielen anderen zu nennen, der an der Re-volution 1848 teilnahm, sich vor-warf, Menschen zur Teilnahme am Aufruhr verleitet zu haben und da-rum das Land verließ. Bei den Apa-chen wird er Lehrer Winnetous und seiner Schwester Nscho-tschi. All diese Figuren haben Krisen durchlebt und sich danach neue Existenzräume geschaffen. Der Unterschied zwischen May und Fallada diesbezüglich wäre, dass May von diesen Krisen eher rück-blickend und andeutungsweise erzählt, uns die Figuren also post crisis vorführt, während Fallada sie uns in der Krise zeigt. Identifikati-onsangebote und Raum für Eska-pismus liefern freilich beide – aber selbstredend nicht für sämtliche Rezipientengruppen gleicherma-ßen. „Karl Mays Reiseerzählungen bieten eine Heimat, wo es keine Heimat gibt.“¹⁴ Falladas Texte ver-handeln Lebens- und Handlungs-möglichkeiten in Zeiten der Krise (*Der eiserne Gustav*, *Kleiner Mann – was nun?*), des Aufruhrs (*Bauern, Bonzen und Bomben*) oder der Dik-tatur (*Jeder stirbt für sich allein*). Eine bedeutendere Gemeinsam-

keit scheint mir zu sein, dass beide Autoren die Notwendigkeit der Fiktion zur Darstellung der Wirk-lichkeit sowie die Unmöglichkeit, Fiktionalität beim Schreiben zu umgehen, erkannt haben oder im Laufe ihrer Werkstiftung allmäh-lich erkannten. Eine Untreue im Kleinen bewirke, so Fallada, viel-leicht sogar eine Treue im Großen: „Wenn ich bei den Taten erfand, so habe ich doch den Geist, so gut ich es vermochte, geschildert.“ (Dbud 7) Ähnliches hat May auch für seine „Romane“ behauptet: „Ich gebe zu, daß ich wie jeder Rei-seschriststeller meine Berichte stilisiere. Ich muß ihnen ein Gesicht, einen Ton, einen Akzent geben, einen Rhythmus, eine Richtung. Aber ich schreibe keine Romane. [...] Ich habe alles im Wesentlichen erlebt“.¹⁵ Mays Behauptung müs-sen wir präzisieren: Die Taten und Erlebnisse sind erfunden, die aller-meisten Figuren ebenso, aber den kolonialistischen Geist seiner Zeit scheint er erfasst und durchaus kritisch kommentiert zu haben, in-dem er die Verdrängung der ame-rikanischen Ureinwohner durch weiße Siedler beklagt. Ein (Aus-) Sterben der Indigenen, für das der (erfundene) Winnetou stellver-tretend stehen soll: „Ich habe ihn geliebt wie keinen zweiten Men-schen und liebe noch heute die hin-sterbende Nation, deren edelster Sohn er gewesen ist. Ich hätte mein Leben dahingegeben, um ihm das seinige zu erhalten, so wie er die-ses hundertmal für mich wagte. Dies war mir nicht vergönnt; er ist dahingegangen, indem er, wie im-mer, ein Retter seiner Freunde war; aber er soll nur körperlich gestor-ben sein und hier in diesen Blät-tern fortleben, wie er in meiner Seele lebt, er, Winnetou, der große Häuptling der Apachen. Ihm will ich hier das wohlverdiente Denk-

mal setzen, und wenn der Leser, welcher es mit seinem geistigen Auge schaut, dann ein gerechtes Urteil fällt über das Volk, dessen treues Einzelbild der Häuptling war, so bin ich reich belohnt.“¹⁶

Winnetou als exemplarischer Einzelfall, der über sich selbst hi-nausweist, dessen Schicksal viele andere teilen – könnte man das nicht auch über Gustav Hacken-dahl, über Pinneberg, über Stuff, Tredup und Gareis sagen? Fallada und May scheint ein Verständnis dafür zu einen, dass Literatur zwar immer den Einzelfall zeigt, so aber in dessen exemplarischer Bedeu-tung auch eine Diagnose der Zeit liefert. Auch Kempowski und Clau-dius stellten dies in ihren Werken aus. Ersterer, indem der Nieder-gang der Kempowskis exemplari-sches Beispiel für den Untergang des deutschen Bürgertums wird, letzterer, indem er bspw. sein be-rühmtestes Gedicht nutzt, um den Vernunftglauben der Aufklärung zu kritisieren: „Wir stolze Men-schenkinder / Sind eitel arme Sün-der, / Und wissen gar nicht viel; / Wir spinnen Luftgespinste, / Und suchen viele Künste, / Und kom-men weiter von dem Ziel.“¹⁷

Karl May im Hause Ditzen

In Falladas Sammlung von „Er-lebtem, Erfundenem und Erinner-tem“ *Damals bei uns daheim* spielt May nicht zufällig immer dann eine Rolle, wenn es darum geht, Literatur in die Wirklichkeit zu holen oder das Unwirkliche einer Begebenheit auszustellen. Der Reiz des Verbotenen ist dabei von großer Bedeutung, denn bei Dit-zens waren Mays Werke nicht ge-rade wohlgelitten, ja geradezu ver-boten. Namentlich der Vater hegte eine dem Sohn ganz unerklärliche Abneigung gegen diesen Autor. (Vgl. Dbud 212–213). Die Mutter

erinnert diesen Bann freilich als nicht ganz so rigoros: „Am beliebtesten waren die Abenteuerbücher, vor allem Karl May. Wir Eltern waren etwas bedenklich dabei, beruhigten uns aber, als Studentensöhne unseres Kollegen Kiehl erzählten, dass sie als Schüler einen Karl-May-Klub gegründet hätten und jedes Buch von ihm gelesen.“¹⁸ Die Eltern können also eigentlich beruhigt zusehen, wie ihr Sohn Figuren aus Mays Büchern spielerisch darstellt. Mit Freunden fertigte er „auf Anregungen des streng verbotenen Karl May den Kriegsschmuck von Indianerhäuptlingen“. (Dbud 38) Untereinander leiht man sich zudem die „noch verboteneren Kolportageheften aus“. (Dbud 38) Dem heranwachsenden Rudolf ist seine Lektüre nicht geheuer. Dem Sohn eines Kammergerichtsrats ist es peinlich, dass die Helden der Kolportage sich auch mal deftigerer Redensarten befleißigen. Sowas mag man einem Schurken zutrauen, aber für eine positive Figur schickt es sich nicht. (Vgl. Dbud 39) Einerseits eifert man seinen Helden also nach, andererseits distanziert man sich auch von ihnen, wenn sie etwas tun, das man nicht goutieren kann. Einerseits trägt man seine Lektüre durch spielerischen Nachvollzug ins Leben, andererseits vergleicht man es mit ihr, weil es manchmal trefflich an Karl-May- und andere Abenteuerromane erinnert, besonders dann, wenn man nicht glauben kann, in was für eine Situation man geraten ist. Der junge Ditzen ist einmal gezwungen, vor ein paar Gleichaltrigen davonzulaufen, weil er einen von ihnen versehentlich angerempelt hat, als er vor einem Juden davonlief, der ihm seinen Mantel abjagen wollte. Er bewertet die

Situation wie folgt: „Es war wie ein Schreckenstraum: es war doch unmöglich, daß ich, der Sohn eines Kammergerichtsrats, hier in der Kaiserstadt Berlin um meine heilen Glieder, meine Kleider lief. Ich brauchte nur anzuhalten, die Verfolger heranzulassen, und alles würde sich mit einem Lächeln aufklären. Gefahr gab es nur in den Büchern, bei Karl May, Cooper und Marryat, nicht hier in Berlin, nicht für uns...“ (Dbud 55) Verfolgungsjagen und Ganoven sind eben etwas für den Wilden Westen, und scheinbar nicht für die angeblich so zivilisierte Kaiserstadt. Freilich gibt es auch hier Ganoven, von denen einer als antisemitische Klischeefigur präsentiert wird, als „Kaftanjude“, der ein „kaum verständliche[s] Deutsch“ spricht. (Dbud 54)

Der Vergleich des eigenen Lebens mit einem Abenteuerroman May'scher Prägung mündet bei Fallada ganz poetologisch in Vorführung und Einübung des Ausdenkens von Geschichten, die dann fast zur Wirklichkeit werden wollen. Eine herannahende Straßenbahn ist dem Jungen etwas unheimlich, weil er vor kurzem gelesen hat, dass eine ebensolche Tram in Brand geraten sei. Um seinen Freund vom Einsteigen abzuhalten, schmückt er diesen Bericht etwas aus. Aus einer Zeitungsnotiz wird Fiktion – welche Ausstellung des Fallada'schen Schreibens, das so oft von der Wirklichkeit ausgeht, während es bei May zur Wirklichkeit erst erklärt wird: „Ich war fest überzeugt, daß ich recht hatte, daß ein Wagen dieser Bauart verbrannt war, daß alle Wagen dieser Bauart verbrennen würden, daß es mir verboten war, in ihm zu fahren ... Und mit der eindringlichsten Beredsamkeit setzte ich dies alles Hans Fötsch auseinan-

der. Schon beim Reden übertrieb ich. Ich behauptete, eine genaue Beschreibung des verunglückten Wagens in der Zeitung gelesen zu haben, ich wies auf die Merkmale hin [...]. Ich behauptete weiter, eine Warnung vor Wagen dieses Typs gelesen zu haben. Ich behauptete, der Wagen eben sei fast leer gewesen. Und in dem Augenblick, da ich diese Behauptung aufstellte, glaubte ich auch schon an sie. Ich glaubte fest daran, dies gelesen, dies gesehen zu haben. Kein Mensch hätte mich noch in diesem Glauben erschüttern können.“ (Dbud 57 – Hervorhebung im Original)

Die Ununterscheidbarkeit von Erfindung und Wirklichkeit folgt hier einer Textstrategie. Sie ist Resultat eines Widerstandes gegen die Rückkehr nach Hause. Man fürchtet nämlich eine Strafe für den Fall, dass die Eltern dahinterkommen, dass man sich in einer recht dubiosen Gegend Berlins herumgetrieben hat, wozu man keine Erlaubnis hatte. So erfindet man sich allerlei Gründe, die einen daran hindern, den Bus zu besteigen – und sie erscheinen einem sogar selbst als wahr. Einen ähnlichen Effekt vermutet auch Claus Roxin hinter der biografischen Legende Mays: „Man darf sich diese zwischen Lüge und Wahnvorstellung angesiedelte Gemütsverfassung nicht so denken, daß May wirklich an die Realität seiner Fabulationen geglaubt und sich etwa allen Ernstes für Old Shatterhand gehalten hätte; er wäre dann ja geistesgestört gewesen, was er zweifellos zu keinem Zeitpunkt war. Vielmehr wird man sich das Phänomen so erklären müssen, daß die aus unterbewußten Streben entstehenden Wünsche, die auch der ‚Normalmensch‘ bisweilen zu lustbetonten und glücks-

gewährenden Gedankenspielen auszuspinnen liebt, im Einzelfall psychisch beherrschend werden, machtvoll nach außen drängen und die kritischen Kontrollen der Ich-Instanz überrennen. [...] der Verstand sieht in einem solchen Fall ohnmächtig zu, wie die wunscherfüllende Phantasie die Zügel der Persönlichkeit ergreift und unter Mißachtung der Realität der Umwelt ihr Gesetz aufzuzwingen versucht. Nur dieser abnorme Zustand macht es begreiflich, daß ein sonst so begabter und scharfsinniger Mensch wie May jede Kritikfähigkeit verlieren und sich den Traumgebilden seiner Seele so hemmungslos hingeben konnte. Nur so wird ferner verständlich, daß May, wenn er unbeobachtet war, seine Rolle auch vor sich selbst durchhielt.“¹⁹

Falladas Gedankenspiel ist an der Oberfläche zwar nicht lustbetont, sondern angstbesetzt. Es löst aber eine andere angstbesetzte Vorstellung ab: die Furcht vor der Strafe der Eltern, denn die von den Jungen erdachte Ausrede, die Uhr im Hause des Freundes wäre kaputt und man habe die Zeit vergessen, wäre nur allzu leicht zu durchschauen.

Diese Grenzverwischung von Fiktion und Wirklichkeit ist für May kennzeichnend und bleibt ein nicht zu überschätzender Faktor seiner Wirkung. Die Tatsache, dass man sich selbst irgendwann offenbar seine Geschichten glaubte, spielt dabei eine immense Rolle – auch für den jungen Fallada, dem sein Vater bescheinigt: „[D]u warst immer ein schlechter Lügner, wenn du nicht selbst an deine Lügen glaubtest.“ (Dbud 144–145) Mays Rezipienten sind einen Teil seines Weges bereitwillig mitgegangen und haben gerne glauben wollen, dass Mays

Erzählungen die Wirklichkeit getreu abbilden.²⁰ Wie Roxin schreibt, haben sich sogar Mays Publikationsorgane die verspätete oder ausbleibende Lieferung neuer Texte mit seinen Reisen erklärt: „Der (aus der fehlenden Distanz des Autors zu seinem Werk erklärbare) Wahrheitsanspruch des Vorgetragenen ist ein konstituierender Faktor des Erzähltons und seiner Wirkung. Deshalb hatte schon die Redaktion des ‚Deutschen Hauschatzes‘ das Ausbleiben Mayscher Manuskripte [...] zwanglos mit den weiten Reisen des Autors erklären und so der späteren Old-Shatterhand-Legende vorarbeiten können.“²¹ Beim jungen Fallada führt die Verwirrung zwischen Fiktion und Realität dazu, dass er, „ganz im Banne seiner fixen Ideen“ (Dbud 58) nach Hause läuft, anstatt zu fahren, und darum viel zu spät kommt, was ihm eine Tracht Prügel einbringt – und zwar nicht weil er erst spät abends zurückkehrt und die Eltern in Sorge versetzt hat, sondern weil er ihnen als Grund dafür die ursprünglich erdachte Lügengeschichte von der defekten Uhr aufischt, die sie nur allzu leicht durchschauen, denn Fallada glaubt sie sich selbst nicht und noch dazu wissen sie bereits um die Wahrheit. Als literarische Figur ist der junge Ditzen/Fallada ein Erzlügner. Sein Autor hat sich augenzwinkernd gegen diesen Vorwurf verwahrt. Ein Dichter kann nur von seiner eigenen Wahrheit künden, die nicht diejenige aller anderen (auch nicht der eigenen Verwandtschaft) sein muss, aber vielleicht in der Lektüre für etwas sensibilisiert, das sonst nicht erfahrbar gewesen wäre: bspw. für das Leid der Indigenen in Nordamerika. Das Verhältnis von Fiktion und Wahrheit ist bestimmendes Thema in Falladas

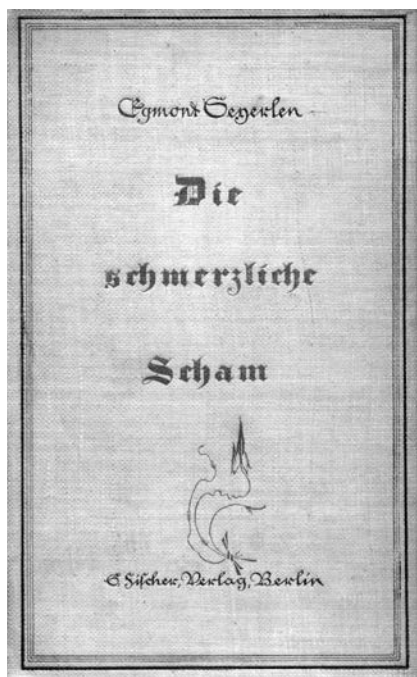
Geschichtensammlung und wird unter anderem mit Bezug auf Karl May ausgestellt. Nach einem langwierigen, in erster Instanz gewonnenen Prozess, in dem es um das Aushandeln der Wahrheit zwischen zwei konträren Standpunkten geht, bringt Falladas Onkel ihm wahrscheinlich nicht zufällig ein paar Bände May mit. Denn auch hier geht es, wie bei vielen Erwähnungen Mays in *Damals bei uns daheim*, um Wahrheit und Lüge, um das Wechselspiel zwischen Fiktion und Realität. Die Frage nach Recht oder Unrecht hängt eben auch davon ab, wer wen getäuscht hat und wer wen besser täuschen kann. Dem Onkel ist durch einen Wasserschaden das Haus schwer beschädigt, der Baumeister drängt auf baldige Instandsetzung, bevor nichts mehr zu retten ist. Vor Begutachtung des Schadens durch die Versicherung darf allerdings kein Handschlag getan werden. Die Versicherung aber lässt sich drei Tage nicht blicken – und so gibt der Onkel dem Drängen des Baumeisters nach. Die Frage ist nun, hat der Baumeister die Wahrheit gesagt und das Haus stand tatsächlich kurz vor dem Einsturz? Oder hat er den Onkel zur Reparatur gedrängt, weil er den Auftrag sehr nötig hatte? Letzteres vermutet jedenfalls der Versicherungsagent. (Vgl. Dbud 89) Wer ist hier nun der Hochstapler? Karl May jedenfalls nicht. Auch Fallada nicht, obwohl natürlich unklar bleibt, wieviel in seinen Geschichten erlebt, erinnert oder eben frei erfunden ist. Für den Autor ist dies allerdings gänzlich unerheblich, gute Geschichten dürfen für ihn nicht rein ausgedacht, sondern müssen eben auch möglich sein, wie er angesichts der Lektüre von Alexandre Dumas' *Die drei Musketiere* konstatiert. (Vgl. Dbud 214)

Als literarische Figur zeichnet Fallada sich in *Damals bei uns daheim* durch seine Erfindungsgabe aus, sei es, dass er unter fixen Ideen leidet, die ihm zur Wirklichkeit werden und die er anderen auch als Wirklichkeit präsentiert, sei es, dass er sich Ausreden ausdenken muss, um bspw. die Mitnahme eines Hamsters auf Reisen vor seinem Vater zu verbergen. May-Begeisterung und May-Lektüre stehen dafür mehrmals Pate. Allerdings steckt hinter Falladas fikionalisierten Erinnerungen kein Bedürfnis, etwas als falsch Empfundenes zu berichtigen oder eine als defizitär erlebte Wirklichkeit im Nachhinein zu verbessern, wenngleich auch dies manchmal thematisiert wird. So denkt der junge Fallada sich über den Verbleib eines spurlos verschwundenen Onkels die aberwitzigsten Geschichten aus: „Lange Romane habe ich mir beim Einschlafen ausgesponnen – kein Karl May konnte sie phantastischer erdenken!“ (Dbud 188) Vielmehr scheint es jedoch die Lust am Ausschmücken, am Fabulieren zu sein, von der eine große Faszination ausgeht, für Autor wie für Leser gleichermaßen. Was Fallada seinem Vater zuschreibt, kann auch für ihn selbst gelten: „Wir haben, sooft wir bestimmte Geschichten aus Vaters Munde auch hörten, nie die gleiche Fassung vorgesetzt bekommen. Die nackte Wirklichkeit was [sic] für Vater nur der Rohstoff, aus dem er seine Werke knetete.“ (Dbud 148–149)

- 1 Unter anderem schrieb Claudius an Moser, dass er skeptisch sei, ob er „Geschick genug habe, ein Rad in der Maschine zu sein“. Matthias Claudius an Friedrich Karl von Moser (3.12.1775). In: Ders.: *Briefe an Freunde*. Hg. von Hans Jessen. Berlin 1938 (Briefe 1), S. 163–164, hier S. 164.
- 2 Matthias Claudius an Johann Gottfried Herder (5.12.1775). In: Ders.: *Briefe an Freunde* 1938, S. 164–167, hier S. 164.
- 3 Heinz Stolte: *Die Reise ins Innere. Dichtung und Wahrheit in den Reiseerzählungen Karl Mays*. In: *Jahrbuch der Karl-May-Gesellschaft* 1975, S. 11–33, hier S. 18.
- 4 Vgl. dazu u. a. Claus Roxin: „Dr. Karl May, genannt Old Shatterhand“. Zum Bild Karl Mays in der Epoche seiner späten Reiseerzählungen. In: *Jahrbuch der Karl-May-Gesellschaft* 1974, S. 15–73, hier S. 16–17. Und Martin Roussel: *Politische Utopie en refuge. Karl May als Hochstapler, Reiseschriftsteller und Symbolfigur*. In: Oliver Kohns (Hg.): *Perspektiven der politischen Ästhetik*. Paderborn 2016, S. 115–144, hier S. 122: „Aufgrund einer geradezu manischen Detailfixiertheit hält sich bis heute etwas von einer gewissen Authentizität der Werke.“
- 5 Roussel: *Politische Utopie* 2016, S. 127.
- 6 Vgl. Roxin: „Dr. Karl May, genannt Old Shatterhand“ 1974, S. 19.
- 7 Vgl. Roxin: „Dr. Karl May, genannt Old Shatterhand“ 1974, S. 19.
- 8 Vgl. Roxin: „Dr. Karl May, genannt Old Shatterhand“ 1974, S. 20.
- 9 Hans Fallada: *Damals bei uns daheim. Erlebtes, Erfahrenes und Erfundenes*. In: Ders. *Damals bei uns daheim. Heute bei uns zu Haus*. Berlin/Weimar 1982, S. 5–334, hier S. 7. Im Folgenden wird diese Ausgabe mit der Sigle Dbud und der entsprechenden Seitenzahl zitiert.
- 10 Rainer Jeglin: *Neumünster – Waldheim. Hans Falladas Karl-May-Lektüre*. In: *Jahrbuch der Karl-May-Gesellschaft* 1996, S. 346–364, hier S. 346.
- 11 Jeglin: *Neumünster – Waldheim* 1996, S. 351.
- 12 Jeglin: *Neumünster – Waldheim* 1996, S. 355.
- 13 Roussel: *Politische Utopie* 2016, S. 117.
- 14 Roussel: *Politische Utopie* 2016, S. 119.
- 15 Richard von Kralik: *Der abenteuerliche Tag*. In: *Karl May Jahrbuch* 1919, S. 252–269, hier S. 254. Zitiert nach: Roxin: „Dr. Karl May, genannt Old Shatterhand“ 1974, S. 27.
- 16 Karl May: *Winnetou der Rote Gentleman*. I. Band. Freiburg/Br. 1893 (*Carl May's gesammelte Reiseromane*, VII), S. 5–6.
- 17 Matthias Claudius: *Abendlied*. In: Ders.: *Sämtliche Werke. Nach dem Text der Erstausgaben (Asmus 1775–1812) und den Originaldrucken (Nachlese) samt den 10 Bildtafeln von Chodowiecki und den übrigen Illustrationen der Erstausgaben. Mit Nachwort und Bibliographie von Rolf Siebke, Anmerkungen von Hansjörg Platschek und einer Zeittafel*. München 1984, S. 217–218, hier S. 217.
- 18 Elisabeth Ditzen: *Erinnerungen. Unsere lieben Vier. Elisabeth, Margarete, Rudolf, Ulrich, 1888–1918*. HFA Sign. S 1868, S. 69. Für den Hinweis auf die Lebenserinnerungen Elisabeth Ditzens danke ich Sabine Koburger.
- 19 Roxin: „Dr. Karl May, genannt Old Shatterhand“ 1974, S. 43–44.
- 20 Vgl. Roxin: „Dr. Karl May, genannt Old Shatterhand“ 1974, S. 34.
- 21 Roxin: „Dr. Karl May, genannt Old Shatterhand“ 1974, S. 17.

Vorbild, Förderer, Konkurrent

Was bedeutete Egmont Seyerlen für Rudolf Ditzen?



Der Roman „Die schmerzliche Scham“ von Egmont Seyerlen erschien 1913 im Verlag S. Fischer Berlin. Einbandgestaltung von Kurt Erich Mende.



Quelle: Archiv Daniel Börner

DANIEL BÖRNER

Die folgenschweren Ereignisse in der Jugendbiografie von Rudolf Ditzen sind bis heute Gegenstand der Fallada-Forschung. Wie wurde aus dem literaturbegeisterten Primaner, der im Oktober 1911 im thüringischen Rudolstadt seinen Freund Hanns Dietrich von Necker erschoss und sich selbst schwer verletzte, selbst ein Schriftsteller? Einen Anteil am kapriziösen Weg von Ditzen zu Fallada hatte auch der Roman *Die schmerzliche Scham* von Egmont Seyerlen, der im Oktober 1913 erschien, allerdings nur in wenigen öffentlichen Bibliotheken erhalten blieb und heute antiquarisch äußerst selten zu finden ist.

Der Untertitel des 600-seitigen Werkes lautet *Geschichte eines Knaben um das Jahr 1900*. Gewidmet dem berühmten Literaturkritiker Alfred Kerr, der das Erscheinen im renommierten S. Fischer Verlag Berlin bewirkte. Falladas Erstling *Der junge Goedeschal* von 1920 ist bekanntlich mit *Ein Pubertätsroman* untertitelt. Die gedruckte Widmung der Erstausgabe im Ernst Rowohlt Verlag Berlin lautet: „Frau Anne Marie Seyerlen zu eigen“. Also zwei Debütromane, beide stark autobiografisch, dem Genre nach Adoleszenzromane, Bücher über das Erwachsenwerden – heute Coming-of-Age-Romane genannt. Doch der Einfluss reicht noch weiter: Ditzen stellte seiner Gedichtsammlung *Gestalten und Bilder*, woraus 2018 eine Auswahl in der Jenaer Lyrikreihe „Versensporen“ (Nr. 32) erschienen ist, ebenfalls eine Wid-

mung voran: „Jörgen van Dryn zugeeignet“, es ist der Protagonist aus Seyerlens Roman.

Wo fangen die biografischen und werkgeschichtlichen Verbindungen zwischen den Seyerlens und Ditzen an? Und wo hören sie auf? Darüber hat schon Günter Caspar im langen Nachbericht der zweibändigen Aufbau-Ausgabe *Falladas Frühwerk* 1993 nachgedacht. Er stellte bereits jene produktive Verbindung heraus, die bei genauer Betrachtung einige Verwunderung auslöst: Sie seine Muse und Geliebte, er der Mentor und Förderer, eng vernetzt im literarischen Betrieb Berlins. Eine wesentliche Erweiterung zu diesem Beziehungsgeflecht konnte Cecilia von Studnitz 2007 mit der Publikation *Ich bin nicht der, den Du liebst* beitragen, wobei sie bis dahin unbekannte Briefe zwischen Anne Marie Seyerlen und Rudolf Ditzen auswerten konnte, um die frühen Jahre des werdenden Schriftstellers in Berlin aufzuhehlen. Es muss eine spezielle Konstellation gewesen sein. Die Rolle des gehörnten Ehemanns passt auf Egmont aber offenbar nicht. Das Ehepaar ließ sich jedoch, von Studnitz zufolge, 1919 scheiden. Michael Töteberg hat 2008 durch die Herausgabe von *Ewig auf der Rutschbahn*, dem Briefwechsel zwischen Autor und Verleger, dargelegt, dass Egmont Seyerlen Ende April 1919 den entscheidenden Kontakt zu Ernst Rowohlt herstellte, also ähnlich – aber in anderer Ausprägung – wie seine Frau zum literarischen Geburtshelfer für Hans Fallada wurde. Seyerlen blieb für Rowohlt persön-

lich ein Freund und in verlegerischer Hinsicht jahrzehntelang ein enger Berater.

Ansonsten ist der 1889 in Stuttgart geborene Rolf Oskar Egmont Seyerlen literarhistorisch durch seine Freundschaft mit Gottfried Benn bekannt. Ein schmales Heft in der Reihe „Spuren“ der Deutschen Schillergesellschaft Marbach am Neckar erschien 1992 und im Folgejahr in der Reihe *Cotta's Bibliothek der Moderne* ein Band mit zwischen 1914 und 1956 ausgetauschten Briefen und Nachrichten. Beide kenntnisreich herausgegeben vom Germanisten Gerhard Schuster. Benn und Seyerlen wechselten über 40 Jahre hinweg nicht viele, aber doch freundschaftlich-vertrauliche Briefe – bis zu Benns Tod 1956. Der Briefkontakt taucht immer mal wieder in den Fußnoten auf, so auch in Anatol Regniers *Jeder schreibt für sich allein*, eine Abhandlung über Schriftsteller im Nationalsozialismus, weil daraus gerne ein Diktum zitiert wird, gerichtet von Benn an Seyerlen Ende Februar 1933: „Die Revolution ist da, und die Geschichte spricht. Wer das nicht sieht, ist schwach-sinnig.“ Der Kulturwissenschaftler Klaus Theweleit hat Benns und Seyerlens Hinwendung zum Nationalsozialismus in seinem assoziativen Rechercheband *Orpheus am Machtpol* 1994 aufgegriffen. Für ihn ist Seyerlen nur ein weiterer Schriftsteller, der sich in die neue Macht einklinkte, schließlich zum Profiteur und Kollaborateur der NS-Herrschaft wurde, bemüht um das Funktionieren der Wehrwirtschaft. Allerdings muss Theweleit Seyerlens *Scham* nicht genauer geprüft haben, denn er verwechselt beispielsweise den Helden des Romans mit Seyerlens anfänglichem Pseudonym *Lamoral Farussi*, das Benn aus der persönlichen Be-

kanntschaft geläufig war. In den 1920er-Jahren lebten sie in fast nachbarschaftlicher Nähe im „Bayerischen Viertel“ in Berlin-Schöneberg. Zusammen mit anderen Autoren aus dem Umfeld der literarischen Zeitschrift *Die Aktion* nahmen beide im März 1914 an einer Lesung des literarischen Kabarets „Die feindlichen Brüder“ im Salon des Kunsthändlers Paul Cassirer teil. In dieser Phase könnten auch Seyerlens erste Kontakte mit Ernst Rowohlt liegen. Beide wurden wenig später Soldaten, aber nicht zutreffend ist, wie gelegentlich in der Sekundärliteratur behauptet und auch in Peters Walthers Fallada-Biografie (S. 86) wiederholt wurde, dass Rowohlt und Seyerlen zusammen „in derselben Einheit“ waren. Aus Seyerlens Militärakte im Landesarchiv Baden-Württemberg (Generallandesarchiv Karlsruhe, Signatur: 456 E 10261) geht hervor, dass er erst am 22. Oktober 1914 in das Husaren-Regiment von Zieten Nr. 3 in Rathenow eintrat, 1915 in Polen und Russland eingesetzt war, danach zum Stab wechselte und ab November 1916 bei der deutschen Militär-Mission in der Türkei seinen Dienst verrichtete. Seyerlen war nicht an der Front, sondern beschäftigte sich mit dem Nachschub für deutsche Formationen in Anatolien, Mesopotamien und Syrien. Im März 1918 wurde er zum Leutnant befördert. Erst Anfang April 1919 kehrte er nach Deutschland zurück. Ernst Rowohlt war Soldat im 7. Königlich Sächsischen Feldartillerie-Regiment Nr. 77, zusammen mit Rudolf Ditzens jüngerem Bruder Ulrich Ditzen, der wenige Wochen vor Kriegsende als Leutnant der Reserve an der Westfront starb. In den hunderten Feldpostbriefen nach Leipzig, in denen Ulrich oft und gerne über Lektüre und Buch-



Egmont Seyerlen, gezeichnet von Ludwig Meidner, 1914

Quelle: National Gallery of Art, Washington

erlebnisse berichtete, tauchen weder *Die schmerzliche Scham* noch Ernst Rowohlt, der in einer anderen Batterie des Regiments eingesetzt war, namentlich auf. So eng und schicksalhaft war diese Verbindung im Felde also nicht. In der „Deutschen Verlustliste“ vom 1. Oktober 1918 (Seite 26681) steht Ulrich Ditzen übrigens unmittelbar über einem gewissen Otto Dix, geboren am 2. Dezember 1891 in Untermhaus, heute ein Stadtteil von Gera, der Unteroffizier wurde damals „leicht verletzt“. Dix hat später wie kein anderer Schrecken, Leid und Wahnsinn des Krieges künstlerisch verarbeitet. Wann aber nun genau Rudolf Ditzen Seyerlens Roman kennenlernte, schon zeitnah nach Erscheinen 1913 oder doch erst 1917 durch die Verbindung mit dessen Frau in Berlin, bleibt fraglich.

Seyerlens Roman erhielt durchaus Anerkennung, wurde aber immer wieder mit Vergleichen überzogen und häufig in die Nachfolge von Robert Musils *Die Verwirrungen des Zöglings Törleß* aus dem Jahr 1906 gestellt. Der Schriftsteller Franz Blei urteilte in einer Besprechung für *Die weißen Blätter* im Februar 1914 ambivalent:

„Als ein Ganzes nicht etwa mißlungen, sondern irrtümlich von Haus aus, enthält er einige Male zehn bis zwanzig Seiten ersten Ranges. Als Ganzes arbeitet er den Restbestand des Entwicklungsromanes auf, der vor Jahren einmal in der Fassung Hesses bürgerlich entzückte, Lebensgeschichte, in der alles viel zu eitel und auf den Helden bezogen, vom Helden aus gewertet wird, Parteilichkeit des Zwanzigjährigen. Tausend Details werden mit längst faliter Psychologie ins Breite gezogen, weil sie sich – von der psychologischen Einstellung aus – auf kein anderes Niveau bringen lassen.“ Tatsächlich wirkt das Buch des damals Anfang Zwanzigjährigen streckenweise wie eine psychologisierende Autobiografie, nachgezeichnet vom Knaben bis zum Jüngling, im Mittelpunkt ein Held mit dem kunstvollen

Namen Jörgen Hubertus van Dryn. Seyerlen stellte zusätzlich ein Zarathustra-Zitat Nietzsches voran, das dem Roman seinen Titel gab: „Und eben das soll der Mensch für den Übermenschen sein: Ein Gelächter oder eine schmerzliche Scham.“ Erst ab dem vierten Kapitel, da sind schon reichlich 300 Seiten vorüber, wird es lebhafter, dichter und zugänglicher. Jörgen wird frühreif und altklug: liest, philosophiert und probiert sich aus – erlebt erotische Abenteuer. Doch insgesamt eher eine zahme Variante des Kai Goedeschal. Weniger fällt heute noch auf, dass das Buch nach Erscheinen stellenweise als Schlüsselroman zur Kunstszene Stuttgarts gelesen wurde, in der Seyerlens väterlicher Mentor, der Schweizer Maler Hans Brühlmann (im Roman Nano Brümml), eine zentrale Rolle spielte.

Der Autor Peter de Mendelssohn hat Egmont Seyerlen in der Hörfunk-Reihe „Verhängte Bildnisse“ 1974 porträtiert, ohne ihn jedoch noch persönlich kennengelernt zu haben. Im Manuskript, das im Literaturarchiv Monacensia der Stadtbibliothek München aufbewahrt wird, heißt es: „Wenn je ein Text den Stempel seiner Zeit trug, dann dieser; jeder Satz, jedes Wort sagte: 1913.“ *Die schmerzliche Scham* ist Seyerlens einziger Roman geblieben. Er starb 1972.

Zu Seyerlens Person, seinem Roman und seiner Rolle bei der Sanierung des Ernst Rowohlt Verlages 1931 vgl. auch Koburger, Sabine: Ein Autor und sein Verleger. Hans Fallada und Ernst Rowohlt in Verlags- und Zeithorizonten. München: belle-ville 2015.

Falladas erster Buchgestalter

Leben und Werk des Grafikers Wilhelm Plünnecke

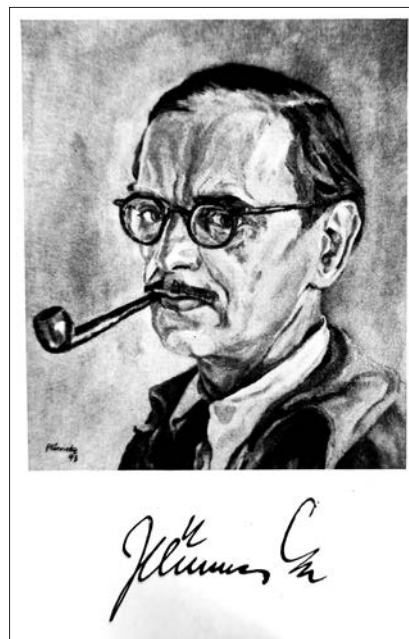
WOLFGANG BEHR

„Die Ausstattung überlasse ich vollkommen dem Verleger“ notierte Rudolf Ditzen am 21. Juni 1919 in einem Aktenvermerk nach den Vertragsverhandlungen zur Veröffentlichung seines ersten Romans *Der junge Goedeschal* im Verlag Ernst Rowohlt.¹ Seit August 1917 hatte er an dem Werk gearbeitet. Vor der Drucklegung musste der Autor aber noch klären, dass sein Name Rudolf Ditzen nicht auf dem Buch erscheinen durfte. Hiermit entsprach er den Erwartungen seines Vaters, dem es wichtig war, dass sein Sohn „in erster Linie in seinem eigenen Interesse“ das

Buch unter einem Pseudonym veröffentlichten sollte.²

Ditzen findet sein Pseudonym in den Grimmschen Märchen, in *Hans im Glück* und *Die Gänsemagd*: „Dem treuen Schimmelpferd Fallada, das da hanget, legte ich noch ein ‚L‘ zu – und der Fallada war da!“³

Das *Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel* kündigte am 3. November 1919 Hans Falladas *Der junge Goedeschal. Ein Pubertätsroman* an: „Der Dichter dieses bezaubernden Buches ist ein homo novus auf literarischem Gebiet. Aber dieses Erstlingswerk enthüllt eine erstaunliche Reife, eine souveräne Beherrschung des Stoffes,



© Stadtarchiv Stuttgart



Collage zum Pseudonym Foto: Behr



© Hans-Fallada-Museum

ein makelloses Können. Fallada gestaltet das tragische Geschick eines Knaben, der, bestürmt von den Schauern geschlechtlichen Ahnens, von Verirrung zu Verirrung taumelt [...]. Das Blut des Lebens rauscht in den Seiten dieses Buches und der Vergleich mit Wedekinds ‚Frühlingserwachen‘ erscheint nicht allzukühn.“⁴

Anfang 1920 liegt Falladas Debüt dann in den Buchläden, mit der Einbandzeichnung von Wilhelm Plünnecke.

Spurensuche

Wilhelm Plünnecke:

Hannover, Berlin, Leipzig, Tübingen, Stuttgart

So wie für den damals 26-jährigen Hans Fallada *Der junge Goedeschal* sein erster Vertragsabschluss war, so stand auch der 25-jährige Wilhelm Plünnecke am Anfang seiner beruflichen Laufbahn, als er 1919 den Auftrag bekam, den Bucheinband für Falladas Erstling zu gestalten.

Hannover

Wilhelm Plünnecke kommt am 17. Juni 1894 in Hannover zur Welt.

Seine Eltern sind der Architekt und Landesbauverwalter Wilhelm Ernst Plünnecke und Anna, geborene Möhring. Ostern 1913 schließt er seine Schulzeit am Realgymnasium Hannover mit der Reifeprüfung ab. Im Sommersemester findet er Aufnahme an der Leipziger Akademie für Graphische Künste und Buchgewerbe und kann sich zum Wintersemester 1913 an der dortigen Universität zum Studium der Kunstgeschichte einschreiben. Auch wenn Plünnecke – wie er in seinem Lebenslauf schreibt – „zwischen 1915 und 1918 als Soldat im Felde“⁵ war, so kümmert er sich doch weiterhin um seine künstlerischen Arbeiten. Im Oktober 1916 wird in Hannover eine Ausstellung eröffnet, über die die örtliche Presse berichtet:

„Im Kupferstichsaal des Kestner-Museums findet zurzeit eine umfangreiche Ausstellung von Werken des jungen hannoverschen Malers und Grafikers Wilhelm Plünnecke statt. Die Veranstaltung umfasst das gesamte grafische Werk des Künstlers; neben den radierten Zyklen zu Büchners ‚Dantons Tod‘ und Edschmids

‚Jousous‘ werden hier zum ersten Mal die in Federzeichnung ausgeführten Illustrationsfolgen zu Zolas ‚L’Oeuvre‘ und Balzacs ‚Oberst Chabert‘ und andere Dichtungen gezeigt. Der Eindruck von des jungen Künstlers Begabung, den man zu Anfang dieses Jahres schon aus seinen ebenfalls im Kestner-Museum ausgestellten, im Felde entstandenen Arbeiten gewann, wird durch diese umfassende, abgerundete Ausstellung, [...] wesentlich erweitert und vertieft.“⁶

Am 5. Juni 1917 gehört Plünnecke zu den Gründungsmitgliedern der Hannoverschen Sezession. Er beteiligt sich aktiv an den Vorbereitungen zur ersten Ausstellung dieser Künstlergruppe im Februar 1918. Hier sind nicht nur eine Reihe seiner Grafiken zu sehen, Plünnecke gestaltet zudem das Ausstellungsplakat sowie den Katalogeinband und schreibt dazu das Vorwort, in dem er Einblick in seine künstlerischen Intentionen gibt: „Der Name unserer Gruppe Hannoversche Sezession ist ein Anspruch; er verpflichtet. Unsere Ausstellung soll ihn rechtfertigen. Er verpflichtet gegenüber dem

Malergewerbe, das sich heute Kunst nennt, und gegenüber dem unechten Expressionismus des Viertelgebildeten. Wir wollen nicht die mangelhafte Wiederholung der Natur, nicht die Stoffmalerei, die Tendenzkunst nicht und nicht die in Farbe umgesetzte Schundliteratur. Die Pflicht des Künstlers ist es nicht, zu seiner Arbeit das erläuternde Wort zu geben; sein Werk soll selber als die sichtbare Tat seiner Hand, als Gestaltung die greifbare Antwort sein auf die berühmte Frage: ‚Was ist Kunst?‘. Jede Antwort, die jeder Künstler gibt aus seinem eigenen ist die richtige, Man wird in unserer Ausstellung Bilder finden, die sich der gern schachtelnde Verstand in die verschiedensten Richtungen einteilen darf. – ist nicht die Richtung unendlich gleichgültig, wenn einer nur als Mann auf seinem Posten steht? Wenn er zielsicher durch die kreisende Strömung vorausfährt? Unsere große Mutter Kunst steht über allem Streit, der zu ihren Füßen misstönt. Was unsere Bilder, unsere Plastik, unsere Graphik im einzelnen sind: Gesänge vom Dasein, Schmerz zerwühlter Nächte,

Spuk vom Krieg, Hymne von der Sonne, Farbentanz und Gebet um Erlösung – alles was wir leisten, ist ernsthafte Anstrengung, wie sehr wir auch an Jahren und Zielen uns unterscheiden“⁶⁷

Berlin

Ab September 1918 studiert Plünnecke für ein Semester an der Staatlichen Unterrichtsanstalt am Berliner Kunstgewerbemuseum. In dieser Zeit erhält Wilhelm Plünnecke vom Rowohlt Verlag als Einbandgestalter seine ersten Aufträge: für Hans Falladas *Goedeschal*, für die Flugschriften *Friede den Hütten – Krieg den Palästen* von Georg Büchner und *Kampf gegen die Waffe* von Rudolf Leonhard.

1919 wird er auch publizistisch tätig. Die Zeitschrift *Die Kunst für alle: Malerei, Plastik, Graphik, Architektur* veröffentlicht seine Abhandlung über den Maler Willy Jaeckel (1888–1944). Plünnecke kommt – damals noch unter dem Eindruck des Ersten Weltkriegs – zu der Einschätzung: „Jaeckel ist [...] der einzige, der erste Künstler seit Goya, der den Schrecken des Krieges, das grauenvolle Handwerk: Menschenmord als Kunst-



Selbstbildnis im Lazarett
© Heimatmuseum Seelze

werk bewältigt hat. Er hat das bloß Echte, den Realismus des Erlebnisses ins Ewige destilliert. Vielleicht spricht das am stärksten für seine Kunst, für ihre Wahrheit und ihre Größe.“⁶⁸

1922 ist Wilhelm Plünnecke im *Allgemeinen Künstler-Lexikon* verzeichnet als „Zeichner und Radierer“ mit Werken zu Büchners *Dantons Tod* und *Hungersnot*.⁹

Für die Zeit von 1918 bis 1938 finden sich in den Berliner Adressbüchern mehrere Einträge zu Wilhelm Plünnecke: zuerst in der Motzstraße 67 in Schöneberg,



Plakat zur Ausstellung Foto: Sammlung Behr



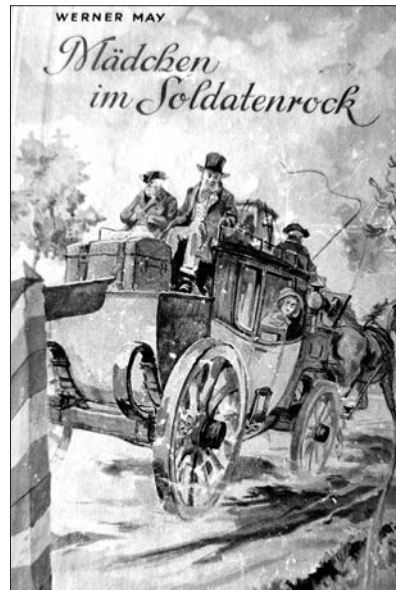
Foto: Sammlung Behr



Foto: Sammlung Behr



Zeichnung 1921 Foto: Sammlung Behr



Einband 1940 Foto: Sammlung Behr



Umschlagbild 1939 Foto: Sammlung Behr

zuletzt 1935 in Zehlendorf, mit der Berufsbezeichnung Kunstmaler und als Chefredakteur in der Machnower Str. 48. In seinem Lebenslauf schreibt er 1940, er sei in Berlin als Pressezeichner, Maler und Grafiker tätig gewesen. Später erwähnt er auch noch seine Arbeit im Zeitraum von 1924 bis 1933 für den Berliner Scherl Verlag als Zeichner und Illustrator.

Plünnecke wird im Juni 1933 in der Zeitschrift *Gebrauchsgraphik* mit folgendem Text vorgestellt: „Unter den Pressezeichnern Berlins ist Wilhelm Plünnecke der berufene Reporter der Landschaft. Er versteht es, mit wenigen Strichen den Stimmungsgehalt einer Landschaft anzudeuten. Er geht von der Technik aus: das Papier unserer Tageszeitungen ist im allgemeinen ein schlechter Bildträger, aber dieses Material ist für Plünnecke der Ausgangspunkt. Denn viele seiner Zeichnungen sind erst vollendet, wenn sie durch die Rotationsmaschine gegangen sind. Schon aus diesem Umstand spricht eine lange künstlerische Erfahrung und Gewissenhaftigkeit. Bei seinen Magazinillustrationen sucht Plünnecke die Dramatik der Handlung

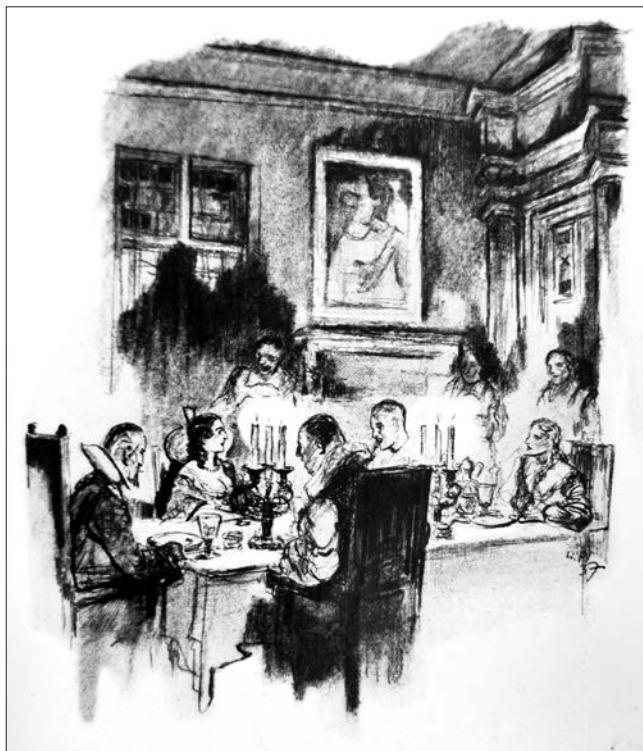
durch ein kräftiges Schwarz-Weiß der Komposition zu übersteigern. Fast alle Illustrationen, die wir hier zeigen, sind für den Verlag Aug. Scherl in Berlin und für die Zeitschrift „Die Funkstunde“, deren Redakteur Plünnecke heute ist, geschaffen worden.“¹⁰

Ostern 1936 wird Wilhelm Plünnecke als Hauptschriftleiter der *Funkstunde* fristlos mit der Begründung entlassen, er sei „politisch unzuverlässig und in nicht-arischer Ehe verheiratet“.¹¹ So ist es jedenfalls 1945 Plünneckes Antworten im *Fragebogen* zur Entnazifizierung zu entnehmen. In den Jahren bis zum Kriegsende habe er dann als freier Künstler gearbeitet, zum Militärdienst sei er nicht eingezogen worden.¹²

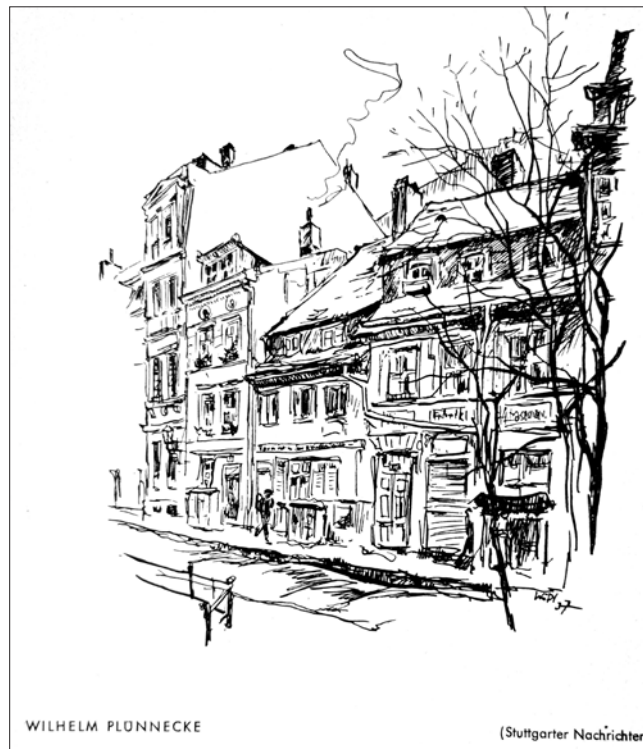
Tübingen und Leipzig

Im Winter 1938/39 setzt Wilhelm Plünnecke für ein Semester das Studium der Kunstgeschichte in Tübingen fort. Am 26. September 1939 immatrikuliert er sich dann an der Universität Leipzig, hier hatte er nach dem Abitur seine kunstwissenschaftliche Ausbildung begonnen. Er schreibt an der Philosophischen Fakultät seine

Dissertation zum Thema *Grundformen der Illustration*, die er im Mai 1940 abschließt. In der Dissertation beschäftigt er sich intensiv mit einem seiner Berufsfelder und zieht das Fazit, dass der Illustrator drei Eigenschaften haben muss: Er muss aus der Vorstellung arbeiten können [...]. Er muss komponieren können in doppelter Eigenschaft, nicht nur das einzelne Blatt, sondern er muss vor allem in der Serie, dem größeren Zusammenhang gestalten, während ihm die Versenkung in die Einzelheit nicht das Entscheidende ist. Er muss fähig sein, sich mit geistigen Dingen auseinanderzusetzen. 1941 widmet sich die Zeitschrift *Gebrauchsgraphik* Wilhelm Plünneckes Schaffen und würdigt auch seine Promotion. „Die richtige Linie zu finden, bei aller Aufmerksamkeit den künstlerischen Schwung zu bewahren, die persönliche Handschrift wie die Fabulierlust sprechen zu lassen – das ist's worauf es ankommt. Wilhelm Plünnecke zeigt diese glückliche und ebenso seltene Kunst in sehr reizvoller Weise. Und wenn es hauptsächlich historische Themen sind, mit denen er betraut wird, so hat das



Grafik © Gebrauchsgraphik – International Advertising Art, Berlin, Heft 8/1941.



Pressezeichnung Foto: Sammlung Behr

in der Aufmerksamkeit und Treue seinen Grund, mit denen er an diese Aufgaben herangeht. Und sein Verantwortungsgefühl geht so weit, daß er nun sogar seinen Doktor der Kunstgeschichte gemacht hat. Daß hier aber kein Doktor zeichnet, hinter allen Arbeiten jedoch ein solides Wissen steht, beweist bereits jedes Blatt seiner Illustrationen. Und im Verein mit diesem freien, echten Schaffensimpuls ist Wilhelm Plünnecke ein ausgezeichnete Vertreter der Buchkunst, die wohl vielen Möglichkeiten gibt, deren Anforderungen aber auf die Dauer nur wenige gewachsen sind.¹³

Wieder in Tübingen

Nach der Promotion zum Dr. phil. in Leipzig zieht Plünnecke erneut nach Tübingen. Er nimmt dort wieder von 1941 bis 1943 sein Studium der Kunstgeschichte auf.

Wenn es im Archiv der Universität Tübingen auch keine Belege über seine Tätigkeit als Universi-

tätszeichenlehrer¹⁴ gibt, so findet sich in einer Akte des Akademischen Rektorats des Kunsthistorischen Institut Tübingen zumindest der Hinweis, dass Wilhelm Plünnecke vom 15. November 1943 bis zum 31. März 1944 als wissenschaftliche Hilfskraft angestellt und mit der Verwaltung des wissenschaftlichen Materials, mit der Anleitung der Studierenden und mit der Durchführung von Lichtbildervorführungen betraut war.¹⁵ Im Entnazifizierungsfragebogen listet Plünnecke zudem Themen auf, zu denen er am Kunsthistorischen Institut Tübingen von 1943 bis 1945 inoffizielle Vorlesungen gehalten hat: u. a. über Rembrandts Radierungen und die Grafiken von Goltzius bis Goya.¹⁶

Im Sommer 1945 ist Wilhelm Plünnecke für die französische Militärregierung als Kunstreferent tätig und gehört zu den Mitorganisatoren der ersten Ausstellungen, die im Kunstgebäude Tübingen in der Nachkriegszeit besucht wer-

den können.¹⁷ Von Dezember 1945 bis Januar 1946 ist *Kirchliche Kunst der Gegenwart in Südwürttemberg* zu sehen, von Februar bis März 1946 werden *Moderne Stuttgarter Künstler* gezeigt.¹⁸

Plünnecke betätigt sich weiterhin als Autor kunsthistorischer Themen. 1947 finden sich Texte in Veröffentlichungen des Stuttgarter Kunstkabinetts, so im Katalog der Ausstellung von Werken von Max Liebermann und Max Slevogt¹⁹ und im Folgejahr in einem Prospekt zur Ausstellung von Alfred Kubins Grafiken²⁰

Stuttgart:

Die letzte Lebensphase

Bereits während der Jahre in Tübingen bestanden vielfältige Kontakte nach Stuttgart. Als freier Mitarbeiter der *Stuttgarter Nachrichten* schreibt Wilhelm Plünnecke insbesondere über das kulturelle Leben in Stuttgart und Umgebung. Am 1. Oktober 1948 heiratet er die Journalistin Elisabet Best,

die ebenfalls bei den *Stuttgarter Nachrichten* arbeitet, zunächst als Feuilleton-Redakteurin, später als Ressortleiterin.²¹

Wilhelm Plünnecke stirbt nach langer schwerer Krankheit am 24. August 1954 in Stuttgart. In dieser Zeit ist er fast nur noch publizistisch tätig. Lediglich vereinzelte Pressezeichnungen erinnern an den Grafiker und Illustrator der früheren Zeiten.

Der Nachlass von Wilhelm Plünnecke enthält eine umfangreiche Sammlung seiner publizierten Zeitungsartikel, wenn auch meist ohne Veröffentlichungsdatum und Quellenangaben. (Stadtarchiv Stuttgart (StAS), Sig. 2148) Ebenfalls im Nachlass ist ein Foto zu entdecken, das Wilhelm Plünnecke im Gespräch mit Thornton Wilder zeigt. Plünnecke hatte sich mit dem Schriftsteller 1953 in einem Stuttgarter Hotel zum Interview verabredet. Sein in den *Stuttgarter Nachrichten* veröffentlichter Artikel „Begegnung mit Thornton Wilder“ endet mit dem persönlichen Resümee: „zum Schluss hat der Interviewer wieder einmal das Gefühl, dass er selbst zu viel geredet habe und dass er eigentlich ausgefragt worden sei. Aber er weiß auch, wie dankbar er für eine solche Stunde Erlebnis sein kann und wie dankbar er ist.“²²

Kurt Honolka, Kolumnist bei den *Stuttgarter Nachrichten*, erinnert in seinem Nachruf an Wilhelm Plünnecke, den „Verfasser der Hunderte von Artikeln, die über Ereignisse des kulturellen Lebens mit so vitaler Anteilnahme berichteten [...]“. Er war Künstler, Kritiker, Publizist, Journalist. Was ihn beschäftigte, was er in bildnerische oder gedankliche Form goss, war, auch wenn er sich ihm von den periphersten Wegen nä-

herte, das Leben selbst in seiner bestürzenden Fülle. Alles interessierte ihn – darin war er ein echter Journalist.“

Als 1955 das Stuttgarter Kunsthaus Schaller in einer Gedächtnis-Ausstellung „Zeichnungen und Aquarelle“ von Wilhelm Plünnecke präsentiert, schreiben die *Stuttgarter Nachrichten*, dass „vielleicht einige Kollegen, kaum aber unsere Künstlerschaft, die ihn mit den Jahren immer mehr als sachkundigen und gewissenhaften Beurteiler schätzen gelernt hatte [...]“, gewusst haben dürfte, dass Wilhelm Plünnecke „ursprünglich einer der Ihren war (und es eigentlich auch geblieben ist), bevor er hauptberuflich die zeichnend-schöpferische mit der beschreibenden Feder vertauschte.“ (StAS Sig. 2148)

Was bleibt?

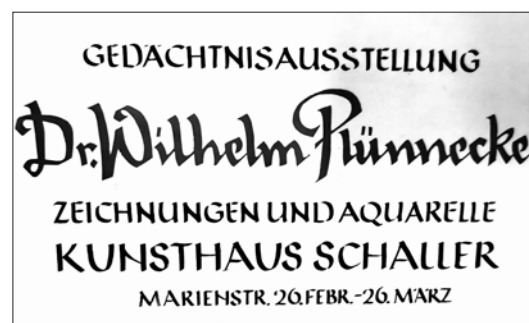
Wilhelm Plünneckes Witwe überlebt ihn um 50 Jahre. Kurze Zeit vor ihrem Tod regelt sie die sichere Unterbringung des Nachlasses von Wilhelm Plünnecke. Seit dem 24. Juli 2003 werden die von ihm angelegten Alben mit Zeitungsartikeln, Druckvorlagen und -schriften, Romane mit seinen Illustrationen sowie Grafiken und Ölbilder im Stadtarchiv Stuttgart aufbewahrt.

Davon abgesehen ist das Werk von Plünnecke ungesammelt. „Der Illustrator hinterlässt kein ‚Oeuvre‘, wie der Maler“ stellt Dr. Clara Menck zum Werk von Wilhelm Plünnecke fest. „Er macht nicht in Ausstellungen von sich reden. Sein Werk ist auf Hunderte von Publikationen weit verstreut.“²³ Einen kleinen Einblick in Plünneckes Buchillustrationen bietet die Recherche in Onlineantiquariaten. Aktuell sind hier mehr als 50 zwischen 1918 und 1954



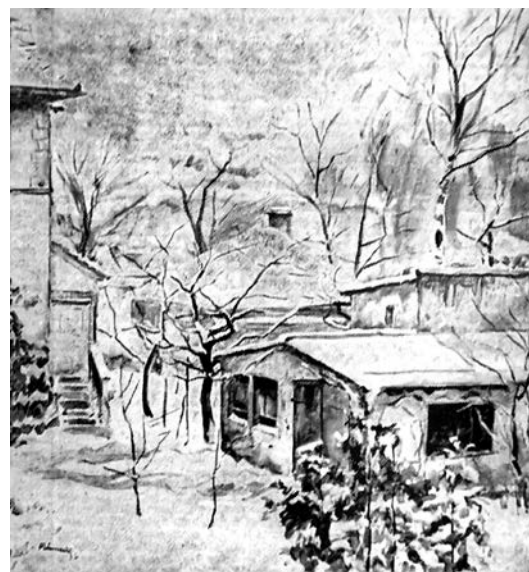
Wilhelm Plünnecke im Gespräch mit Thornton Wilder am 21.2.1953

© Stuttgarter Nachrichten, Foto: Vinzenz Engel



Plakat der Gedächtnisausstellung 1955

© Nachlass Wilhelm Plünnecke, Stadtarchiv Stuttgart, Sig. 2148



Lithografie aus der Ausstellung

© Nachlass Wilhelm Plünnecke, Stadtarchiv Stuttgart, Sig. 2148

veröffentlichte Bücher mit Einbandgestaltungen bzw. Illustrationen von Wilhelm Plünnecke zu finden. Darunter auch Falladas *Goedeschal* aus dem Jahr 1920. Ein ungarisches Antiquariat bietet den Debütroman mit Falladas Widmung „Meiner Schwester Dete. R. H. Ditzen-Fallada. Carlsfeld, 3.3.1920“ zum Preis von 5.500 Euro an. Ein Aufkleber in diesem Buch belegt, dass es aus der Bibliothek von Falladas Schwester Margarete Becher (Hillesheim/Eifel) den Weg in den Antiquariatshandel gefunden hat.²⁴

- 1 Ditzen, Rudolf: Aktenvermerk vom 21.6.1919, Hans-Fallada-Archiv (HFA) S 966.
- 2 Wilhelm Ditzen an Dr. Tecklenburg, 19.5.1918, HFA Nr. 59. In: Cecilia von Studnitz: *Ich bin nicht der, den du liebst*, Neubrandenburg: Federchen Verlag 2007, S. 206.
- 3 Fallada, Hans; Reger, Erik: Zwei Pseudonyme über sich selbst. In: *Berliner Tageblatt und Handelszeitung*, 16.9.1934, HFA S 1931.
- 4 siehe Digitales Börsenblatt vom 3.11.1919.

- 5 Plünnecke, Wilhelm: *Lebenslauf*. In: *Grundformen der Illustration – Dissertation – 1940*. Verlag Robert Noske, Borna bei Leipzig.
- 6 *Hannoverscher Kurier*, Nr. 32719, 12.10.1916, abends, S. 5., 12.10.1916.
- 7 Plünnecke, Wilhelm: Vorwort. In: *Hannoversche Sezession. Ausstellungskatalog 1918*. online gefunden unter: <http://heimatmuseum-seelze.de>. (31.5.2025).
- 8 Ders.: Willy Jaeckel. In: *Die Kunst für alle: Malerei, Graphik, Plastik, Architektur*. 34. Jg., Heft 11/12, März 1919, S. 208-216.
- 9 Hermann Alexander Müller/Hans Wolfgang Singer: Plünnecke, Wilhelm. In: *Allgemeines Künstler-Lexicon. Literarische Anstalt, Rütten & Loening, Frankfurt a. M. 1922*, S. 222.
- 10 Frenzel, K. H.: Wilhelm Plünnecke. In: *Gebrauchsgraphik International Advertising Art*. Frenzel & Engelbrecher, Berlin, Jg. 10, Juni 1933, S. 24ff.
- 11 Anmerkung: Wilhelm Plünnecke war dreimal verheiratet. Hier handelt es sich vermutlich um seine zweite Ehe, in der er seit dem 30.4.1928 mit Lina Amalie Josephine Maria Fanny Passavant (Standesamt Berlin III, Heiratsregister 1928, Nr. 290) verheiratet war. Die Daten der ersten Ehe waren nicht zu recherchieren.
- 12 Siehe Wilhelm Plünnecke: *Military Government of Germany*. Fragebogen. Tübingen 11.12.1945. Hauptstaatsarchiv Stuttgart J191-Q3/39.
- 13 Sailer, Anton: Der Illustrator Wilhelm Plünnecke. In: *Gebrauchsgraphik International*. August 1941, S. 36ff.
- 14 Vgl. dazu (abweichender) Eintrag Wilhelm Plünnecke in: wikipedia.

- 15 Auskunft Universitätsarchiv Tübingen. E-Mail vom 11.5.2025.
- 16 Siehe Stadtarchiv Stuttgart (StAS): *Nachlass Dr. Wilhelm Plünnecke*. Sig. 2148. online: www.stadtarchiv-stuttgart.findbuch.net.
- 17 Finke, Marcel: *Kontinuitäten und Neuanfänge. Das Kunsthistorische Institut in Tübingen 1894–1960*. In: In: Blattner, Evamarie; Ratzeburg, Wiebke (Hg.): *Neuanfang?! Kunst und Kulturpolitik der 1950er Jahre in Tübingen*. Stadtmuseum Tübingen, Tübingen 2019, S. 91.
- 18 Hägele, Ulrich: *Der am wenigsten provinzielle Ort in Deutschland. Tübinger Kunstaussstellung 1945–1949*. In: *Schwäbische Heimat*, 61 (4). Stuttgart 2010, S. 406.
- 19 Plünnecke, Wilhelm: *Max Slevogt. Max Liebermann. Sonderausstellung Max Slevogt Max Liebermann. Graphik, Zeichnungen, Aquarelle. Katalog der Ausstellung 16.8. bis 4.9.1947*. Stuttgarter Kunstkabinett, Stuttgart 1947.
- 20 Ders.: Alfred Kubin. *Prospekt zur Graphik-Ausstellung*. Stuttgarter Kunstkabinett, 5.1.–4.3.1948.
- 21 Kustermann, Abraham Peter: *Aufmerksamkeit – Freundlichkeit – Menschlichkeit. Zum Tod von Elisabeth Plünnecke*. In: *Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart* (Hg.): *Chronik 2004*. Stuttgart 2005, S. 148-149, hier S. 148.
- 22 Plünnecke, Wilhelm: *Begegnung mit Thornton Wilder*. In: *Stuttgarter Nachrichten*, 21.2.1953.
- 23 Menck, Clara: *Redlichkeit und Stille – Das Werk des am 24.8.1954 verstorbenen Grafikers und Malers Wilhelm Plünnecke*. StAS Sig. 2148.
- 24 Fallada, Hans: *Der junge Goedeschal*. <https://www.zvab.com/servlet/BookDetailsPL?bi=30872385828> (31.5.2025).

Hans Fallada, Maurice Maeterlinck und „Das Leben der Bienen“

Anmerkungen zu einer vermeintlichen Verwechslung

HANNES ROTHER

In seinem 1943 erschienenen Erinnerungsbuch *Heute bei uns zu Haus* schildert Hans Fallada im Kapitel *Bienen im Garten, Honig des Lebens*¹ eine Geschichte, die auf einem hinterpommerschen Rittergut spielt und eine Verwechslung des Erzählers mit dem damaligen Erfolgsautor Maurice Maeterlinck zum Thema hat. Die eigentliche Handlungsebene bildet eine Skatrunde im Dorf, innerhalb derer der Erzähler mit dem Kantor des Dorfes, der zugleich imkert, in einen Disput über Bienen gerät, und in

dem er versucht, seinen Standpunkt gegenüber dem Kantor mit angelesenem Wissen aus Maeterlincks *Das Leben der Bienen* zu unterfüttern. Dies führt zunächst dazu, dass der Erzähler – anfangs gegen seinen Willen, später sich den Umständen ergebend – mehr oder weniger ernsthaft für Maeterlinck gehalten wird. Letztlich kulminiert die Geschichte infolge der Aufdeckung des Schwindels durch Berliner Besuch der gräflichen Gutsherrin, der den Erzähler auf sein vermeintlich von ihm verfasstes Theaterstück *Monna Vanna*² anspricht, („das [...] augenblicklich

in Berlin das Theater [füllt] – Sie müssen enorme Gelder verdienen, junger Mann!“³) in einer peinlichen Maßregelung durch die Gutsherrin, die damit auch ihre eigene Ahnungslosigkeit zu bemänteln sucht. Im Ergebnis verlässt der Erzähler seine Anstellung. Fallada macht zum Zeitraum der Handlung zwei Angaben, zum einen: Maeterlinck sei im „Jahre 1911 oder 1912“⁴ schon ein berühmter Mann gewesen, was die Deutung nahelegt, dass die Geschichte zu dieser Zeit gespielt habe, zum anderen zum Abschluss der Geschichte: „Das alles lag nun schon ungefähr



Maurice Maeterlinck um 1905

Quelle: Schlaf [1906], Frontispiz

fünfundzwanzig Jahre zurück“⁵, was angesichts der Buchentstehung auf einen Zeitraum um 1917 hindeuten würde. Die Geschichte ist ein kleines Meisterwerk mit unterschiedlichen Bedeutungsebenen, es lohnt sich, sie auch einmal für sich genommen zu lesen.

Welche Bedeutung der belgische Dramatiker, Dichter, Essayist und Naturphilosoph Maurice Maeterlinck (1862–1949) für den jungen Rudolf Ditzen und späteren Schriftsteller Hans Fallada⁶ wirklich hatte, ist aus dessen wenigen diesbezüglichen Selbstzeugnissen (noch) nicht verlässlich zu klären. Unter Falladas Biografen vermerken lediglich Jürgen Manthey und André Uzulis eine frühe Lektüre Maeterlincks durch Fallada. Dabei stellt Manthey Maeterlinck in eine Reihe mit weiteren „Zeitgrößen wie Dauthendey, Hoffmannsthal [...] und Oscar Wilde“, die Fallada „in Weltmüdigkeits-Pathos und Gesten des Lebensverzichts, Empfindungen, zu denen er ohnehin neigte“, bestärkt hätten.⁷ Uzulis seinerseits zitiert Mantheys

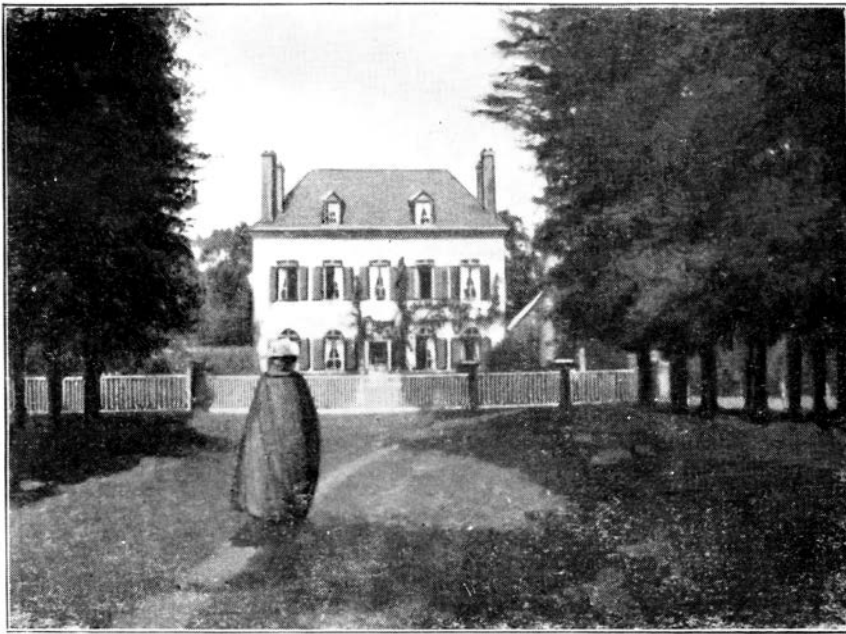
Begrifflichkeit der „Lese-Exzesse“ Falladas im Austausch mit dessen literarisch ebenfalls kenntnisreichem Freund Hanns Dietrich von Necker während der Zeit am Gymnasium in Rudolstadt von Sommer bis Herbst 1911. Er fährt fort: „Oscar Wilde [...] stand besonders hoch im Kurs, aber auch Hoffmannsthal, Maeterlinck, Dauthendey und Nietzsche waren gefragte Autoren“ und benennt⁸ – bezogen auf die Dramen Hoffmannsthals – als Quelle Falladas „Jenaer Lebenslauf“, den dieser nach dem Doppelsuizidversuch mit von Necker, während seines Aufenthalts in der Psychiatrischen Klinik Jena, von November bis Dezember 1911 verfasst hatte⁹, bevor er in die Heil- und Pflegeanstalt Tannenfeld aufgenommen wurde. Tatsächlich widmet sich Fallada in diesem Lebenslauf ausführlich dem Einfluss Hofmannsthals auf sein Empfinden gerade während der Rudolstädter Zeit. Wohl kann man zudem durch Querverweise auch Rückschlüsse auf Falladas Lektüre von Werken Nietzsches und Dauthendey¹⁰ sowie Oscar Wildes ziehen, zu Maeterlinck lässt sich jedoch anhand dieser Quellen kein Bezug herstellen.

Allein Jürgen Manthey, Tom Crepon und Werner Liersch greifen in ihren Fallada-Biografien die von ihm geschilderte Maeterlinck-Geschichte auf. Manthey diagnostiziert „einen Akt besonders peinlicher Besserwisserei“ durch (von ihm interpretierte) bewusste Täuschung.¹¹ Crepon folgt diesem Narrativ stark verkürzt und gibt der Geschichte zusätzlich einen nun gänzlich verfälschenden Tenor, indem er Falladas Imponiergehabe nicht nur (wie Manthey) dem Skatbruder gegenüber darstellt, sondern ins Allgemeine wendet.¹² Erst Liersch schildert

den Hergang zuverlässig und gekonnt entlang der tatsächlichen Textpassage Falladas¹³, aus der sich auch ohne weiteres ableiten lässt, dass Fallada seinen Maeterlinck gelesen hatte, bevor er der Versuchung der Wichtigtuerei erlag. (En passant stellt Liersch auch Crepons schon damals falsche Behauptung, Fallada sei „Ende Februar 1916 entlassen“ worden, richtig.)

Nach Falladas Einschätzung ist Maeterlinck „ein Stück Mystiker“¹⁴. Liegt er damit richtig? Als einflussreicher Wegbereiter und exponierter Vertreter des literarischen Symbolismus, einer sich zum Ende des 19. Jahrhunderts vornehmlich in Frankreich entwickelnden Kunstströmung, stand Maeterlinck – ähnlich wie Baudelaire oder Rimbaud – naturalistischen und materialistischen Strömungen zutiefst skeptisch gegenüber. Sein eigenes Werk dagegen ist vielfach geprägt von tiefgründiger Symbolik, die er inhaltlich und stilistisch nutzte, um verborgene Wahrheiten jenseits einer vordergründig wahrnehmbaren Realität zu ergründen und auf diese Weise einer Vereinigung von innerem und äußerem Sein zu dienen. Sein spirituelles Interesse und auch die in diesem Zusammenhang zu sehende Beschäftigung mit Mystikern wie dem Flamen Jan van Ruusbroec (1293–1381)¹⁵ brachten ihm selbst den Ruf eines Mystikers ein.

Anfang des 20. Jahrhunderts war Maurice Maeterlinck einer der meistgelesenen und auf den Theaternbühnen meistgespielten zeitgenössischen Autoren Europas. Eine nähere Betrachtung seiner Lyrik und vor allem seiner Bühnenerwerke kann hier nicht erfolgen. Im vorliegenden Fall interessanter sind aber ohnehin die (natur)philosophischen Schriften, darunter



Maeterlincks Landhaus in Gruchet-Saint-Siméon, Normandie, Frankreich, wo er „Das Leben der Bienen“ schrieb Quelle: Schlaf [1906], S. 36

Weisheit und Schicksal (dt. 1899), *Der doppelte Garten* (dt. 1904) und *Die Intelligenz der Blumen* (dt. 1907).¹⁶ In diese Schaffensphase fällt auch *Das Leben der Bienen*, 1901 sowohl im französischen Original (*La vie des abeilles*) als auch auf Deutsch erschienen¹⁷ und dem Freund Alfred Sutro (1863–1933), erster Übersetzer Maeterlincks ins Englische, gewidmet. Schon lange bevor Maeterlinck 1897 von Belgien nach Frankreich übersiedelte, hatte er sich auf dem elterlichen Landgut Oostakker bei Gent¹⁸ als Imker intensiv mit der Honigbiene und ihrem Sozialwesen befasst. *Das Leben der Bienen* schrieb er jedoch erst in Frankreich in seinem inzwischen erworbenen Landhaus in Gruchet-Saint-Siméon in der Normandie. Maeterlinck stellt einführend zunächst klar, dass er nicht vorhabe, ein neues „Handbuch für Bienenzüchter“, eine „wissenschaftliche Monographie“ oder auch Mitteilungen zu „Ergebnisse[n] neuer Forschungen und Beobachtungen“ zu schreiben. Vielmehr wolle er nur auf Basis von „Erfahrungen, die ich in zwanzig-

jährigem¹⁹ Verkehr mit den Bienen gewonnen“, von diesen „reden, wie man von einem vertrauten und geliebten Gegenstande redet, wenn man Nichtkenner darüber belehren will.“²⁰ Die Kapitelüberschriften²¹ zeugen von Aufbau und Duktus des Textes, neun Seiten Anmerkungen sowie eine umfassende Fachbibliografie²² beschließen das Buch.

Maeterlinck eröffnet dem Leser die Welt der Bienen auf populäre und unterhaltsame Weise, er legt dabei besonderes Augenmerk auf deren Organisationsform, zusammengefasst als „die architektonische, ökonomische und politische Vollkommenheit des Bienenstockes“²³. Maeterlinck führt das Gelingen dieser Vollkommenheit auf die Fähigkeit und die Bereitschaft jedes einzelnen Mitglieds (auch der Königin) zur unbedingten Unterordnung unter das allgemeine Prinzip zurück. Der Bienenstaat dient ihm dabei (auch) als Metapher zur Vermittlung von Vorstellungen über das Funktionieren der menschlichen Gesellschaft: „Hüten wir uns, aus

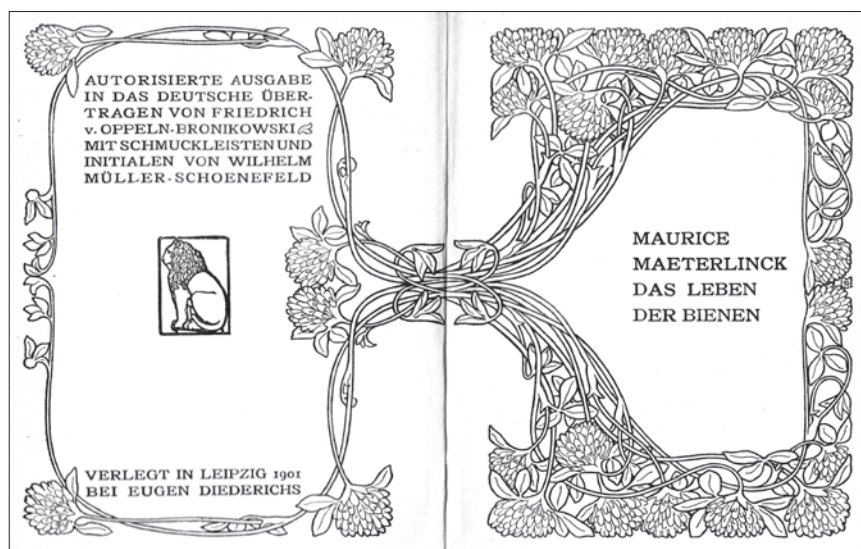
diesen Thatsachen voreilige Schlüsse auf den Menschen zu ziehen. Der Mensch hat das Vermögen, sich den Naturgesetzen nicht zu fügen. Ob es Recht oder Unrecht ist, von diesem Vermögen Gebrauch zu machen: das ist der wichtigste, aber auch der unaufgeklärteste Punkt unserer Moral.“ Aber: „Inzwischen ist es nicht belanglos, den Willen der Natur in einer anders gearteten Welt zu belauschen, und gerade bei den Honigwespen, die nächst dem Menschen unzweifelhaft die intelligentesten Bewohner dieses Erdballes sind, tritt dieser Wille sehr deutlich zu Tage. Er trachtet sichtlich nach Veredelung der Art, aber er zeigt auch, dass er diese nur auf Kosten der individuellen Freiheit und des individuellen Glückes erreichen will oder kann.“²⁴

Das Leben der Bienen erschien an der Schwelle vom 19. zum 20. Jahrhundert, einer Zeit, in der gesellschaftliche Fragen im Spannungsfeld zwischen individueller Entfaltung und kollektiver Notwendigkeit ebenso intensiv verhandelt wurden wie die Wahrnehmung der Zeitumstände je nach Blickwinkel als Ende einer Epoche (Fin de Siècle) oder als Aufbruch in die Moderne. Bereits zuvor nahmen gerade seine Theaterstücke²⁵ „viele Merkmale des modernen Theaters vorweg, dessen Ästhetik er wesentlich beeinflusste: äußerste Reduktion, Aufhebung der traditionellen Raum-Zeit-Bezüge, Verzicht auf die Darstellung sozialer und psychologischer Konflikte, Rückzug aus dramatischer Aktion in die Innerlichkeit. In eindringlicher Weise werden das Ausgeliefertsein des modernen Menschen an ein unbekanntes Schicksal und die Unfähigkeit zur Kommunikation verhandelt.“²⁶

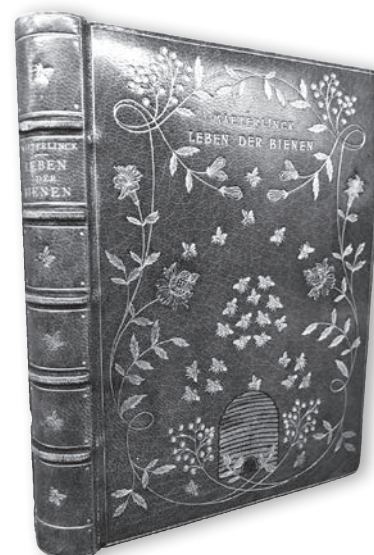
Das Leben der Bienen schlug Wellen und wurde breit rezipiert. Wie auch in seinen weiteren naturphilosophischen Werken vereinigte Maeterlinck in „bis dahin unbekannter Weise [...] Poesie und Wissenschaft und beschrieb zutiefst persönlich, in einer lebhaften, kunstvollen Sprache, gleichzeitig mit wissenschaftlicher Akribie, die Wunder des Bienenstaats.“²⁷ Der Schriftsteller Johannes Schlaf (1862–1941) sieht in seiner kleinen Maeterlinck-Monografie 1906 diesen als Weisen, als „liebevolle[n] Beobachter der Natur, der mit der neuen Frömmigkeit eines Darwin das Leben und Bewußtsein der Gattung wohl auch über ihre eigenen Grenzen hinausweitet in größere Zusammenhänge animalisch-seelischen Lebens hinein, auf Tiere, Blumen des Gartens und Feldes, die große Einheit der Seele erfassend.“²⁸ Der Philosoph und Professor an der Technischen Hochschule Karlsruhe Arthur Drews (1865–1935) erläutert – indem er „naturphilosophische wie auch naturwissenschaftliche Fragestellungen in seine Erörterungen mit einbezieht“²⁹ – bereits 1902 in einer Studie das Unerhörte an Maeterlincks Gedanken: „Und doch ist, wie Maeterlinck im Einzelnen nachweist, dieses Leben [des Bienenstaats] ohne die Annahme eines in ihm waltenden intelligenten Prinzips gar nicht zu verstehen. [...] Darum kann auch die Annahme, daß es sich bei den erwähnten Handlungen des Bienenstaates wirklich um das Walten eines Geistes handelt, nicht damit bestritten werden, daß es Geist nur in der Form menschlichen Bewußtseins gäbe. Denn auch dieses Bewußtsein ist kein Höchstes und Letztes, sondern ist selbst einer übergeordneten Macht unterthan, die darum nicht weniger vernünftig ist, weil

sie unbewußt ist. Der Unterschied zwischen Mensch und Thier ist in dieser Beziehung nur ein gradueller.“ Drews schlussfolgert, „daß in der Schrift des Dichters Maeterlinck mehr wirkliche Naturphilosophie [...] steckt als in den sogenannten naturphilosophischen Untersuchungen unserer exakten Forscher.“³⁰ In Bezug auf die Wirkmächtigkeit Maeterlincks kommt der Germanist Dirk Strohmann in seiner 2006 veröffentlichten Dissertation zu folgender Einschätzung: „Selbst in Bezug auf das naturwissenschaftliche Denken seiner Zeit kommt Maeterlinck damit, in den Augen seiner Interpreten, eine gleichsam prophetische Stellung als Verkünder einer neuen, in diesem Falle naturphilosophischen, Moral zu. Es ist immer wieder verblüffend zu sehen, in welchem Ausmass die Zeitgenossen Maeterlincks, und unter ihnen nicht nur einfache Menschen, sondern im Falle von Drews auch Hochschulprofessoren, ganz offensichtlich ihre eigenen Hoffnungen und Wünsche mit dessen Person und Werk verbanden. In dieser Funktion als Projektionsfläche persönlicher Eschatologien liegt sicher ein Geheimnis für Maeterlincks zu jener Zeit so ausserordentlichen Erfolg, aber wohl auch ein entscheidender Grund für sein fast vollständiges Vergessen in Zeiten, deren geistigen und moralischen Bestrebungen er mit seinem Werk nicht zu entsprechen vermochte.“³¹ Angesichts dieser Einschätzungen und Wirkungen muss man zu Recht die Frage stellen, ob Maeterlinck wirklich in die Reihe jener Autoren gehört, die Fallada „in Weltmüdigkeits-Pathos und Gesten des Lebensverzichts, Empfindungen, zu denen er ohnehin neigte“, bestärkt hätten, wie Manthey es formulierte.

Die Gedankenwelt Maeterlincks fiel nicht nur bei seinem Lesepublikum auf fruchtbaren Boden, sondern war auch einer der wesentlichen Gründe für die Vergabe des Nobelpreises für Literatur 1911 an ihn.³² In Deutschland wurden seine Werke zu dieser Zeit nicht nur sämtlich bei Eugen Diederichs in Leipzig verlegt, sondern auch in übergreifender Gestaltung und Ausstattung bis hin zum einheitlichen Buchformat herausgegeben. Die Übertragung ins Deutsche besorgte Friedrich v. Oppeln-Bronikowski (1873–1936), selbst einflussreicher Schriftsteller, Übersetzer und Herausgeber sowie darüber hinaus exzellenter Maeterlinck-Kenner. Die Buchgestaltung lag in den Händen des renommierten Grafikers und Buchkünstlers Wilhelm Müller-Schönefeld (1867–1944), der auch die Schmuckleisten und Initialen im Text schuf. Die – auch für damalige Verhältnisse – qualitätvolle und gediegene Ausstattung der in Deutschland erscheinenden Bücher Maeterlincks zeugten davon, dass sein Werk und seine Rezeption durch das Publikum diesen Aufwand durchaus lohnten. Die Erstausgabe von *Das Leben der Bienen* war manchem Käufer offenbar so wichtig und nahe, dass er sie zusätzlich aufwendig privat hatte binden lassen, wie der eigens für dieses Buch kunst- und liebevoll gestaltete Kalbledereinband des Meisterbuchbinders Eduard Ludwig aus Frankfurt am Main³³ zeigt. Inwieweit auch neuere bienenkundliche Forschungen eine Renaissance Maeterlincks befördern könnten, ist noch offen. Der namhafte Bienenforscher Jürgen Tautz (*1949) sieht hierfür jedoch offensichtlich ganz aktuell einen Bedarf: Maeterlinck war laut Tautz „einer der frühen Bienen-



Frontispiz und Titelseite der Erstausgabe von Maeterlincks „Das Leben der Bienen“, 1901 Archiv Hannes Rother



Zeitgenössischer Schmuckeinband der Erstausgabe von Maeterlincks „Das Leben der Bienen“ von Meisterbuchbinder Eduard Ludwig, Frankfurt/M.

Quelle: <https://www.abebooks.com/Leben-Bienen-ERSTAUSGABE-Signierter-Meistereinband-Ludwig/31963761912/bd; 07.09.2025>

forscher, dessen Experimente und Überlegungen zum Leben und insbesondere zur Kommunikation bei Honigbienen voller origineller Ansätze, Ideen und spannender Beobachtungen sind [...]. Der Trick, einzelne Honigbienen mit Farbpunkten zu markieren – Maeterlinck wie Bonnier setzten dies als eine der ersten Bienenforscher ein – war für das weitere Eindringen in die Geheimnisse der Honigbienen entscheidend. [...] Die Entdeckungen und Gedankengänge Maeterlincks werden in der Bienenfachwelt bis heute nicht angemessen zur Kenntnis genommen, nicht gewürdigt oder so fehlerhaft zitiert, dass das Gegenteil der Aussage von Maeterlinck resultiert.“³⁴

Legt man die nachprüfbaren Angaben Falladas aus seiner Maeterlinck-Geschichte übereinander, wird man zu dem Schluss kommen, dass selbst im Detail der dem Buchtitel *Heute bei uns zu Haus* beigegebene Untertitel *Erfahrenes und Erfundenes* durchaus berechtigt ist: Ohne beides kausal explizit miteinander zu verknüpfen, unterlegt Fallada doch seiner Geschichte eine vermeintliche Zeitebene „1911 oder 1912“, demnach einen Lebens-

abschnitt, in dem er in Wirklichkeit zunächst noch das Gymnasium in Rudolstadt besuchte und anschließend nach dem Doppelsuizidversuch mit Hanns Dietrich von Necker zunächst in die Psychiatrische Klinik Jena und schließlich in die Heil- und Pflegeanstalt Tannenfeld eingewiesen worden war. Allerdings passt der Verweis auf Maeterlincks Schauspiel *Monna Vanna* durchaus in diese frühere Zeitebene. Mit dem 1902 uraufgeführten und 1903 in deutscher Erstausgabe erschienenen Mittelalter-Drama gewann Maeterlinck das deutsche Publikum endgültig für sich. Es wurde sein überhaupt erfolgreichstes Bühnenstück. In der ersten Spielsaison 1902/03 nach Erstaufführung wurde es in Deutschland und Österreich auf 121 Bühnen insgesamt 823-mal aufgeführt³⁵, so in Berlin am Deutschen Theater unter Otto Brahm (1856–1912). In der Saison 1910/11 brachte die Freie Volksbühne das Stück am Neuen Schauspielhaus Berlin noch einmal von Dezember 1910 bis März 1911 in insgesamt immerhin 13 Aufführungen.³⁶

Nach Rekonvaleszenz in Tannenfeld und landwirtschaftlicher

Lehre auf dem nur drei Kilometer entfernten Gut Posterstein in Thüringen 1913–1915 war der Handlungsschauplatz der Maeterlinck-Geschichte, das etwa sechzig Kilometer nordöstlich von Stettin (pl. Szczecin) gelegene Rittergut Heydebreck (pl. Potuliniec) im damaligen pommerschen Kreis Regenwalde (pl. Resko), Falladas erste Arbeitsstation nach Abschluss der Lehre. Mit einer Größe von 938 Hektar³⁷ (davon 556 Hektar Acker und Gärten, 60 Hektar Wiesen, 208 Hektar Weiden, 105 Hektar Holzungen und 9 Hektar Gewässer) sowie einem Bestand von 41 Pferden und 207 Rindern (davon 61 Kühe) gehörte Heydebreck zu den großen, wenn auch nicht zu den ganz großen Gütern der Gegend. Es verfügte über elektrisches Licht und einen Motorpflug. Die Herrschaft, Karl Bernhard Graf v. Bismarck-Osten (1874–1952) und seine Frau Hilda Eveline Maria Gräfin v. Bismarck-Osten (1878–1958), Tochter des Bankiers Adolf Freiherr von Deichmann³⁸,

residierte im etwa sechs Kilometer nordwestlich gelegenen Plathe (pl. Płoty) im Neuen Schloss. In den Jahren 1910 bis 1912 hatte sich die Familie von dem mecklenburgischen Architekten Paul Korff (1875–1945) unter Einbeziehung des Bestandsbaus eine neue großräumige Schlossanlage errichten lassen³⁹; hier liegt der Schauplatz der Auseinandersetzung mit der Gräfin.

Das – heute nicht mehr existierende – Gutshaus in Heydebreck war dagegen ein schlichter Bau mit einem Vollgeschoss und zwei ausgebauten Dachgeschossen unter einem ziegelgedeckten Krüppelwalmdach. Hier wohnte der auch von Liersch⁴⁰ schon genannte Güterdirektor Friedel. Ihm untergeben war zumindest bis 1914 der Gutsinspektor H. Kaliebe.⁴¹ Fallada wurde zunächst zum 1. Oktober 1915⁴² als 2. Inspektor und Rechnungsführer angestellt⁴³, stieg jedoch bereits Anfang 1916 zum 1. Inspektor auf⁴⁴, möglicherweise, da Kaliebe zum Kriegsdienst einberufen worden war. In dem Dorf leben heute gut einhundert Einwohner, vermutlich werden es auch zu Falladas Zeiten nicht wesentlich mehr gewesen sein. Über die Person des Kantors in Falladas Maeterlinck-Geschichte ist derzeit nichts Näheres bekannt – es wäre sicher hilfreich, mehr zu wissen, um die realen Hintergründe der Erzählung besser ausleuchten zu können. Dies muss einem späteren Vorhaben vorbehalten bleiben. Aber auch so ergibt sich aus der Erzählung wie aus den realen Verhältnissen das Bild eines deutlichen gesellschaftlichen Gefälles zwischen der Gutsherrschaft in Plathe einerseits und der Gutsbevölkerung in Heydebreck andererseits, das den Ablauf des von Fallada Geschilderten im Grund-



Ansichtskarte „Heydebreck b. Plathe“, oben links das Gutshaus, um 1925

Quelle: <https://polska-org.pl/8348503,foto.html>, 20.09.2025

satz durchaus plausibel erscheinen lässt. Doch Fallada setzt auch hier eines seiner beliebten Vexierspiele ein: Die gräflichen Gäste aus Berlin können Fallada während seiner Anwesenheit in Heydebreck von Anfang Oktober 1915 bis Ende Februar 1916 nicht auf das Stück *Monna Vanna* angesprochen haben – jedenfalls nicht vor dem Hintergrund aktueller Aufführungen. Denn für diese Zeit (und auch für die vorausgegangenen Monate des Jahres 1915) sind in Berlin nicht nur keine Aufführungen von *Monna Vanna* nachzuweisen, sondern Maeterlinck stand in dem Zeitraum auch sonst an keiner der Berliner Bühnen überhaupt auf dem Spielplan.⁴⁵ Dies verwundert insofern kaum, als Maeterlinck während des Ersten Weltkrieges sich angesichts der ihn entsetzenden Kriegszerstörungen in seinem Heimatland Belgien – zudem als französischsprachiger Autor – zunehmend ablehnend über die von ihm eigentlich verehrten Deutschen geäußert hatte.

Es bleibt also die Frage, was Fallada zum Verweis auf die Aufführung des Stückes *Monna Vanna* und zugleich auf die deutlicher

hervorgehobene Zeitebene 1911/12 bewogen hatte. Selten hat er solche nur scheinbar nebensächlichen Bedeutungsebenen grundlos in seine Erzählstränge eingebaut. Zur Hochzeit der Aufführungen von *Monna Vanna* 1902/03 lebte Fallada zwar mit seiner Familie in Berlin, war jedoch erst neun Jahre alt. Vielleicht hatte er dennoch aus dieser Zeit den Hype um das Stück in Erinnerung. 1910/11 konnte man dagegen bei insgesamt 13 Aufführungen der Freien Volksbühne wohl kaum davon sprechen, dass das Stück „augenblicklich in Berlin das Theater“ fülle und der Autor damit „enorme Gelder verdienen“ würde. Also ein leicht eingeworfenes Stilmittel zur Steigerung der Wirkung? Oder möglicherweise doch eine versteckte Reminiszenz an den literarischen Austausch mit Hanns Dietrich von Necker?!

- 1 Hans Fallada: *Heute bei uns zu Haus. Ein anderes Buch. Erfahrenes und Erfundenes*. Rowohlt Verlag, Stuttgart 1943; das Kapitel S. 85ff., die Geschichte selbst S. 93-96.
- 2 Maurice Maeterlinck: *Monna Vanna. Pièce en trois actes*. Librairie Charpentier et Fasquelle, Eugène Fasquelle, Paris 1902; dt. *Monna Vanna. Schauspiel in drei Aufzügen*. Verlag Eugen Diederichs, Leipzig 1903; dt. Erstaufführung am 27. September 1902 zeitgleich am Schauspielhaus München und am Lobetheater Breslau.
- 3 Hans Fallada: a. a. O., S. 95.
- 4 Ebd.
- 5 Ebd., S. 96.
- 6 Um nicht laufend zwischen dem bürgerlichen Namen Rudolf Ditzen und dem Autorennamen Hans Fallada hin- und herwechseln zu müssen, wird im Folgenden nur der Autorennamen verwendet, auch wenn im Wesentlichen Lebensabschnitte des jungen Rudolf Ditzen, die vor Zulegung des Künstlernamens lagen, berührt werden.
- 7 Jürgen Manthey: *Hans Fallada. Mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten*. rowohlt monographien, Rowohlt Taschenbuchverlag, Reinbek bei Hamburg, 13. Auflage 2007, S. 34.
- 8 André Uzulis: *Hans Fallada. Biografie*. edition federchen. Steffen Verlag, Berlin 2017, S. 18.
- 9 Vollständig abgedruckt und kommentiert in: Daniel Börner: „Wenn Ihr überhaupt nur ahntet, was ich für einen Lebenshunger habe!“. Hans Fallada in Thüringen. Ausstellungskatalog, hg. vom Stadtmuseum Jena/JenaKultur, Jena 2010, S. 17-67.
- 10 Vgl. ebd., S. 62, FN 48. Hier der Hinweis auf Falladas als sicher anzusehende Lektüre der Anthologie von Hans Bethge (Hg.): *Deutsche Lyrik seit Liliencron*, Verlag M. Hesse, Leipzig [1905], in der neben Hoffmannsthal u. a. auch Nietzsche und Dauthendey vertreten sind.
- 11 „Um einem Skatfreund [...] imponieren zu können, versah er sich aus Maeterlincks ‚Das Leben der Bienen‘ mit Wissen über die Insektenart.“ Vgl. Jürgen Manthey: a. a. O., S. 45.
- 12 „Hier [in Heydebreck] gibt er sich, um zu renommieren, als Autor des von Maurice Maeterlinck geschriebenen Buches ‚Das Leben der Bienen‘ aus. Der harmlose Schwindel wird bald aufgedeckt und Ditzens Ende Februar 1916 entlassen.“ Vgl. Tom Crepon: *Leben und Tode des Hans Fallada*. Mitteldeutscher Verlag, Halle-Leipzig 1979, S. 79.
- 13 Werner Liersch: *Hans Fallada. Sein großes kleines Leben*. Biografie. Verlag Neues Leben, Berlin 1981, S. 108.
- 14 Hans Fallada: a. a. O., S. 93.
- 15 So z. B. Maurice Maeterlinck: *Ruysbroeck and the Mystics. With selections from Ruysbroeck*. Verlag Hodder and Stoughton, London 1894.
- 16 Über diese wird noch in einem weiteren Beitrag zu berichten sein.
- 17 Maurice Maeterlinck: *La vie des abeilles*. Bibliothèque-Charpentier, Verlag Eugène Fasquelle, Paris 1901; dt. *Das Leben der Bienen*. Verlag Eugen Diederichs, Leipzig 1901.
- 18 Der belgische Minister Charles Wauters erinnerte sich 1911: „Hier habe ich ihn kennengelernt, hier habe ich im Hintergrund eines Blumengartens die Reihe von Bienenstöcken gesehen, deren Bewohner er studierte und beschrieb.“ (<https://www.nobelprize.org/prizes/literature/1911/maeterlinck/speech/>, 27.09.2025).
- 19 Also seit ca. 1880, als Maeterlinck 18 Jahre alt war.
- 20 Maurice Maeterlinck: *Das Leben der Bienen*. Verlag Eugen Diederichs, Leipzig 1901, S. 4-5.
- 21 Diese lauten: Auf der Schwelle des Bienenstockes – Das Schwärmen – Die Stadtgründung – Die jungen Königinnen – Der Hochzeitsausflug – Die Drohnenschlacht – Der Fortschritt der Art.
- 22 Die Rubriken lauten: Historische Entwicklung der Bienenkunde – Praktische Bienenzucht – Allgemeine Monographien – Spezielle Monographien – Verschiedene Beobachtungen über die Honigwespen.
- 23 Maurice Maeterlinck: a. a. O., S. 22.
- 24 Ebd., S. 21.
- 25 Unter diesen die berühmtesten: *La Princesse Maleine* (Gent 1889, dt. *Prinzessin Maleine*), *L'Intruse* (Brüssel 1890, dt. *Der Eindringling*), *Les Aveugles* (Brüssel 1890, dt. *Die Blinden*) und *Pelléas et Mélisande* (Brüssel 1892, dt. *Pelleas und Melisande*), letzteres von Claude Debussy vertont und 1902 als Oper in Paris uraufgeführt.
- 26 Unionsverlag Zürich: Maurice Maeterlinck. (https://www.unionsverlag.com/info/person.asp?pers_id=1895, 27.10.2025).
- 27 Ebd.
- 28 Johannes Schlaf: *Maurice Maeterlinck. Mit einer Heliogravüre, elf Vollbildern und einem Faksimile*. Reihe Die Literatur. Sammlung illustrierter Einzeldarstellungen, hg. von Georg Brandes, 22. Bd., Verlag Bard Marquardt J. & Co., Berlin [1906], S. 53.
- 29 Dirk Strohmann: *Die Rezeption Maurice Maeterlincks in den deutschsprachigen Ländern (1891–1914)*. Dissertation. Europäische Hochschulschriften, Reihe I: Deutsche Sprache und Literatur, Band 1926, Verlag Peter Lang, Bern 2006, S. 255.
- 30 Paul Drews: *Maurice Maeterlincks „Leben der Bienen“* in: *Preussische Jahrbücher*, 107. Bd., Januar bis März 1902, S. 447-458 (<https://archive.org/details/preussischejahr00delbgoog/page/n468/mode/2up>, 30.10.2025), zitiert nach Dirk Strohmann: a. a. O., S. 255-259.
- 31 Dirk Strohmann: a. a. O., S. 259.
- 32 Begründung des Nobelpreiskomitees: „in Anerkennung seiner vielseitigen literarischen Tätigkeit und insbesondere seiner dramatischen Werke, die sich durch einen Reichtum an Fantasie und poetischer Vorstellungskraft auszeichnen, die manchmal in Gestalt eines Märchens eine tiefe Inspiration offenbart, während sie auf geheimnisvolle Weise an die Gefühle der Leser appellieren und ihre Fantasie anregen.“ (<https://www.nobelprize.org/prizes/literature/1911/maeterlinck/facts/>, 27.09.2025).
- 33 Eduard Ludwig war einer der bedeutendsten Kunstbuchbinder der Kaiserzeit und Mitglied des Jakob-Krauß-Bundes, der Vereinigung deutscher Kunstbuchbinder. Sein Werk wurde 1921 posthum im Rahmen der Ausstellung „Deutsche Einbandkunst“, die viele seiner Arbeiten zeigte, geehrt (<https://nosbuesch-stucke.berlin/lots/auktion-25/lot-340-lavater-johann-kaspar/>, 20.09.2025). Vgl. Katalog *Deutsche Einbandkunst. Ausstellung des Jakob Krauß-Bundes, Vereinigung deutscher Kunstbuchbinder im Weißen Saal des Schlossmuseums zu Berlin, September bis Oktober 1921*. Hg. vom Jakob Krauß-Bund durch Ernst Collin, Berlin 1921.
- 34 Jürgen Tautz: *Die Sprache der Bienen*. Knesebeck Verlag, München 2022 (2. Auflage), S. 31f.
- 35 Dirk Strohmann: a. a. O., S. 360.
- 36 Ebd., S. 795.
- 37 Vgl. Ernst Seyfert (Bearb.): *Güter-Adreßbuch für die Provinz Pommern. Band 1 der Reihe Niekammer's Güter-Adressbücher*. 4. Auflage, Reichenbach'sche Verlagsbuchhandlung, Leipzig 1914, S. 78.
- 38 Adolf Freiherr von Deichmann (1831–1907) entstammte einer angesehenen und wohlhabenden Kölner Bankiersfamilie, war preußischer Geheimer-Kommerzienrat und Leiter des Londoner Bankhauses Horstmann & Co. wie auch Diplomat (https://www.bankgeschichte.de/leading-figures/abcdef?language_id=3#zeige-inhalt-von-deichmann-adolf, 20.09.2025).
- 39 Vgl. Friedrich-Karl von Bismarck-Osten und Elke Onnen: *Ploty / Plathe*. Reihe: *Zamki i ogrody w Województwie Zachodniopomorskim / Schlösser und Gärten in der Wojewodschaft Westpommern*, H. 8, Hendrik Bäbeler Verlag, Berlin 2021.
- 40 Werner Liersch: a. a. O., S. 107-108.
- 41 Vgl. Ernst Seyfert (Bearb.): a. a. O., S. 79. – Ausweislich einer Datenbank zur pommerschen Familie Kaliebe lautete der Vorname Hermann (<https://freepages.rootsweb.com/~karincox/genealogy/Pommern/Kaliebe/KaliebeFamilien1.html>, 20.09.2025).
- 42 Werner Liersch: a. a. O., S. 107.
- 43 André Uzulis: a. a. O., S. 79.
- 44 Vgl. Jenny Williams: *Mehr Leben als eins*. Hans Fallada. Biografie. Aufbau-Verlag, Berlin 2002, S. 61.
- 45 *Deutscher Bühnenspielfplan*. Mit Unterstützung des Deutschen Bühnenspielfvereins. Jg. 19, H. 5, Januar 1915, S. 36-37, bis Jg. 20, H. 6, Februar 1916, S. 68-69. Der Deutsche Bühnenspielfplan ist auf der Internetseite der Deutschen Nationalbibliothek (<https://portal.dnb.de/opac.htm>) recherchierbar.

SONDER- ANGEBOT

Hans Falladas
literaturkritische Schriften im
zeitgenössischen Kontext

20,00 €



Hier werden erstmals sämtliche literaturkritischen Schriften
Hans Falladas versammelt, darunter zahlreiche Erstveröffentlichungen.
Auf seine Buchbesprechung folgt stets der Kommentar eines
Experten, der die Rezension in einen zeitgenössischen Kontext stellt.

Hg. von Sabine Koburger und Michael Töteberg
464 Seiten | ca. 32 Farbfotos | ISBN 978-3-95799-128-7 | steffen-verlag.de

steffen verlag

Zufälliges Zusammentreffen und vorsichtige Annäherung

Mein Zugang zu Fallada über seine Psychopathologie und (verschollen geglaubte) Krankenakten

JAN ARMBRUSTER

Fallada und Psychiatrie: diese enge Verbindung unter dem Radar seines künstlerischen Ruhmes war mir in ihrer Kontinuität nicht bewusst, als ich mich auf die Suche nach seiner Stralsunder Krankengeschichte machte. Hintergrund waren die Recherchen zum 100-jährigen Bestehen der damaligen IV. Pommerschen Provinzialheilanstalt in Stralsund. Ein Kollege fragte in der Klinikkonferenz interessiert, ob ich denn schon etwas zu Fallada gefunden hätte, der sei doch hier behandelt worden. Obwohl der sechswöchige Aufenthalt im Hauptkrankenbuch verzeichnet war, hatten sich die Krankenunterlagen Anfang der 1990er-Jahre trotz intensiver Suche im Archiv nicht mehr auffinden lassen. Gerüchteweise sollen sich die Dokumente länger im Besitz eines langjährigen Chefarztes der Klinik befunden haben – ein Schicksal, das sie mit den Unterlagen zu Falladas erstem Psychiatrieaufenthalt 1911 in Jena teilten, die erst 2005 im Nachlass eines der früheren Klinik-Direktoren aufgefunden wurden.¹

Trotz der scheinbaren Aussichtslosigkeit des Unterfangens machte ich mich auf den Weg in die Forensische Klinik, wo die Hauptkrankenbücher und Krankenakten der ehemaligen Provinzialheilanstalt lagerten, nachdem sie von zwei der dortigen Mitarbeiter in einer beherzten Rettungstat im Zuge der Auflösung des Kranken-

hausarchivs vor ihrer Vernichtung bewahrt worden waren. Wie groß war die Überraschung, als die Krankengeschichte scheinbar völlig selbstverständlich im Aktenkonvolut der Entlassungen des Jahres 1921 lagerte. Und welches Glücksgefühl mit diesem unerwarteten Fund verbunden war! Bemerkenswert für die damalige Zeit war mit ca. 90 Blatt auch der Umfang der Akte – neben dem neunseitigen Behandlungsbericht fanden sich u. a. 164 spannende Seiten mit Abschriften von der ersten psychiatrischen Behandlung 1911 in Jena bis zur Verlegung nach Tannenfeld 1912.

Trotz aller Freude über den unerwarteten Fund kam ich damit noch längst nicht bei Fallada an – dieser wurde zunächst lediglich ein medizinhistorisches Objekt. Es entstand ein Artikel zu Falladas Aufenthalt in Stralsund für eine medizinische Fachzeitschrift und eine, wenn auch marginale, Leerstelle in seiner Lebensgeschichte konnte geschlossen werden.

Bei der parallelen Beschäftigung mit den Biografien Falladas und auf der Suche nach Textteilen mit Beschreibungen vom Innenleben psychiatrischer Anstalten für den Jubiläumsband der Stralsunder Anstalt wurde ich an verschiedenen Stellen fündig, gepackt von den sehr anschaulichen Schilderungen Falladas. Dass die Beschreibung einer psychiatrischen Anstalt in *Anton und Gerda* auch angesichts der zeitlichen Nähe zur Entstehung des Romans möglicher-

weise tatsächlich die Verhältnisse in Stralsund widerspiegelte, war zu diesem Zeitpunkt vage Assoziation bei den Archivrecherchen mit ähnlichen Berichten von pommerschen Verwaltungsbeamten. Dann traf ich Frau Dr. Sabine Koburger, die aus anderer Perspektive bereits einen ähnlichen Gedanken hatte. Einschließlich ihrer umfassenden Kenntnis von Leben und Werk des Autors nahm die Hypothese mehr Kontur an und als Resultat der sehr freundlichen Begegnung entstand für den *Salatgarten* ein Beitrag dazu, dessen interdisziplinären Zugang ich als sehr bereichernd empfand.

Ein besonderer Moment, der auch der Krankenakte eine überregionale mediale Aufmerksamkeit in der Tagespresse verschaffte, entstand, als nach längeren Mühen die historischen Krankenakten der Provinzialheilanstalt Stralsund und damit auch die Akte Rudolf Ditzens an das Landesarchiv in Greifswald übergeben (Abb. 1) und damit der Forschung öffentlich zugänglich gemacht werden konnten. Eine Journalistin fragte mich, was ich alles von Fallada gelesen hätte und was mir am besten gefallen hätte, worauf ich peinlich berührt im Vagen bleibend einräumen musste: „Nicht so viel.“ Mein eindimensionales medizinhistorisches Interesse – zu meiner Verteidigung: ein wenig auch ein Mangel an Zeit – hatte den Blickwinkel so weit eingengt, dass ich erst fünf Jahre nach dem Beginn meiner Beschäftigung mit Fallada

sein literarisches Werk schätzen lernte und damit schrittweise wirklich bei Fallada ankam.

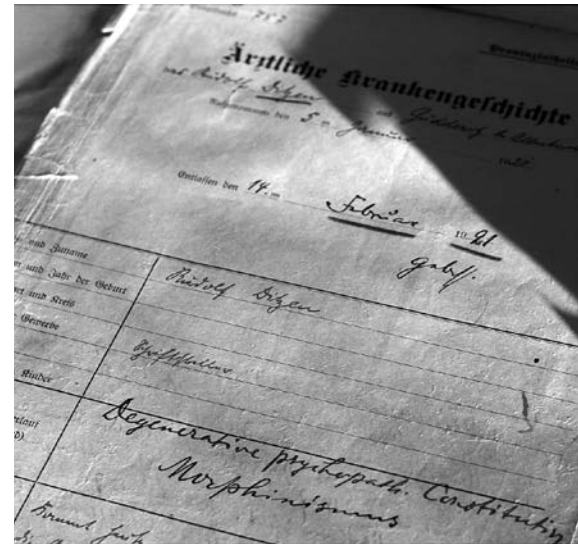
Mit dem beruflichen Wechsel in die Forensische Psychiatrie und dem Erscheinen von Prof. Klaus-Jürgen Neumärkers *Der andere Fallada*² fiel mein psychiatriehistorischer Blick stärker auf den Straftäter Fallada, der mehrfach forensisch-psychiatrisch begutachtet worden war. Neben der Lektüre des *Blechnapfs* war ich besonders fasziniert vom *Trinker* in seiner psychiatriehistorischen und forensisch-psychiatrischen Relevanz und beschloss, mich näher mit Fallada aus der forensisch-psychiatrischen Perspektive zu befassen. Relativ schnell fiel mir bei den Recherchen unangenehm auf, dass in einem Beitrag zur Pathografie Falladas, bei dem ich als Co-Autor beteiligt war, bezüglich der zweiten Begutachtung 1926 im Zusammenhang mit dem neuerlichen Verfahren wegen der Unterschlagung von Geldern ein grober Fehler unterlaufen war.

Bei den Nachforschungen in verschiedenen Archiven zeigte sich nun, dass das vom Ergebnis in der Literatur widersprüchlich dargestellte Gutachten des Gerichtsmediziners Ernst Ziemke (1867–1935) als für mich besonders wichtige Quelle nicht mehr auffindbar war, also wieder eine medizinische Akte fehlte. Dies erschwerte vor allem die Bewertung des in der Literatur anhand der Akten im Deutschen Literaturarchiv Marburg verzeichneten, vermeintlich geglückten Täuschungsversuchs Falladas beim Sachverständigen Ziemke. So mussten mehr Fragen offenbleiben als erhofft.

Doch der Beitrag öffnete eine neue Tür. Mich kontaktierte Johanna Preuß-Wössner – inzwischen Professorin für Rechts-

medizin an Ziemkes früherer Wirkungsstätte in Kiel – mit der ich circa 25 Jahre zuvor parallel medizinhistorisch promoviert hatte. Sie war Ziemkes Gutachten schon länger auf der Spur gewesen und entdeckte in akribischer Suche die Akte einschließlich zweier noch unbekannter Kurzgeschichten³ tatsächlich 2018 in einem vom Institut an das Landesarchiv Schleswig abgegebenen Bestand. So konnte ich das Hochgefühl des Auffindens von verschollen geglaubtem Material noch einmal indirekt miterleben.

Auch wenn es sich um kleine Puzzleteile in der Gesamtbiografie Falladas handelt: psychiatriegeschichtlich waren die Jahre seit dem Auffinden der Krankenakte von Jena eine für mich spannende Zeit. Mir persönlich hat diese neben dem glücklichen Fund der Stralsunder Akte bereichernde (Forschungs-)Begegnungen (– der Professorin schulde ich noch ein Bier ;-)) mit sich gebracht. Dazu war der Zugang zu den großartigen literarischen Werken Falladas eine emotional berührende Lesefreude. Aber: Um endgültig bei Fallada anzukommen, muss man natürlich die besondere Atmosphäre der Fallada-Tage in Carwitz erleben – bedauerlicherweise war es für mich erst 2024 so weit, aber immerhin nicht zu spät.



Mit Dr. Martin Schoebel, Direktor des Landesarchivs Greifswald, bei der Übergabe der Akten

Foto: Bonatz/Helios Hansekllinikum Stralsund

1 Lemke, Sebastian (Hrsg.): Rudolf Ditzgen – Hans Fallada – Lebenslauf eines Rudolstädter Gymnasialisten. Rudolstadt, Greifenverlag, Berlin 2010.

2 Neumärker, Klaus-Jürgen: Der andere Fallada. Eine Chronik des Leidens. Steffen-Verlag, Berlin 2014.

3 Vgl. Fallada, Hans: Lilly und ihr Sklave. Erzählungen. Hrsg. von Johanna Preuß-Wössner und Peter Walther, Aufbau Verlag, Berlin 2020.

Fallada lässt mich nicht los ...

WOLFGANG BRYLLA

Es müsste wohl um 2005 gewesen sein, als ich an meiner Alma Mater eine Vorlesungs- und Seminarreihe zur deutschsprachigen Literatur bis 1945 besuchte. Geleitet wurde sie von Reinhard Rösler – liebe Grüße an dieser Stelle! –, der einige Jahre als Literaturprofessor im polnischen Zielona Góra uns, die mal mehr, mal weniger wissbegierigen Studenten, in die Geheimnisse u. a. des (Spät-)Expressionismus oder der Weimarer Republik einweihen wollte. Fast jede Veranstaltung endete mit einem kleinen Lektürevorschlag, dem natürlich nicht alle nachgegangen sind – nicht, weil man keinen Bock auf ein neues Pflichtbuch hatte, sondern vor allem wegen des erschwerten Zugangs. Die Bestände unserer damaligen Unibibliothek an deutscher Literatur waren leicht überschaubar und stammten noch aus sozialistischen Zeiten. Was für viele Studierende, die sich meistens für den postmodernen Kram interessierten, eher von Nachteil war, erwies sich für mich wie ein Sechser im Lotto. Ich konnte wunderbar durch die Bücherregale mit alten, zerfledderten Aufbau- oder Das Neue Berlin-Auflagen stapfen, in denen noch ostdeutsche Bibliotheksstempel zu finden waren – sehr oft handelte es sich dabei um Buchgeschenke aus der benachbarten DDR. Ausgerangierte Exemplare – aber noch gut in Schuss – wurden als Zeichen der grenzüberschreitenden Zusammenarbeit an viele polnische Hochschulen geschickt. Und nicht selten machen sie bis heute einen Großteil der deutschsprachigen Büchersammlungen aus ...

Als Reinhard Rösler vor zwanzig Jahren in einem Nebensatz den Namen „Hans Fallada“ erwähnte und meinte, er sei einer der wichtigsten Schriftsteller der 1930er-Jahre gewesen, dessen Romane sich in Ostdeutschland zwar noch einer gewissen Popularität erfreuten, aber Anfang des 21. Jahrhunderts eher in Vergessenheit geraten seien, da horchte ich auf. Noch lange vor der Fallada-Renaissance lief ich in die Universitätsbibliothek und suchte mir im alten Zettelkatalog den erstbesten möglichen Fallada-Titel heraus. Es war nur purer Zufall, dass ich *Kleiner Mann – was nun?* bestellte, einen Roman, von dem ich nicht mehr loskam und der mich in den Fallada-Bann zog. Die Klarheit der Sprache, die Präzision der Beschreibung, die Wucht der Bilder haben es mir angetan. Oder mit anderen Worten: Es war Fallada, das ungeheuerlich unterhaltsame und gleichzeitig tief menschliche Erzählkunst, die mich zu seinem großen Fan werden ließ. Innerhalb von wenigen Wochen habe ich dann alle in meiner UB verfügbaren Fallada-Texte, darunter auch Erzählungen und Kindergeschichten, verschlungen. Neben den Knallern wie *Wolf unter Wölfen*, *Der eiserne Gustav* oder *Wer einmal aus dem Blechnapf frißt*, fanden sich jedoch auch einige, mit denen ich haderte. Von *Wir hatten mal ein Kind* und *Altes Herz geht auf die Reise* bin ich heute, nach der dritten oder vierten Lektüre, nicht wirklich überzeugt.

Als ich Reinhard Rösler nach einer Vorlesung von meiner (dank ihm) entfesselten Fallada-Faszination erzählte, freute er sich enorm. Wahrscheinlich nicht deswegen, weil sich ein Studi eine seiner Lese-

empfehlungen zu Herzen genommen hatte, sondern weil ein Studi sich eben für Fallada entschied und bei ihm auch geblieben ist; später besorgte er mir die wichtigsten Fallada-Biografien aus der DDR, all die Mantheys und Lierschs, durch die ich einen Einblick ins turbulente Leben Falladas bekam, was mir den Autor noch sympathischer machte. Und als ich noch im Zuge dieser biografisch und weniger literarisch ausgerichteten Auseinandersetzung erfuhr, dass Fallada bei mir fast um die Ecke in Drosen und Radach gearbeitet hatte, gab es kein Halten mehr. Meinen ersten wissenschaftlichen Aufsatz schrieb ich zu *Wolf unter Wölfen* im Hinblick auf die historische Darstellung des Putsches der Schwarzen Reichswehr in Küstrin (Oder) – ebenfalls einen Steinwurf von meiner Heimatstadt entfernt.

Seitdem begleitet mich Fallada in meiner akademischen und auch nicht-akademischen Laufbahn. Zu ihm habe ich promoviert, einige Einzelbeiträge verfasst, überall dort, wo ich Fallada unterbringen konnte (und durfte), habe ich versucht, ihn wissenschaftlich zu vermarkten. Als sich auch in Polen Anfang bis Mitte der 2010er-Jahre ein kleiner Fallada-Boom abzeichnete, bemühte ich mich, dem polnischen Lesepublikum (in seiner Muttersprache) meinen Lieblingsschriftsteller ein bisschen näherzubringen.

Zwar haben sich in den letzten Jahren meine wissenschaftlichen Schwerpunkte verschoben, aber Fallada lässt mich nicht los, und er kommt wie ein Bumerang immer wieder zurück. Zu Recht. Denn es gibt – aus meiner Perspektive – keinen anderen deutschen Au-

tor, der einerseits so brillant und meisterhaft die bzw. seine Außenwirklichkeit beschreiben konnte, und andererseits die Sprache nicht als Selbstzweck, sondern als Mittel zum Ziel verstand. Der seine Protagonisten wie wahre Menschen mit wahren Alltagsproblemen gemalt hat und nicht wie Puppen oder gesichtslose Marionetten. Der Lese- spannung anbot, ohne gleichzeitig in Trivialität zu verfallen. Der erzählen konnte wie kein anderer.

Man kann Fallada vorwerfen, dass in seinen Pinneberg/Pegel/Quangel-Romanen die einzige Überlebenslösung die Anständigkeit ist, dass, komme was wolle, aber der Mensch immer anständig sein muss, unabhängig von den

politischen Zeiten, der wirtschaftlichen Misslage oder anderen Kalamitäten. Man kann ihm unterstellen, dass das Anstandsgefühl kein Patentrezept ist, sondern eine Lebenseinstellung, die letztlich in der Kapitulation vor den Gefahren der Außenwelt mündet. Ja, dass alles kann man machen. Allerdings ist Anstand auch eine Antwort. Bei Fallada gibt es keine guten und schlechten Antworten: Jede Antwort ist figurenbezogen und auf seine literarischen Helden zugeschnitten. Denn Fallada erklärt uns nicht die außerliterarische Realität, oder schlimmer noch: er klärt sie auf! Stattdessen erzählt er sie uns.

In der Zwischenzeit ist der Fallada-Hype wie jeder Interessenanstieg abgeflaut, mit ihm beschäftigt sich schon wieder fast ausschließlich die „Fallada-Germanistik“. Die Sichtweisen sind unterschiedlich: kritisch oder apologetisch, einordnend oder destruktiv. Vielleicht wird eine neue Fallada-Welle auf uns zurollen, sie wird unsere Fallada-Begeisterung jedoch weniger schmälern noch entfachen. Fallada-Leser sind Fallada treu. Ich seit einer kurzen Randbemerkung während einer Vorlesung, bei der, wenn ich mich gut entsinne, eigentlich Thomas Mann thematisiert wurde.

Btw, Thomas Mann kann mir gestohlen bleiben.

Ich hasse Fallada ...

Ein biografisches Eingeständnis und eine wissenschaftliche Anforderung

WALTER DELABAR

Er steht nicht am Anfang (das wäre wohl biografisch eine der Wiederholungen der Fernsehverfilmung von *Wer einmal aus dem Blechnapf frißt* von 1962), aber *Der Trinker* Hans Falladas gehört zu den unangenehmsten Lektüren, die ich je absolviert habe, und das bis zur bitteren Neige. Das ist die Crux des identifikatorischen Lesens, hat aber zugleich mit der erzählerischen Basisfiguration in den Romanen Hans Falladas zu tun und mit einem für ihn typischen, unabwendbaren Gefälle.

Die fatalen Handlungen und Entscheidungen des jeweiligen Protagonisten sind von Beginn an erkennbar und offensichtlich gibt es dazu keine Alternative, es gibt keinen Ausweg. Es gibt nur eine

unabänderliche Tendenz zum Untergang, begleitet vom ewigen Jammer des Helden, der die Schuld an dem, was ihm widerfährt, bei allen anderen, bevorzugt bei seiner Frau, nur nicht bei sich selbst sucht. Was denn auch erkennbar macht, dass die Besetzung in Falladas Romanen einem geschlechtsspezifischen Muster folgt. Denn die Romane sind, auch wenn ihre weiblichen Protagonisten außerordentliche Rollen spielen, um die niedergehenden, scheiternden, heruntergekommenen, versagenden Männer herum gebaut, die ihr Schicksal lamentierend arondieren und sich offensichtlich als ungeeignet erweisen, in einer modernen, krisenhaften und den Einzelnen im Grundsatz fordernden Gesellschaft mindestens zu überleben. Falladas Männer sind

Versager – und wer ist schon gern einer? Und für die mittleren Helden, die wir nun mal alle sind, sind solche mittleren Helden keine attraktiven Schaustücke. Und man kann sie nicht mal schütteln oder anders dazu bewegen, mit dem ganzen Blödsinn aufzuhören, den sie da treiben.

Ganz im Gegenteil zu ihren Frauen.

Die einzigen Akteure der Romane Falladas, die sich den komplexen und widersprüchlichen Anforderungen ihrer Gegenwart stellen und ihr eigenes wie das Überleben ihrer engsten Angehörigen sichern, sind die Frauen. Sämtliche vermeintlichen Gewissheiten, die um 1900 nochmals gegen die drängende Emanzipation von Frauen, gegen die Behauptung von rechtlicher und faktischer

Gleichberechtigung und -wertigkeit beider Geschlechter nochmals versammelt und als vermeintliche Wahrheiten vorgebracht wurden, werden von Falladas Protagonisten mit einem Mal kassiert. Männer sind nicht per se die Intelligenteren à la Moebius, die Klügeren, die Flexibleren, nicht einmal die Stärkeren, wenn denn Stärke nicht allein durch Körpermasse gekennzeichnet ist. Muckis oder wahlweise Wampe machen noch kein starkes Geschlecht, sondern nur Arbeit. Die Selbstverständlichkeit, mit der Männer Versorger und Vormund ihrer Familien sind, wird durch die industrielle, komplexe, urbane, arbeitsteilige und krisenanfällige Moderne suspendiert, in der sie nämlich nicht einfach mal mit dem Balken auf der Schulter in die Einöde verschwinden können, wenns im bürgerlichen Leben mal nicht klappt. Sie müssen einfach immer dableiben und ihr Versagen vollständig und ohne Erbarmen auskosten. Es lebe der Untergang!

Wie es dazu hat kommen können? Von allen Katastrophen der Vergangenheit abgesehen: Das vom Bürgertum neu entworfene Fundament der Geschlechterverhältnisse, die Liebe der Ehegatten und zwischen den Angehörigen von Familien, das zugleich den männlichen Vorrang bestätigt, wird tief erschüttert und tendenziell von einem System abgelöst, in dem jeder sich selbst der Nächste ist, soll heißen, in dem die subjektive Glückserfüllung in den Vordergrund rückt, in dem jede Generation aufs Neue ihren Ort in der Gesellschaft finden muss und nicht einfach das Lebensmodell der Vorgänger reproduziert, das ja selbst schon eine relativ neue Erfindung aus der Not gesellschaftlicher Veränderungen war. Das wird heutzutage immer als katastrophische

Entwicklung verstanden, der neue Kollektive entgegengestellt werden müssten, inklusive des Nebeneffekts, dass die Antagonismen und das Gefälle der Geschlechterrollen nach und nach suspendiert werden. Die Restituierung von vermeintlichen Geschlechtswissenheiten steht auf der Agenda des restaurativen Rollbacks unserer Gegenwart ganz oben auf der Agenda, was ja nicht zuletzt darauf verweist, welche symbolische Bedeutung das Thema in sich rasch ändernden modernen Gesellschaften hat. Es ist zur letzten Gewissheit überhaupt aufgestiegen. Falladas Romane hingegen zeigen die Fragilität solcher vermeintlichen Selbstverständlichkeiten an. Und das macht ihre Qualität aus (neben der literarischen Qualität des Autors Fallada) und ist zweifelsohne der Grund dafür, dass sie das Interesse zwingend auf sich ziehen müssen.

Romane, in denen die krisenhafte Moderne ihren entwickelten, soll heißen eben auch souverän präsentierten Ausdruck finden, können einen Leser beunruhigen, auch wenn er ein professioneller Leser ist, vor allem dann, wenn in den Romanen Fallada Szenarien entwickelt werden, in denen Männer zwingend scheitern (müssen). Und sie müssen das Interesse von Literaturwissenschaftlern auf sich ziehen, weil an ihnen Szenarien und Entwicklungen durchgespielt werden, die für die Moderne insgesamt, als kulturelles und gesellschaftliches Phänomen zentral sind.

Forschungsinteressen entwickeln sich entlang gesellschaftlicher Bruchlinien und sind zugleich immer auch biografisch begründet. In einer historischen Phase, in der geschlechtsspezifische Handlungsmodelle derart

unter Druck geraten wie seit den 1970er-Jahren, ist eine persönliche, aber eben auch wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Männlichkeitsmodellen immer dann naheliegend, wenn das eigene biografische Konzept eben nicht bedingungslos einer vermeintlich historisch gefestigten Vorlage verpflichtet ist, zugleich die Anforderungen an Haltungs- und Verhaltensformen die Dominanz solcher Modelle eher abwegig macht.

Dassuspendiert, wie sich gezeigt hat, machistische Modelle nicht zwingend. Die Notwendigkeit, männliche Rollenbilder in der Moderne zu verorten und funktional zu erklären, ist unübersehbar. Die männlichen Rollenbilder, die als traditionell ausgewiesen werden, sind zugleich zweifellos relativ jung und konstruiert. Der Macho ist zwar eine überkommene Gestalt, aber selbst das ist eine Konstruktion, was heißt, dass es keinen Weg zu ihm zurück gibt und damit zu „traditionellen“ Rollenbildern, sondern nur einen Weg vorwärts in konstruierte Unterwerfungsverhältnisse. Der „neue Mann“ der 1980er ist dem neuen „neuen Macho“ der 2020er gewichen.

Gerade in den letzten Jahren sind solche Modelle verstärkt propagiert worden und haben, wohl aus verschiedenen Gründen, eine hohe Attraktivität erhalten. Die Brüche, die noch körperlich starke medial ausgefächerte Modelle wie Rambo oder Rocky auszeichnen, sind dabei vollends aufgegeben worden. In einer Gesellschaft, die die formale und inhaltliche Gleichberechtigung der Geschlechter sehr weit vorangetrieben hat, findet die Vorstellung männlicher Suprematie und weiblicher Unterordnung, die Zuordnung von Aktivität und Öffentlichkeit zum Männlichen und von Passivität

und Privatheit zum Weiblichen als wohlfeile Kompensation breite Anerkennung.

Das mag begründbar sein: Immerhin haben Männer in der modernen Gesellschaft Machtprivilegien, Frauen Schutzraum zu verlieren – auch wenn sich die Zuteilung von Macht als ebenso brüchig und ungesichert erweist wie der Schutz von Frauen vor Gewalt. Aber das Ergebnis solcher Rechnungen weist sie als Verlustgeschäft aus.

Die Folie für eine wissenschaftliche Lektüre der Romane Falladas lässt sich mithin recht genau beschreiben, die Relevanz seiner Romane bis hinein in jüngere gesellschaftliche und kulturelle Diskussionen hin, ist recht genau nachvollziehbar, gerade weil er männlichen Rollenbildern Negativtaste ausstellt. Anders gewendet, wer sich solchen Themen (literatur)wissenschaftlich nähert, kommt an Fallada kaum vorbei, auch wenn dabei auch der eigene

Unwillen überwunden werden muss. Literaturwissenschaft ist kein Fach von Genießern. Verlangt sind als Kompetenzen nicht nur Lektüre, Methode, Zugriff, Argumentation und manchmal auch ein hinreichend funktionaler Stil, sondern auch die Fähigkeit sich zu Lektüren zu überwinden, selbst bei guten Autoren.

Um bei der Wahrheit zu bleiben, selbstverständlich hasse ich Fallada nicht, ich schätze ihn.

Mit einem Reclam-Heft fing es an

LUTZ DETTMANN

Meine Mutter meint, ich sei ein ruhiges Kind gewesen. Nun, ich kann das nicht beurteilen. Eltern sehen ihre Kinder anders als wir uns selbst. Ich weiß aber, dass ich in unserer „Straßengang“, damals in der Müllerstraße Anfang der siebziger zum harten Kern gehörte, etliche Kumpel und einige wirkliche Freunde hatte, die ich auch noch heute Freunde nennen kann. Aber ich weiß auch, dass ich oft Zeit nur für mich haben wollte. Zeit zum Lesen ... zu Hause, bei den Großeltern.

Die wohnten damals in Crivitz, in einer Kleinstadt unweit von Schwerin. Mein Großvater, vormals selbständiger Schmiedemeister, in Göhren. Von der LPG in die Knie gezwungen, hatten meine Großeltern das große alte Haus nebst Schmiede verkauft und 1958 ein Ackerbürgerhaus, wohl 150 Jahre alt, in der Wallstraße gekauft. Dieser Ort war in den Ferien der Anlaufpunkt der zahlreichen Enkelkinder bis 1972. Und eben in diesem Haus, besser auf dem Dach-

boden in der Wallstraße 61, hatte ich meine erste Begegnung mit Fallada – so nehme ich es jedenfalls an, denn Erinnerungen sind trügerisch, je älter man wird. Es war im Sommer, ich weiß nicht genau, in welchem Jahr, ich denke 1968, vielleicht 1969, jedenfalls konnte ich schon lesen. Welcher Monat? Ich weiß es nicht, vermute nur, zum Ende der Ferien, denn ich war ohne Cousine und Cousins bei den Großeltern, sonst hätte ich gar nicht die Ruhe zum Stöbern gehabt. Es muss einer dieser Momente gewesen sein, die ich alleine für mich haben wollte. Ohne Holger, meinen besten Freund damals, oder Gaby, die etwas ältere Nachbarstochter vom Dachdeckermeister, die ich als Achtjähriger vergötterte, und die mir viel zu selten ihre Gunst zeigte. Das Haus meiner Großeltern war alt, wie ich schon schrieb, und hatte hohe Abseiten oben im Dachgeschoss, in denen alles verstaubt wurde, was man nicht mehr brauchte, aber auch nicht wegwerfen wollte. Ich glaube, damals wurde auch so gut wie nichts weggeworfen. Eine dieser Abseiten

hatte einen besonderen Reiz für mich. In ihr stand eine alte Wandertruhe, die mein Urgroßvater, wie die Familiensaga berichtete, auch er war Schmiedemeister gewesen, mit auf Wanderschaft gehabt hatte. Wenn mir danach war, verzog ich mich an diesen Ort, um in der Truhe zu schmökern, denn sie war randvoll mit Büchern. Die Atmosphäre dieses Verschlages so besonders: ein Sommergeruch – durch den warmen Teer vom Pappdach des Anbaus, das Sonnenlicht, welches durch die Dachluke den kleinen Raum erhellte und einen Streifen aus Staubteilchen in den hellen Kegel zeichnete. Unvergesslich nach über fünfzig Jahren! Dann die Truhe, in ihr die Fachbücher meiner Vorfahren. Diese ganz oben, weil wohl jeder von uns Enkeln in ihnen geblättert hatte, denn zu faszinierend war es, Schicht für Schicht in das Innere der abgebildeten Pferdekörper einzudringen. Fell, Haut, Muskeln, Fleisch, Knochen. Schicht für Schicht konnte man die Bilder aufklappen. Als ich noch nicht lesen konnte, waren diese beiden

Bücher für mich ausreichend. Später dann drang ich auch tiefer vor. Bücher, die meine Mutter als Kind von ihrer vom Sozialismus überzeugten großen Schwester bekommen hatte: *Das Mädchen Galja* (Ich habe das Buch nicht im Internet gefunden, bin mir aber sicher, dass das der Titel war.), fand auch Friedrich Wolfs *Bummi und andere Tiergeschichten*, welches ich verschlang. Und dann entdeckte ich ein dünnes Reclambändchen, darauf einen schlafenden Jungen abgebildet. Eben Hans Falladas *Hoppelpoppel, wo bist du?*, und dieses Buch nahm mich gefangen. Ich weiß nicht genau wann, ich weiß nur wo. Aber so lernte ich Hans Fallada kennen. Nicht den Autor, aber eines seiner Bücher. Und danach? Die Lügengeschichte aus der *Murkelei* war in einem unserer Lesebücher. Meine Eltern schenkten sie mir später. Bei uns gab es immer Bücher als Geschenke. Viel später, der Bücherschrank und die Buchregale standen bei meinen Eltern zur freien Verfügung, entdeckte ich den *Blechnapf*, vielleicht auch auf Empfehlung meiner Eltern – ich weiß es nicht mehr. Es war die Aufbau-Ausgabe aus den

fünfziger Jahren. Und ab da hatte mich Fallada gepackt. Meine Großeltern hatten die *Wochenpost* im Abo. Tom Crepons Biografie fand dort ihren Platz als Vorabdruck. Ich schnitt sie aus, lernte so den Autor meiner Lieblingsbücher kennen. Ganz kurz der weiteren Verlauf dieser Sucht: Alles was ich von Hans Fallada greifen konnte, verschlang ich. Annoncierte als 25-jähriger in der *Norddeutschen Zeitung*: „Suche alles über und von Hans Fallada.“, entdeckte bei einer Haushaltsauflösung den *Goedeschal*, wollte mehr über das Buch wissen, schrieb an Sabine Lange und an den Rowohlt-Verlag. Die Adresse fand ich in einem Roman von Rolf Schneider. Und wirklich kam mein Brief bei den Rowohlts in Reinbek an. (Die Briefe entdeckte ich dann in meiner Stasiakte.) Mit Bernhard Bauer, dem Archivar des Verlages, fand ich einen großväterlichen Freund bis zu seinem Tod 2004. Durch ihn entdeckte ich Zeitgenossen Hans Falladas, wie Erik Reger, Ernst von Salomon und andere Autoren des Rowohlt-Verlages. Über Sabine Lange nahm ich 1987 Kontakt zum Fallada-Freundeskreis auf. Man teilte mir mit,

dass ich nach dem Ausscheiden (Verscheiden) eines der Mitglieder „Fallada-Freund“ (Aber der war ich doch schon!) werden könnte. Nun, der politische Wandel kam, ohne Ableben eines der Mitglieder. Ich wurde angeschrieben, dass ein Verein gegründet werden solle. Zum Gründungsmitglied reichte es nicht bei mir, weil ich in der Zeit im Krankenhaus lag. Ich trat sofort danach ein. Nie vergesse ich meine ersten Fallada-Tage 1993. Aufgeregt stand ich am Eingang zum Saal des Stieglitzenkruges in Feldberg. Nur unbekannte Menschen ... Dann stand Gerhard Kober auf. Er hatte mich unschlüssig am Eingang stehen sehen. Gerhard winkte mir zu, wir kannten uns nur durch Briefe, zeigte auf den freien Platz neben sich. Ich habe ihn nie gefragt, warum er mich erkannte. Wir unterhielten uns wie alte Freunde. Ich war angekommen ... Was soll ich noch schreiben, der Rest ist bekannt? Hans Fallada hält mich noch immer in seinen literarischen Fängen, obwohl ich schon manchmal gedacht habe. OK! Es reicht. Es gibt auch noch ein Leben ohne ihn. Gibt es das?

Wie ich zu Fallada kam ...

PATRICIA FRITSCH-LANGE

... wollte Chefredakteurin Sabine Koburger von mir wissen; und zwar in Form eines Artikels für den letzten *Salatgarten* unter ihrer Ägide. Eine solche Bitte kann man nicht abschlagen, auch wenn ich mich vor vielen Jahren, als es eine Artikelserie gleichen Titels im *Salatgarten* gab, erfolgreich vor einem solchen „Bekenntnis“ ge-

drückt habe – mit Verweis auf meine damals noch kurze „Karriere“ bei der hfg. Inzwischen sind ein paar Jährchen ins Land gegangen und ich bin immer noch „bei Fallada“, also ringe ich mich durch – wie gesagt, eine solche Bitte schlägt man nicht ab, und vielleicht ist jetzt auch der richtige Zeitpunkt dafür. Allerdings nehme ich mir die Freiheit, die Fragestellung zu erweitern um den

Aspekt „... und warum ich bei ihm geblieben bin.“

Doch dazu später. Also: wie ich zu Fallada kam. Gegen Ende meines Germanistik-Studiums Mitte der 1980er-Jahre an der Freien Universität Berlin hatte ich das Glück, an einem Hauptseminar über die „Literatur der Weltwirtschaftskrise“ teilnehmen zu können. Dieses Seminar war in dem zwar sehr umfangreichen, aber doch

recht konventionellen Lehrveranstaltungsangebot sensationell modern und die Plätze im Seminar waren entsprechend begehrt. Noch mehr Glück hatte ich, weil das Thema „Der Roman ‚Kleiner Mann – was nun?‘ in der zeitgenössischen Presse“ noch nicht belegt war, als in der ersten Sitzung die Liste mit den zu vergebenden Seminararbeiten bei mir ankam. Bücher von Fallada kannte ich bereits aus meiner Kindheit (*Murkelei* natürlich), aus der Schule (*Kleiner Mann – was nun?* als Pflichtlektüre) und aus dem Bücherschrank meiner Eltern. Schon als Kind und Jugendliche empfand ich die Lektüre als sehr ergreifend, die Fallada-Welt berührte mich bei jedem Roman zutiefst. Ich war immer traurig, wenn die letzten Seiten eines „Fallada-Wälzers“ gelesen waren und ich von Rieke, Lämmchen, Karl, Wolf, Petra und wie sie alle hießen, Abschied nehmen musste. Und gerade weil mein Zugang zu Fallada immer sehr intuitiv gewesen war, erfreute es mich umso mehr, dass Fallada auch Hauptseminar-Gegenstand sein konnte. Und ich wollte Fallada nun unbedingt auch literaturwissenschaftlich betrachten.

Im Verlauf der Arbeit an meinem Thema fielen mir zwei Aspekte besonders auf, nämlich zum einen, wie ungeheuer zahlreich und vielfältig die Reaktionen der Zeitungen und Zeitschriften auf *Kleiner Mann – was nun?* waren. Mir schien, an diesem Roman schärfen die Medien der verschiedenen politischen Lager ihren Begriff von Literatur und der Aufgabe der Literaturpolitik in einer Krisenzeit. Zum anderen wurde mir deutlich, dass es außer in den Printmedien auch eine ungeheure Resonanz vonseiten des Lesepublikums und anderer künstlerischer Darstel-

lungsformen gab.

Daraus entwickelte sich nach der Hauptseminararbeit die Idee, diese Aspekte zum Gegenstand meiner Magisterarbeit zu machen. Ganz besonders motivierte mich der Hinweis in der Sekundärliteratur, dass es in Feldberg im DDR-Bezirk Neubrandenburg ein Archiv gab, in dem das von mir benötigte Material zur Bearbeitung der Rezeptionsgeschichte liegen sollte. Quellenarbeit war doch ein spannenderer Ansatz als eine reine Sekundärliteraturarbeit!

Ein Besuch im Fallada-Archiv im Eichholz, gemeinsam mit meinem universitären Mentor, übertraf alle Erwartungen an die Fülle des Materials. Die nächsten Schritte waren ein Forschungsantrag beim Literaturzentrum Neubrandenburg, ein Besuchervisum und eine Unterkunft (beides machbar durch im Nachbarbezirk wohnende Verwandtschaft), ein Empfehlungsschreiben sowie ein Auto (beides durch meinen Mentor). Etwas enttäuscht (und reichlich blauäugig) war ich allerdings darüber, dass ich die im Eichholz befindlichen Archivalien nicht einfach kopieren, sondern lediglich lesen und bibliographieren konnte, um sie im Anschluss in West-Berliner und anderen Bibliotheken zu bestellen. Die ganze Aktion war mir eine Lektion in angewandter deutsch-deutscher Geschichte. Nach der langwierigen Materialbeschaffung folgten Analyse und Auswertung sowie Verschriftlichung der Erkenntnisse – übrigens wurde der ganze Aufwand nicht mit der Spitzennote belohnt. Dem Professor fehlten die theoretischen Ausführungen zur Rezeptionsästhetik. Spätestens da wurde mir klar, dass ich auch in der Literaturwissenschaft eher der praktische Typ bin. Und orientierte mich



Als Vortragende bei der Gründungsveranstaltung der Hans-Fallada-Gesellschaft am 21.7.1991 Foto: privat

nach den Magisterprüfungen beruflich in Richtung Marketing. Beim Einstieg ins Berufsleben war erstmal kein Platz für Fallada, bis ich eines Tages, nämlich Anfang März 1991, einen Brief aus Feldberg bekam. Darin hieß es: „Sicherlich werden Sie erstaunt sein über Post aus dem Fallada-Archiv, zumindest sehen Sie daran, daß wir in dieser Zeit, wo schon so vieles bei uns zu Boden gegangen ist, noch existieren.“ Diesem Lebenszeichen, verbunden mit der Meldung, dass die Gründung eines „Fallada-Arbeitskreises“ angedacht sei, folgte alsbald eine Mitteilung, dass am 21. Juli 1991 die Hans-Fallada-Gesellschaft gegründet werden solle. Noch mehr als diese Nachricht freute mich die damit verbundene Anfrage, ob ich bei der Gründungsveranstaltung nicht einen Vortrag halten könne – bei freier Themenwahl. Wie gesagt, zu dem Zeitpunkt war ich weit weg von Fallada und vollkommen mit der beruflichen Etablierung beschäftigt. Aber es reizte mich doch irgendwie und ich fühlte mich auch sehr geehrt, dort neben den mir ja bereits namentlich bekannten Fallada-Koryphäen sprechen

zu dürfen. Und so wählte ich als Thema „Wie Erfolg gemacht wird. Die Vermarktung des Romans ‚Kleiner Mann – was nun?‘“, womit ich quasi meinen Beruf mit meinem Studium verbinden konnte. (Alle Vorträge der Gründungsveranstaltung finden sich übrigens im Anhang der *Chronik des Hans-Fallada-Freundeskreises und der Hans-Fallada-Gesellschaft 1983 – 2001*.)

Auch nach der Gründungsveranstaltung hielt die Verbindung. Je mehr der Beruf zur wenn auch anstrengenden, so doch Routine wurde – inzwischen war ich beruflich im Verlagswesen angekommen –, umso mehr konnte ich Energie auf Fallada, auf die Erbpflege im Allgemeinen und das Museum im Speziellen lenken. Im Laufe der Jahre hielt ich mehrfach Vorträge bei den Fallada-Konferenzen, 1997 wurde ich in den Vorstand gewählt, betätigte mich beim *Salatgarten* und als Redakteurin der Hans-Fallada-Jahrbücher, übernahm die Aufgabe der Chefredakteurin des *Salatgarten* und wurde schließlich, nach einiger Zeit als Stellvertreterin, im Jahr 2005 Vorsitzende der hfg. Das blieb ich bis 2019, seitdem bin ich – nach einem beruflichen Neustart in der Erwachsenenbildung – wieder Beisitzerin im Vorstand.

Die Arbeit in der Hans-Fallada-Gesellschaft empfinde ich auch nach so vielen Jahren weiterhin als kulturell wertvolle, gesellschaftlich unerlässliche und persönlich überaus sinnstiftende Tätigkeit. In der und durch die hfg sind mir Menschen begegnet, hatte ich Begegnungen und Erlebnisse, die mich sehr bereichert und meinen Horizont erweitert haben. Damit meine ich nicht nur die Künstlerinnen und Künstler, die ich im

Verlauf der 34 Hans-Fallada-Tage und weiterer Veranstaltungen kennenlernen durfte. Obwohl: Es erfüllt mich schon auch mit Stolz, wenn ich durch die Buchhandlung streife, mir die Programme der Literaturveranstalter ansehe oder einen Film ansehe und denke: „Ach ja, die/der war doch auch schon in Carwitz und die Hütte war voll.“ Oder: „Ach ja, mit der/dem saßen wir nach der Lesung noch in sehr amüsanten Runden beisammen.“ Oder: „Ach ja, der Hund von der/dem hätte fast die Veranstaltung gesprengt.“

Wirklich viel bedeuten mir die Bekanntschaften und Freundschaften, die mir durch die Arbeit für Fallada geschenkt wurden: die Bewunderung für die Aktiven der ersten Stunde (womit ich über den Vorstand und das Museums-Team hinaus auch die interessierten und hilfsbereiten Mitglieder meine), die mit unglaublicher Energie, Phantasie und Beharrlichkeit ihre Vision einer Erbpflege für Hans Fallada umgesetzt haben. Hier mittun zu dürfen, meine Ideen einbringen zu können, mitzugestalten, gemeinsam Projekte zu entwickeln und umzusetzen und dabei stets die Gewissheit zu haben, bei etwas Wichtigem und Wertvollem mitzuwirken – das ist ein Gefühl, das auch über manche Mühen in den Ebenen des Lebens hinwegträgt. Dieses Gefühl ist geblieben, auch, seit die Aktiven der ersten Stunde abgelöst werden durch die der zweiten und dritten. Und selbst in Phasen, die man nur als „unangenehm“ oder „mühsam“ bezeichnen kann, hat sich die Gemeinschaft stets als stärker erwiesen als die Probleme – für mich eine unglaublich prägende Lebenserfahrung. Ebenso die Erfahrung, wie es beflügelt, wenn eine Idee

entsteht und alle ihre speziellen Fähigkeiten aufbieten, um die Idee gemeinsam umzusetzen. Es gibt kaum Schöneres!

Und deshalb endet mein kleiner biografischer Abriss auch mit dem Thema, dass mich seit einiger Zeit am meisten umtreibt: Wie kann es gelingen, mehr Fallada-Interessierte zu motivieren, sich in „ihre“ Gesellschaft einzubringen und mit dafür zu sorgen, dass es die hfg auch dann noch gibt, wenn immer mehr von den jetzt Aktiven sich altersbedingt zurückziehen? Wie gestalten wir einen organischen Generationswechsel? Was den Vorstand betrifft, sind wir hier meines Erachtens auf einem guten Weg, der aber noch längst nicht zu Ende ist. Und was ist mit denen, die nicht im Vorstand sind, die aber auch dringend benötigt werden, z. B., um das Museum am Laufen zu halten.

Diese Fragen stehen für mich im Raum: Was können wir tun, damit die hfg auch zukünftig und auch für jüngere Fallada-Interessierte attraktiv bleibt (oder wird), ohne dass sich die Älteren abgehängt fühlen? Wie soll sich die hfg entwickeln, um zukunftsfähig zu bleiben oder zu wachsen? Welche Voraussetzungen müssen geschaffen werden, um neue Zielgruppen zu erschließen? Welche Angebote können und müssen wir machen, die Interesse erregen und angenommen werden? Viele Fragen und damit viele Möglichkeiten, sich einzubringen: mit lang gehegten Lieblingsideen, mit Geistesblitzen, mit Fragen und auch ganz spontanen Antworten. Immer raus damit! – Das ist mein Aufruf an alle, die wollen, dass Hans Fallada ein Teil unseres literarischen Gedächtnisses bleibt.

Wege zu Fallada

CARSTEN GANSEL

Meine Biografie zu Brigitte Reimann *Ich bin so gierig nach Leben*, die 2023 im Aufbau Verlag erschienen ist, setzt ein mit dem Bücherschrank meiner Großmutter, in dem mir die Autorin zuerst begegnet ist. Dort standen *Ankunft im Alltag* (1961) und *Die Geschwister* (1963). Meine Großmutter war eine belesene Frau, die noch bis ins hohe Alter fließend Französisch und Englisch sprach. Auch das Lateinische beherrschte sie. Nach der Flucht aus Danzig im Herbst 1945 war sie gemeinsam mit ihrer kleinen Tochter, meiner Mutter, in Güstrow gestrandet, weil ihre Schwägerin hier wohnte. Gerettet hatten sie nichts, verloren alles. Mit den Erzählungen über den Verlust von weit mehr als der eigenen Bibliothek bin ich aufgewachsen. Da meine Großmutter 1946 sofort eine Anstellung als Lehrerin fand, blieb sie in der Sowjetischen Besatzungszone und begann neue Bücher anzuschaffen, um auf diese Weise dem Verlust der eigenen Bibliothek etwas entgegenzusetzen und neu zu beginnen. So kam es, dass ich in dem kleinen Bücherschrank Literatur fand, die in der Sowjetische Besatzungszone und späteren DDR gedruckt worden war. Das Besondere eines Teils der Bücher im Großmutter-Schrank bestand nun darin, dass es sich durchweg um Erstausgaben des Aufbau-Verlages handelte. Zum Programm des neuen Verlages gehörte auch ein Autor, dem sich der „geistige Gründungsvater“ der Unternehmung, Johannes R. Becher, nicht zuletzt aufgrund biografischer Gemeinsamkeiten verbunden fühlte, nämlich Hans Fal-

lada. Die Erstausgabe von *Kleiner Mann – was nun?* bei Aufbau wie auch die zwei Teile von *Wolf unter Wölfen* hatte ich früh in Händen, denn Fallada gehörte zu den besonders wertgeschätzten Autoren meiner Großmutter. Auch *Jeder stirbt für sich allein* war dabei. Ich habe diese Romane zu einem Zeitpunkt gelesen, da man eigentlich noch Kinder- und Jugendliteratur rezipiert. Und auch später bin ich immer wieder auf Fallada zurückgekommen. Etwa als während des politischen Wandels 1989/90 die Aufbau-Lektorin Maria Matschuk und ich ein Vorhaben begannen, bei dem es um Johannes R. Becher und jene Seiten des Dichters ging, die in der DDR verschwiegen worden waren, darunter die versuchte Selbsttötung, in deren Folge die Geliebte Franziska Fuß nicht überlebt. Bezüge zu Hans Fallada stellten sich her, zumal beide Söhne in Distanz zu ihren Vätern standen, die als Juristen in höchste Positionen aufgestiegen waren.

Es war 2007 zum 60. Todestag von Hans Fallada, da gingen wir, das waren Werner Liersch und junge Kolleginnen einer polnischen Universität, daran, uns im Rahmen des Sonderforschungsbereichs „Erinnerungskulturen“ an der Justus-Liebig-Universität Gießen des Autors neu zu versichern. Ich selbst konzentrierte mich auf Hans Falladas Frühwerk *Der junge Goedeschal*, den ich als Exempel für einen Adoleszenzroman las. Werner Liersch fragte nach Hans Falladas Verhältnis zu den Emigranten und Monika Hernik ging in neuer Weise den Texten für Kinder nach. Im Rahmen der Diskussion zu Hans Fallada war früh klar geworden, dass es in einem nächs-

ten Schritt um eine konsequente literaturhistorische Verortung des Werkes gehen musste und dabei die Bezüge zur literarischen Moderne zwischen Expressionismus und Neuer Sachlichkeit herzustellen waren. Die Beiträge von Werner Nell, Monika Hernik, Werner Liersch, Jenny Williams, Reinhard Zachau oder Norman Ächtler – um nur einige zu nennen – belegten, dass es gute Gründe gab, Fallada in einen modernisierungstheoretischen Rahmen zu stellen. Die Ergebnisse beider Tagungen wurden in der Reihe *Deutschsprachige Gegenwartsliteratur und Medien* bei Vandenhoeck & Ruprecht veröffentlicht. Eine weitere Zäsur ergab sich 2013. Im Sommersemester 2013 bot ich ein Seminar mit dem Titel „Autor – Lektor – Verlag. Zur Theorie und Praxis des Buchmachens am Beispiel des Aufbau Verlages Berlin“ an. Das Seminar fand zunächst an der Justus-Liebig-Universität Gießen statt, aber da es darum ging, einen direkten Bezug zum aktuellen Literaturprozess herzustellen, hatten wir – der Aufbau-Verleger René Strien, die Fallada-Lektorin Nele Holdack und ich – einen dreitägigen Block im Aufbau Haus am Moritzplatz geplant. Es ging hier – neben der Verlagsgeschichte – um ganz konkrete Aspekte der Programmgestaltung. Dabei wurde auch darüber diskutiert, wie es dazu gekommen war, dass der Aufbau Verlag im Frühjahr 2011 die ungekürzte Urfassung von Hans Falladas *Jeder stirbt für sich allein* präsentieren konnte. Wo war das Manuskript bis dahin und warum war niemand darauf verfallen, früher danach zu suchen? René Strien berichtete, wie es dazu gekommen war. In der Dis-

kussion kam die Frage auf, ob es nicht auch bei anderen Romanen Falladas relevante Unterschiede zwischen der Urfassung und der vom Verlag gedruckten Version geben könnte, etwa beim Welt-erfolg *Kleiner Mann – was nun?* Das war für uns ein Impuls, nach-zuforschen, zumal bereits der Aufbau-Cheflektor und verdienst-volle Fallada-Spezialist Günter Caspar im Nachwort seiner Edition darauf verwiesen hatte, dass jene Fassung, die 1932 zum Druck kam, deutliche Streichungen aufwies. „Abschweifungen, Hastiges, Über-flüssiges“ sei getilgt worden, so Caspar. Er meinte damals, dass „die meisten Streichungen dem Roman geholfen (haben)“, man aber über diese oder jene hätte streiten kön-nen. Können wir nach vierzig Jah-ren einer solchen Auffassung aus dem Jahre 1974 noch trauen, vor allem, da Caspar recht vage blieb? Letztlich machten wir uns gemein-sam mit Nele Holdack daran, das im Fallada-Archiv aufgefundene handschriftliche Original mit der 1932 publizierten Buchfassung zu vergleichen. Das war ein kompli-zierter Prozess, weil Falladas Hand-schrift in Teilen stenografisch anmutet und zudem in Sütterlin verfasst ist. Überdies hatte Fallada eingestanden, dass seine „Hand-schrift selbst für mich nur mit Schwierigkeit lesbar ist“. Aber das war noch nicht einmal das Haupt-problem. Letztlich zeigte sich, dass der Welterfolg um fast ein Vier-tel, also etwa 100 Seiten, gekürzt worden war. Es war ungeheuer viel herausgefallen, und dabei geht es keineswegs nur um das Berliner Nachtleben jener Jahre. Unser Vorhaben war zwar ausgesprochen arbeitsintensiv, aber es gelang. 2016 konnte *Kleiner Mann – was nun?* erstmals in der Original-

fassung erscheinen. Die Edition wurde wiederum zu einem Best-seller. Schließlich gab es das An-gebot des Reclam-Verlages, Neues von Fallada zu entdecken und in einer Edition mit einem Nachwort herauszugeben. Ich sagte zu, zu-mal ich bei der Arbeit im Fallada-Archiv zahlreiche Texte des Autors gefunden hatte, die zum Teil wenig bekannt oder noch gänzlich un-veröffentlicht waren, Anekdoten, Berichte, Erzählungen und Reden, die von der Mitte der 1920er-Jahre bis zu Falladas Tod 1947 reichen. Sie offenbarten, in welchem Maße der Autor ein einzigartiges Ge-spür für soziale Problemlagen entwickelt hatte, sensibel die so-ziale Wirklichkeit wahrnahm und künstlerische Mittel fand, um mit wenigen Strichen welthaltige Ge-schichten zu entwerfen. Was dabei mit Blick auf die Gegenwart für mich ganz maßgeblich war, das ist Falladas Glaube an die „Anstän-digkeit des Menschen“. Die Samm-lung erschien 2020 und war – wie Reclam mitteilte – ausgesprochen erfolgreich. Dies war dann auch bei den *RAD-Briefen aus dem be-setzten Frankreich 1943* (2022) so, also jenen Mitteilungen, die Hans Fallada während seines Einsat-zes für den Reichsarbeitsdienst in Frankreich geschrieben hatte. Im Nachwort ging es mir auch um die Frage, warum Fallada nicht ins Exil gegangen ist. Dieser mitunter vom „grünen Tisch“ und in der Sicherheit des eigenen Daseins in der Gegenwart erhobene Vorwurf ist einmal mehr ein Beleg für die fatale Moralisierung, die in der „Jetztzeit“ existierende Maßstäbe an die Vergangenheit anlegt. Es wird „moralisch Gericht gehalten [...], mit heutigen Maßstäben über gestriges Verhalten“, so Bernhard Schlink in anderem Zusammen-

hang. Auf diese Weise kann man dann schnell zwischen „gut“ und „schlecht“ unterscheiden. Für Schlink schafft dies eine „Kultur des Denunziatorischen“. Und die Belege für das „Prinzip Denunzia-tion“ – wie man es nennen könnte –, lassen sich in der Gegenwart fast tagtäglich erbringen. Aber zurück zu Fallada: Er wusste, dass er sich im Exil, abgelöst vom deutschen Sprachraum, auf ein ungewisses Schicksal hätte einlassen müssen. Fallada mag zudem geahnt haben, dass eine Extremsituation wie das Exil ihn, den ohnehin Gefährde-ten, aus der Bahn würde werfen können. Dass er sich also letztlich gegen das Exil entscheidet, hat viele Gründe. Wer darin allerdings einzig Belege für seine Blindheit gegenüber den Nazis oder Oppor-tunismus sieht – wenn auch diese Momente eine Rolle gespielt ha-ben mögen – weiß wenig von dem, was Menschen widerfahren kann. Daher könnte man einen Rat-schlag formulieren: Einfach mal Fallada lesen!

Der bewegte Mann oder Wie ich zu Fallada kam

LUTZ HAGESTEDT

„Aber so waren die Männer, immer taten sie das Gegenteil von dem, was sie nach Sinn und Verstand hätten tun sollen.“ (*Der ungeliebte Mann*, S. 72) Das törichte Geschlecht, das Hans Fallada so einsichtsvoll zu charakterisieren wusste – hier freilich der Perspektive einer Frau angedichtet –, entspricht so gar nicht der Erwartungshaltung, und auch nicht den einfachen Wahrheiten, die man gewöhnlich mit Männlichkeit verbindet.

Das Ungenügen des Mannes, nicht so sehr an der Realität, sondern an sich selbst, wusste vielleicht niemand besser und differenzierter zu charakterisieren als Fallada. Denn eigentlich bringt sein männliches Personal die Voraussetzungen, in der Welt zu bestehen, nicht mit. So wird etwa der Gewissenskonflikt, der sich

aus überfordernden Lebenswelten ergeben muss, am Beispiel von Bürgermeister Gareis trefflich zugespitzt: ein grundständiger Kerl korrumpiert sich für einen guten Zweck – der Konflikt scheint unlösbar und wird auch nicht gelöst. Gareis scheitert und muss gehen – um anderswo einen neuen Versuch zu wagen: „Es gibt doch noch Männer“, schließt der Roman. (*Bauern, Bonzen und Bomben*, S. 121)

Entsprechend bringen sie Unglück über die Welt, die Kerle, und anscheinend auch Kalli Flau, der Schiffsjunge: „Mit ihm an Bord würde es nie einen Fang geben.“ (*Ein Mann will hinauf*, S. 121) Doch ist er nicht selbst ein guter Fang, als literarischer Einfall und als plastisch erzählte Person? In einer Verfilmung aus dem Jahre 1978 verkörpert ihn der junge Rainer Hunold, mittlerweile ein gestandener Charakterdarsteller, da-

mals neben Mathieu Carrière und Ursula Monn eine wirkliche Idealbesetzung.

Ich selbst kam über diese Verfilmung auf Fallada, nicht über *Kleiner Mann – was nun?* oder andere Romane, die als Buchclubausgaben im Bücherschrank meiner Eltern standen. Und ich verdanke zwei gestandenen Wissenschaftlern, Stefan Knüppel und Helmut Lethen, den spannenden Zugang zur besonderen Physiognomie unseres Autors.

Fallada wusste bildhaft zu fabulieren, er war der geborene Kino-Erzähler, seine Dialogromane waren alle fast schon drehbuchreif konzeptualisiert: „Das war ausgezeichnet, was dieser Mann da schrieb“, heißt es in einem von ihnen, ebenso selbstreflexiv wie treffend (*Wir hatten mal ein Kind*, S. 428).

Dem ist weiter nichts hinzuzufügen.

Mein Weg zu Fallada

MONIKA HERNIK

Hans Fallada und seine Werke spielten in der Germanistenausbildung in meiner Heimat Polen eine eher bescheidene Rolle. Der Name wurde in der – wegen der Materialmenge unter Studierenden nicht besonders beliebten, dafür umso mehr gefürchteten – Vorlesung zur Literaturgeschichte am Rande erwähnt und geriet genauso schnell in Vergessenheit.

Umso größer war meine Überraschung, als dann 2007 von Carsten Gansel der Vorschlag kam, sich mit einem Beitrag an der Tagung zum 60. Todestag des Autors zu beteiligen, bei der textanalytische Zugänge zu einzelnen Texten in Verbindung mit Aspekten der Gedächtnis- und Erinnerungsforschung eine zentrale Rolle spielen sollten. Dabei sollte es darum gehen, Fallada als Autor in der Literaturlandschaft der Nachkriegsjahre

zu verorten sowie seine Stellung im Gedächtnis der Literatur zu erörtern und schließlich der Frage nachzugehen, was von Fallada im Gedächtnis seiner Umgebung bleibt.

Mein Interesse richtete sich dabei auf Texte, die in der Forschung bislang kaum beachtet wurden, und zwar Falladas Geschichten für Kinder. Beginnt man, sich mit dem Autor näher zu beschäftigen, kommt man nicht umhin, mit sei-

nem durchaus turbulenten Leben konfrontiert zu werden. Umso größer war dann meine Überraschung, als ich unter den inhaltlich recht schwerwiegenden Roman- und Kindergeschichten fand, die eine schöne Mischform aus klassischen Märchen und modernem Erzählen darstellen. Die *Murkelei*-Geschichten und die kleinen Texte um den frechen Dachs Fridolin sind weitestgehend autobiografisch motiviert und lassen zahlreiche Einblicke in das Leben der Familie Ditzen in Carwitz zu. Auch wenn hier noch ein klassischer auktorialer Erzähler eingesetzt wird, sind seine Kommentare zur Handlung der Geschichte eher lustig, humorvoll und an manchen Stellen ironisch, zielen aber nie darauf ab, den moralisch-erzieherischen Zeigefinger zu erheben und die Kinder belehren zu wollen. Ebenfalls ein Indiz für die Modernität der Kindertexte ist die Verlagerung der Handlung von der Außen- zur Innenwelt der Figuren, wenn die Fridolin-Geschichten teilweise im Bewusstsein der Titelfigur ablaufen. Das Figurenensemble wird dann um die menschlichen Akteure, die Familie Ditzen: die Mutter, den Vater und die zwei Kinder, Mücke und Achim ergänzt. Diese bilden eine äußerst moderne familiäre Gemeinschaft, die auf partnerschaftlicher Basis funktioniert, wo Kinder und Eltern einander auf Augenhöhe begegnen. Der Familienvater, der während der Lektüre zu meiner Lieblingsfigur wurde, steht dafür geradezu symbolisch, wenn er in der Geschichte *Häusliches Zwischenspiel* zu seinem Sohn sagt: „Das kommt daher, weil ich schon alt und (dumm, wollte er sagen, aber es widerstrebte ihm doch) und weise geworden bin ...“.

Die zweite Begegnung mit Falladas Romanen kam ebenfalls an-

lässlich einer Tagung zustande, bei der es diesmal um die Aspekte der literarischen Moderne ging. Zentral waren nun narratologische Fragestellungen in Verbindung mit autobiografischen Momenten in Texten des Autors, kurzum, es ging mithin um die Inszenierung des Erinnernden und der Erinnerung in Falladas Werken.

Aus dieser Beschäftigung mit dem Lebensweg des Autors ist dann die Idee entstanden, seine Nachlasstexte, die in dem Band *Drei Jahre kein Mensch. Erlebtes. Erfahrenes. Erfundenes* veröffentlicht wurden, textanalytisch als Beispiele für die Neue Sachlichkeit genauer zu betrachten. Die berichtende Erzählweise und nüchterne Beschreibung der Lebensumstände eines Abhängigen in dem Text *Ein sachlicher Bericht über das Glück, ein Morphinist zu sein* geben einerseits Insider-Einblicke in die Berliner Rauschgiftszene, andererseits lässt der Erzähler es zu, an seinen Morphin-Fantasien teilzuhaben. Die zwei weiteren Texte: *Drei Jahre kein Mensch* und *Ich suche den Vater* dokumentieren einen Gefängnisaufenthalt und eine Gerichtsverhandlung. Die Texte erzählen im nüchternen Reportagestil von der Unsinnigkeit und Unmenschlichkeit mancher Haftverordnungen, ohne dabei zu versuchen, die Gefangenen zu entlasten. Die Suche nach positiven Figuren und einem möglichen Wertsetzungszentrum in den Nachlassgeschichten gestaltet sich äußerst schwierig, denn sämtliche Protagonisten Falladas dienen eher als Sinnbilder für soziale Probleme. Die Texte bilden einen klaren Kontrast zu den Geschichten für Kinder und stehen daher für mich eindeutig für die Vielseitigkeit Falladas als Autor.

Beim Schreiben des Aufsatzes habe ich mich gefragt, wie sich die Fallada-Rezeption in Polen gestaltet, und ich musste feststellen, dass er zu den durchaus namhaften deutschsprachigen Autoren zählt, wenn man die Liste der ins Polnische übertragenen Romane betrachtet. Angefangen mit der Ausgabe von *Wer einmal aus dem Blechnapf frißt* aus dem Jahr 1958 bis in die 2000er-Jahre, in denen der Verlag Sonia Draga sämtliche Romane des Autors publiziert hat. Zuletzt ist 2015 *Ein Mann will nach oben* erschienen. Allem Anschein nach bleibt das Interesse an Falladas Texten bestehen, was nicht verwunderlich ist, denn die Probleme, denen er literarisch – ob für jüngere oder ältere Leser – nachgegangen ist, haben nichts an Aktualität und Bedeutung eingebüßt.

Mit der Reife wird man immer jünger

SABINE KOBURGER

Niemals hätte ich es für möglich gehalten, dass ich einmal über Hans Fallada promovieren würde. Noch weniger hätte ich mir träumen lassen, jemals Redakteurin des *Salatgartens* zu werden. Ich erinnere mich noch, wie damals, im Sommer 2014, unverhofft Besuch bei uns daheim auftauchte: Erika Becker und Werner Sagner vom Vorstand der Hans-Fallada-Gesellschaft standen vor der Tür. Bei Kaffee und Kuchen im blühenden Garten ließen sie die Katze aus dem Sack: Ich könne doch die Zeitschrift der Gesellschaft weiterführen – denn Achim Ditzen, ihr Gründer, wolle und könne aus Altersgründen nicht mehr, und man suche seit Längerem einen Nachfolger. Eine Zeitschrift als „Chefin“ übernehmen? Kaum vorstellbar für mich, hatte ich doch keinerlei Erfahrung auf diesem Gebiet. Gerade hatte ich meine Promotion abgeschlossen, und nun sollte ich mich, *im Blinzeln der großen Katze*, gleich der nächsten Herausforderung stellen? Das hieße zugleich, mich auch weiterhin intensiv mit Falladas Werkschöpfung auseinanderzusetzen.

Ich will gern zugeben, dass mir der Gedanke nicht fremd war, denn dieser Autor hat mich mein ganzes Leben hindurch begleitet. Als Kind liebte ich die *Geschichten aus der Murkelei*, besonders die vom *Goldenen Taler*, vom *Getreuen Igel* und vom *Unheimlichen Besuch*. Die genialen Illustrationen von Melitta Patz mochte ich besonders gern. Meinem Sohn habe ich, als er, noch im Kindergartenalter, bisweilen etwas undeutlich vor sich hinmurkelte, die Geschichte

vom *Nuschelpeter* vorgelesen. Ob es geholfen hat oder ob das deutliche Sprechen sich mit dem Älterwerden von ganz allein eingestellt hat, vermag ich allerdings nicht zu beurteilen.

Eines Tages, ich war vielleicht vierzehn oder fünfzehn, drückte mir meine lesefreudige Mutter den *Blechnapf* in die Hand: Der Roman hatte sie bewegt, und sie schätzte es sehr, ihren Leseindruck mit mir teilen zu können. Unser Zwiegespräch – keiner liest für sich allein! – über das Schicksal des ständigen Verlierers Willy Kufalt hat meine jugendliche Phantasie intensiv beschäftigt und beflügelt: Wie ärgerte ich mich über Willys Schwäche, und wie sehr wünschte ich mir, dass doch noch alles irgendwie gut für ihn ausgehen würde, obwohl ich tief im Innern bestimmt wusste, dass ein tragischer Ausgang unvermeidlich war!

Danach entdeckte ich *Wolf unter Wölfen* in unserem Bücherschrank und vertiefte mich sogleich in den dicken Wälzer, den ich kaum aus der Hand legen konnte, so spannend fand ich ihn. Es folgten, vermutlich in dieser Reihenfolge, der *Eiserne Gustav* und *Kleiner Mann – was nun?* Natürlich sah ich die Verfilmungen vom *Wolf* und vom *Kleinen Mann* im DDR-Fernsehen, deren Figuren und Schauplätze mir noch jahrelang vor Augen standen. Nach mehr als drei Dezennien, in den späten 1990er-Jahren, erwarb ich die DVDs und war nicht wenig erstaunt, wie gut sich die Verfilmung von *Kleiner Mann – was nun?* nach so langer Zeit noch behaupten konnte – nicht nur, aber auch aufgrund der großartigen Rollenbesetzung: Mit Jutta Hoffmann, Arno Wyzniewski,

Rolf Hoppe, Wolf Kaiser, Inge Keller, Horst Drinda, Sabine Thalbach, Ingeborg Krabbe war eine Starbesetzung der DEFA aufgeboten worden. Zweifellos war auch der Mehrteiler *Wolf unter Wölfen* von 1965 erstklassig besetzt (mit Armin Müller-Stahl, Wolfgang Langhoff, Annekathrin Bürger und anderen), doch wollte sich meine alte Begeisterung nicht wieder einstellen. Ob an den Schauspielern, ob an meiner zu hohen Erwartungshaltung, oder ob es an der vordergründig-ideologischen Ausrichtung im Erzähleingang lag? Um es mit Goethes Torquato Tasso zu sagen: „so fühlt man Absicht, und man ist verstimmt“. Gleichwohl eignet sich dieser Autor wie kein zweiter für Verfilmungen, sogar seines eigenen Lebens, und auch für szenische Lesungen: Ich denke an die 13-teilige ZDF-Verfilmung *Ein Mann will nach oben* mit Mathieu Carrière und Ursela Monn, oder an das Biopic *Fallada – letztes Kapitel* mit Jörg Gudzuhn, Jutta Wachowiak, Katrin Sass, Corinna Harfouch, Ulrike Krumbiegel: Nicht jedermanns Sache, aber ein Beleg für die Lebendigkeit unseres Klassikers.

Doch kehren wir noch einmal zurück zu den Jahren vor 1990. Als Deutschlehrerin kam ich um Fallada nicht herum. Im Jargon damaliger Sichtweise galt Fallada als „Gestalter des deutschen Kleinbürgertums“ mit einer „im wesentlichen passiven Wunsch- und Vorstellungswelt“ (so Hans Jürgen Geerds in seiner *Deutschen Literaturgeschichte in einem Band*) und zählte neben Autoren wie Gerhart Hauptmann, Lion Feuchtwanger und den Brüdern Heinrich und Thomas Mann als „Verteidiger

des Humanismus“ zum humanistischen Erbe. Letzteres musste in der allgemeinbildenden Schule gepflegt werden, und entsprechend fand sich im Lehrbuch der Klasse 9/10 jener Passus aus *Kleiner Mann – was nun?*, in dem Lämmchen und Pinneberg ihren Haushalts-Etat aufstellen. Dieses Detail faszinierte uns, knüpfte es doch an unsere Lebenswirklichkeit an: Ein junges Paar, das heiraten will und mit wenig Geld auskommen muss. Und stets die Überraschung der Schüler, wenn sie die Preisangaben in DDR-Mark konvertieren sollten: „Steuern 6 Mark und Arbeitslosenversicherung 2 Mark 70 [...]. Mutter sagt immer, 1 Mark 50 braucht sie für jeden Tag. [...] Das sind 90 Mark im Monat [...]. Haarschneiden kostet auch 80 Pfennige.“ In Euro sehen die Preise noch viel drastischer aus! Solch ein Vergleich mag vom Standpunkt der Geldwertmessung als unzulässige Vereinfachung gelten, aber lehrreich bleibt er allemal.

Was ich nicht wusste: Nicht alle Romane wurden in der damaligen DDR verlegt. Und wie musste es folglich die Wahl-Stralsunderin seit 1972 in Erstaunen versetzen, als ihr nach dem politischen Wandel bekannt wurde, dass Fallada 1943 einen Stralsund-Roman geschrieben hatte: *Der Jungherr von Strammin*! Und mehr noch, er hatte im Herbst 1921 sogar einige Wochen in Stralsund gelebt! Das wurde mir aber erst 2007 durch das Buch *Ich bin nicht der, den Du liebst. Die frühen Jahre des Hans Fallada in Berlin* bewusst: Herausgeberin Cecilia von Studnitz hatte anhand originaler Briefe die Liebes- und Leidensgeschichte des jungen Rudolf Ditzen nachgezeichnet. Vier Briefe an seine große Liebe Anne Marie Seyerlen tragen den Absender

Stralsund, Mönchstraße 12. Fallada muss also in diesem Haus gewohnt haben, vermutlich als Untermieter. Unglücklicherweise sind im Stralsunder Stadtarchiv gerade diese Unterlagen von 1921 nicht mehr auffindbar, so dass ein punktgenauer Nachweis des Mietverhältnisses unmöglich ist. Mit Anton Werner, dem Retter des wunderschön sanierten Anwesens, konnten wir eine Gedenktafel initiieren, die seit 2012 gleich rechts neben der Haustür auf diese Wirkungsstätte unseres Autors hinweist. (vgl. Salatgarten 2/2012, S. 35-37).

Auch *Wir hatten mal ein Kind*, Fallada zufolge sein „liebstes Buch“, wurde in der DDR nicht verlegt, denn es passte, ebenso wie der pommersche Adelige Lutz von Strammin, nicht ins Schema sozialistischer Kulturpolitik. Seine Geschichte und seine Geschichten (so der Untertitel des Romans) spielen großteils auf der Halbinsel Wigtow auf Rügen, wo sich der junge Ditzen häufig bei seinem Freund, dem Landwirt Johannes Kagelmacher, aufhielt. Wie beglückend war es für mich, mir die Spuren des eigensinnigen Protagonisten Johannes Gäntschow zu erwandern und zu erfahren und die im Roman erwähnten Orte in der Realität aufzusuchen (vgl. Hagestedt/Koburger: Salatgarten 1/2019, S. 24-29). Wunderbare Begegnungen ergaben sich daraus und zeitigten über die Jahre fruchtbarste Folgen. *Wir hatten mal ein Kind* steht seitdem nach *Wolf unter Wölfen* und *Jeder stirbt für sich allein* an dritter Stelle meiner Fallada-Rangliste.

Einen nachhaltigen Eindruck hinterließ Werner Lierschs preisgekrönte Biografie *Hans Fallada. Sein großes kleines Leben* (1981). 2004 legte die irische Literaturwissenschaftlerin Jenny Williams mit dem Buch *Mehr Leben als eins*

Falladas Lebensgeschichte, eingebettet in die historischen Begebenheiten, vor und eröffnete mir einen weitgehend neuen, von Vorurteilen und Ideologie unverstellten Blick. Inzwischen liegen weitere Lebenszeugnisse vor, darunter eine großartige, fachlich versierte Chronik der Leidens- und Suchtgeschichte, die schmerzhaft Lücken in unserem Wissen schließen konnten und deren professionelle Distanz mir Fallada noch näherbrachte. So begleitet mich dieser Autor in gewisser Weise mein ganzes Leben hindurch, mal mehr, mal weniger. Er ist jedoch keineswegs mein Favorit, wie viele glauben, aber er geriet – anders als manch anderer Autor – eben nie völlig aus meinem Blickfeld.

2009, ein Jahr vor meinem Renteneintritt, fiel mir dann auf, dass ich schon lange keinen Fallada mehr im Unterricht behandelt hatte, und das, obwohl sein Roman *Jeder stirbt für sich allein* Anfang der 2000er-Jahre wiederentdeckt und neu verlegt worden war, und er es in Frankreich, England, den USA und Israel auf die Bestsellerlisten geschafft hatte. Wie konnte ich diesen großartigen Erzähler nur so vernachlässigen, fragte ich mich. Das wollte ich in meinem letzten Schuljahr 2010 wiedergutmachen und plante deshalb, mich in einer Projektwoche mit Schülern der 12. Klassen ins Abenteuer zu stürzen. Interessenten gab es genug, doch kam das Projekt aus Gründen nicht zustande, so dass ich mir selbst ein Herz fasste, endlich einmal etwas Eigenes aufzusetzen, statt bloß Schülerarbeiten zu bewerten. Und so geschah es dann auch. Im Dezember 2013 erschien meine Dissertation über „Hans Fallada und Ernst Rowohlt in Verlags- und Zeithorizonten“ (mit dem Titel *Der Autor und sein*

Verleger). Im Juli 2015 erschien mein erster *Salatgarten*, es folgten Schlag auf Schlag Publikationen zu unterschiedlichen Themen, unter anderem im *Hans-Fallada-Handbuch*.

Manchmal beschleicht mich das ungute Gefühl, ich könnte mich in diesen letzten 15 Jahren zu in-

tensiv mit dem Œuvre und seiner Rezeption beschäftigt haben, so dass manch andere Vorliebe ins Hintertreffen geriet. Doch mit Fallada wird es wohl wie mit jeder wahren Liebe sein: genug ist nie genug. Dieser Autor ist immer für Überraschungen gut, er wird uns nie ganz loslassen, auch wenn

sich jetzt mit meinem letzten *Salatgarten* ein Kreis schließt: Denn nun folge ich Achim Ditzen nach, auch ich darf Altersgründe geltend machen und etwas kürzer treten. Vorerst jedenfalls, denn, da bin ich ganz bei Hermann Hesse: „Mit der Reife wird man immer jünger ...“

20 Jahre mit Manne prägten meine Einstellung zu Fallada

KLAUS-JÜRGEN NEUMÄRKER

Am 7. Mai 1995 besuchten Mitarbeiter der Nervenlinik der Charité das Fallada-Haus in Carwitz. Nach einer Führung durch den Museumsleiter Manfred Kuhnke kam ich mit ihm ins Gespräch und erzählte von einer Krankenakte Fallada, die sich im Krankenblattarchiv der Klinik befindet. Kuhnke nahm dies ohne Kommentar zur Kenntnis, überreichte mir seine Visitenkarte und meinte, ich könne ihn ja mal bei Gelegenheit anrufen. Im Buchladen kaufte ich die rororo-Biografie *Hans Fallada* von Jürgen Manthey.

Ich konnte nicht wissen, dass der am 20. Juni 1934 in Klettwitz (Niederlausitz) geborene Kuhnke mit seiner Ehefrau Inge gerade die musseale Betreuung des Hans-Fallada-Hauses übernommen hatte. Bis 2004 wird er das Hans-Fallada-Museum leiten und zahlreiche Bücher zu Fallada schreiben. Im Juli 2015 schickte er mir sein letztes Buch *Wiederbegegnungen. Ernstes und Heiteres aus 70 Jahren* mit der Widmung „Für meinen Freund Klaus Neumärker, der mich für den Größten hält, wie ich ihn. Manne“. Am 14. September 2015 lebte er

nicht mehr. Zwanzig Jahre mit Manne prägten meine Einstellung zu Hans Fallada!

Fallada war mir kein Unbekannter – nicht nur, weil ich um die Krankenakte in unserer Klinik wusste. Es gab in der DDR genug Informationen über den Schriftsteller. In einem Interview-Artikel *Fallada in Carwitz* mit der 75-jährigen Anna Ditzen in der *Wochenpost* vom 4. Februar 1977 konnte der Leser die in der DDR erschienenen Werke im Aufbau Verlag zur Kenntnis nehmen. Zwei Biografien über Fallada waren in der DDR erschienen. Eine Passage in Lierschs Biografie über Fallada, die man bei Crepon nicht fand, erregte mich und die Gemüter bis in die Gegenwart. Er beschreibt den Aufenthalt Falladas in der Nervenlinik der Charité, indem er Ursula Losch, die zweite Ehefrau, anführt, „[...] dass Fallada in einem Rollstuhl auf die Bühne des Hörsaals“ gebracht worden sei und der Professor gesagt habe: „Das, meine Herren, was Sie hier sehen, ist der Ihnen allen bekannte Schriftsteller Hans Fallada, oder vielmehr das, was die Sucht nach dem Rauschgift aus ihm gemacht hat: ein Appendix.“ Diese Beschreibung

konnte Liersch nicht von Hans-Joachim Geyer oder Ursula Losch erhalten haben. Nein, er hatte sie einfach abgeschrieben von Jürgen Mantheys Biografie, die im Januar 1963 im Rowohlt-Verlag erschienen war. Aber wie kam Manthey zu dieser Beschreibung? Es war ja die erste Fallada-Biografie überhaupt, die der damals 30-jährige Cheflektor des Rowohlt-Verlages veröffentlichte. Achim Ditzen hat im *Salatgarten* auf den Schriftwechsel seiner Mutter mit Manthey aufmerksam gemacht (H.1/2019, S. 4–5).

Dieser „Professor“ sowie die falschen Vornamen bei Zutt und Bonhoeffer in zwei anderen Biografien waren für mich, der seit 1966 in der Nervenlinik tätig war, der 1990 eine Biografie über Karl Bonhoeffer geschrieben hatte, Anlass, nunmehr die Krankenakte Fallada aus dem Krankenblattarchiv der Nervenlinik zu sichern und zu studieren.

Die Sache „Bechert“

In meiner Funktion als stellvertretender Klinikdirektor ab 1978 bat ich unseren Archivar Nauemann, mir die Akte auszuleihen. Er übergab mir vorab einen sepa-

raten Schriftwechsel von Prof. Seidel. Seidel, Direktor der Nerven-klinik der Charité. Seidel erhielt am 24. April 1975 einen Brief von Dozent Dr. sc. agr. Ing. Mathes. Inhalt des Briefes: „Ein Vetter von mir, der mit Hans Fallada verwandt ist, schreibt jetzt eine wissenschaftliche Arbeit über Hans Fallada. In diesem Zusammenhang ist er an der Krankengeschichte von Hans Fallada sehr interessiert. Ich bitte deswegen bei Ihnen anfragen zu dürfen, ob Sie eine Möglichkeit sehen, dass Sie mir die Unterlagen Fallada heraussuchen lassen und für meinen Vetter einige Zeit überlassen können. [...] Ich bin Dozent an der Sektion Tierproduktion und Veterinärmedizin der Humboldt-Universität, arbeite also ganz in Ihrer Nähe.“ Archivar Naumann hatte auf den Brief geschrieben: „794/46. Morphinismus, 7.12.46–13.1.47“ und übergab Seidel das Fallada-Krankenblatt. Der schrieb am 08. Mai 1975 an Mathes: „kann ich Ihnen mitteilen, dass das Krankenblatt hier zur Verfügung steht, [...], dass wir uns wegen der besonderen Problematik in einem persönlichen Gespräch verständigen.“ Hierzu kam es nicht, aus welchem Grund auch immer! Dem Schreiben lag noch ein mit „H. Bechert, Kempen, am 24. Mai 1975“ unterschriebener Fragenkatalog „über Geschehnisse in den letzten Lebensmonaten von Hans Fallada“ bei.

Mein Interesse an Fallada, die vielen Ungereimtheiten in seinem Lebenslauf, führten zur Kontaktaufnahme mit Erika Becker vom Literaturzentrum Neubrandenburg, die für das Hans-Fallada-Archiv in Carwitz verantwortlich war. Nach Anruf und Terminverabredung war ich nun erstmals im Archiv. Wie viele vor mir saß ich an einem kleinen Tisch am Fenster

mit Blick auf einen der großen Bäume, die das Anwesen umgab. Viele Aufenthalte sollten folgen. Viele Fragen, viele Archivunterlagen, viele Kopien waren nunmehr von „Erika“ zu bewältigen. Den Brief aus Kempen konnte sie nicht einordnen. Ich schrieb Achim Ditzen. Der antwortete: „Sie treffen auf eine wunde Stelle bei mir: Ich kann über die Familie Bechert und deren Verbleib nichts sagen.“

Bei der weiteren Recherche unterstützte mich mein Freund Klaus Seibt, Professor der Chemie an der Hochschule in Zittau-Görlitz, denn Zittau war der Ort, wo Dr. jur. Friedrich August Bechert mit Margarete Ditzen, der Schwester von Hans Fallada, nach ihrer Heirat 1912 seit 1914 wohnte. Über das Einwohnermeldeamt und die *Zittauer Nachrichten* von damals konnten die Geburten des Sohnes Horst (16.5.1914), Tochter Ilse (14.6.1916) und Tochter Irene (6.4.1920) ermittelt werden. Irene wird den Arzt Ingo Lipp heiraten. Mit deren Tochter Irene Krause, geb. Lipp, aus Kempen wird der Kontakt hergestellt.

Nochmal: „Szene im Hörsaal“

Ein bislang nicht publizierter Schriftwechsel aus dem Hans-Fallada-Archiv versetzte mich erneut in Recherche-Aktivität. Günter Caspar schrieb aus „1020 Berlin, den 6.4.1987, Märkisches Ufer 14“ an „Peter Hagemann, Kurt-Fischer-Straße 87“: „Auf Umwegen – über Prof. Nickel und den Aufbau Verlag – erfuhr ich, dass Sie Hans Fallada gekannt haben. Darüber einmal mit Ihnen sprechen zu können, wäre mir wichtig: Ich gebe im Aufbau Verlag die zehnbändige Fallada-Ausgabe heraus. Sollte es Ihnen möglich sein, für ein Gespräch mit mir eine Stunde

zu opfern, so würde ich Sie herzlich um Ihren Anruf bitten.“ Prof. Bernd Nickel war wie ich Jahrgang 1940 und Kollege in der Facharztausbildung in Neurologie und Psychiatrie an der Charité unter der Leitung von Prof. Hagemann. Dieser, nunmehr Pensionär, antwortete am 14. April 1987 Caspar: „Leider habe ich Fallada nicht gekannt. [...] 1946 wurde in der Nervenklinik im Rahmen der Psychiatrie-Vorlesung ein Mann vorgestellt, der bereit war, über seine Sucht vor den Studenten zu berichten. Es wurde kein Name genannt, wir waren aber sicher, dass es nur F. sein konnte.“ Am 27. April 1987 erwiderte Caspar: „Ich wüsste gern, ob Sie mir über die Vorstellung jenes Mannes näheres sagen könnten“ und bat Hagemann, „folgende Geschichte zu verifizieren: Ein Bekannter F.s, Geyer, hat 1952 in einem Bericht behauptet, Ursula Ditzen, F.s zweite Frau, habe ihm erzählt, dass der Professor ihn per Rollstuhl in den Hörsaal habe schaffen lassen und mit dem Satz vorgestellt habe: Das, meine Herren, was Sie hier sehen, ist der Schriftsteller Hans Fallada, oder vielmehr das, was die Sucht aus ihm gemacht hat: ein Appendix.“ „Geyer, von mir gefragt, ob er den Namen des Psychiaters wisse, gab zur Antwort: Sommerrogge oder Sommerroggen“ [...] wenn Sie mir mit irgendeiner Auskunft, mit einem Fingerzeig helfen könnten, wäre ich Ihnen sehr dankbar.“ Am 17. Mai 1987 erwidert Hagemann, dass Fallada von Christel Heinrich Roggenbau vorgestellt wurde, nur einmal, „und ich war mit Wahrscheinlichkeit von Anfang an dabei. [...] Es wurde kein Name genannt. [...] Es scheint, als hätten Sie keinen Einblick in die Krankenakte von Fallada. Vielleicht kann man sich darum bemühen.“

Am 20. Mai 1987 dankt Caspar

Hagemann: „Natürlich wäre mir viel daran gelegen, aus der Krankenakte wenigstens ein paar der ‚äußeren‘ Daten zu erfahren; doch: wie da herankommen?“

Die Akte aus dem Jahre 1946 war nicht mehr auffindbar, sie lag in der Nervenklinik, allerdings im Tresor des Arbeitszimmers von Direktor Neumärker, dem Nachfolger von Prof. H. A. F. Schulze seit 1986. Weder in Gesprächen oder Kontakten, die vor 1986 und danach zwischen Nickel, Hagemann, Schulze und Neumärker zustande kamen, wurde jemals Hans Fallada und die Akte erwähnt.

Kuhnke hatte bereits 1991 über die Ungereimtheiten der „Szene im Hörsaal“ berichtet (vgl. neue deutsche literatur, 39/1991, S. 167-172) und 2011 erneut die Problematik aufgegriffen: „In Professor Dr. Peter Hagemann traf ich jüngst einen Mediziner, der als Student dabei gewesen ist, als Hans Fallada in den Hörsaal geschoben wurde.“ Der „Professor“ war Prof. Dr. Christel Heinrich Roggenbau (1896–1970), er stellte am 11. Dezember 1946 im Hörsaal der Nervenklinik Fallada ohne Namensnennung und nie mit dieser Äußerung vom „Appendix“ den Studenten in seiner Vorlesung vor. Warum und wie Manthey zu der Beschreibung der „Szene im Hörsaal“ kam, wird wohl nie eindeutig geklärt werden!

Die Sache „West-Sanatorium“

In der Charité-Krankenakte Fallada befand sich eine gefaltete Krankenblattkurve mit der Nennung „Ditzen“, „Fallada“, „Zimmer 33“ und den Daten „2/V 35“, „3/V 35“, „4/V 35“, „5, 6 ... 22“, dazu die Medikamenteneintragungen, Blutdruck, Körpergewicht, unter „11 ... 22“, „Ehefrau“. Weder die Biografen Manthey und Crepon noch Liersch

erwähnen diese Zeitspanne. Lediglich Kuhnke bezieht sich auf einen Eintrag im Arbeitskalender, dass ihn seine Frau „erneut ins Berliner West-Sanatorium bringen“ musste, „bis es ihr mit Rowohlts Hilfe gelang, Fallada endlich am 22. Mai in die Berliner Charité einweisen zu lassen.“ Es war also naheliegend, dass diese Krankenblattkurve, von 2. Mai bis 22. Mai 1935 datiert, dem Charité-Krankenblatt Falladas beigelegt wurde, denn die Verlegung vom West-Sanatorium in die Nervenklinik der Charité erfolgte direkt. Hier befand sich Fallada bis zum 4. Juni 1935. Aber weder sein Schulfreund Wilhelm Burlage, seit 1. Oktober 1931 Mitarbeiter der Psychiatrischen und Nervenklinik, noch Prof. Karl Bonhoeffer kamen in dieser Zeit mit Fallada in Kontakt. Burlage trat ab 1. August 1935 mit Unterstützung Bonhoeffers die Stelle als leitender Arzt in Dr. Schauß' Sanatorium Heidehaus in Zepernick an. Dort wird er Fallada im Zeitraum 23. November 1935 bis 11. Dezember 1940 siebenmal betreuen. Allein Prof. Dr. Jürg Zutt und der Assistenzarzt Felix Kalus explorierten und untersuchten Fallada. Ab 1934 Professor, wird er die Klinik am 31. Juli 1937 verlassen und mit Hilfe Bonhoeffers Leiter der Kuranstalten Westend in Berlin-Charlottenburg bis zum Herbst 1946. Hier betreut er Fallada im Zeitraum 30. Januar 1943 bis 20. März 1946 sechsmal.

Der andere Fallada

Die Vielzahl von Recherchen und Ergebnissen waren Anlass, Falladas Leben aus persönlichkeitsstypologischer und medizinhistorischer Sicht zu analysieren und zu bewerten. Das in den Jahren 2011 bis 2013 erarbeitete Manuskript war umfangreich. Ein Exposé wurde zunächst an den

Aufbau Verlag geschickt. Am 29. August 2013 antwortete die Lektorin Nele Holdack: „Hans Fallada ist ein Hausautor, der uns besonders am Herzen liegt, wie Sie sich sicher denken können. Nach ausführlicher Diskussion müssen wir eingestehen, dass die Perspektive, aus der Sie hier auf Hans Fallada blicken, für Aufbau zu speziell ist.“ Diese Antwort war der Aufhänger für Kuhnke, „dann eben Steffen Verlag“. So kam es zum Kontakt mit Jörn Runge. Seine Antwort: „in unserer Redaktion uneingeschränkt Zustimmung“, Durch den plötzlichen Ausfall von Jörn Runge betrat ab April 2014 Heide Hampel die Szene des „anderen Fallada“, teilweise unterstützt von Christine Stelzer. Kenntnissreich wurde lektoriert. Ende 2014 erscheint das Buch. Im März 2015 wird die 2. Auflage folgen.

Am 31. August 2021 wird Neumärker das komplette Krankenblatt-Material Fallada dem Hans-Fallada-Archiv in Carwitz mit Übergabeprotokoll aushändigen. Die Dokumentation mit Foto wurde im *Salatgarten* 2/2021, S. 74, abgedruckt.

F[ür]ALL[e/A]DA

STEFAN SCHERER

Zeitgenössische Leser von *Kleiner Mann – was nun?* haben es in Briefen an den Autor immer wieder mit Verblüffung vermerkt: Wie konnte der von ihnen und ihren Lebensverhältnissen nur so genau wissen? Männer wie Frauen fühlten sich so genau erkannt, dass sie meinten, Fallada wisse ganz persönlich von ihrem Lebensschicksal. Das war auch bei mir bei der ersten Lektüre vor sehr langer Zeit nicht anders: Da weiß einer, wie man tickt und wie sich das Leben in den Sorgen, Nöten und im Durchwursteln so anfühlt. Sowas auf diese Weise gestalten zu können, hat Fallada den Ruf eingetragen, ein volkstümlicher Schriftsteller zu sein. Als ich mich dann literaturwissenschaftlich mit seinen Romanen beschäftigte, merkte ich allerdings, wie ‚tricky‘ sie tatsächlich vorgehen, um diese Gefühle bei praktisch jedem, der sie liest, zu erzeugen. Dieses Erzählen war mit literaturwissenschaftlichem Besteck nur schwer in den Griff zu kriegen. Irgendwie konnte man immer nur sagen, dass sich dieser Autor bei seinen Figuren offenkundig so gut auskennt, als lebte er mit ihnen selbst zusammen.

Eigentlich meist nur beeindruckt von den Großen der Weltliteratur (wie Musil in der deutschen oder Proust, Joyce, Flaubert, Tolstoi oder Dostojewski in der europäischen Literatur), war meine Bewunderung für Falladas Erzählen daher schnell groß genug, um für das Handbuch zusammen mit Gustav Frank praktisch alles von ihm zu lesen. Das Handbuch wollte ich auch deshalb machen, weil mir Fallada in der Germanistenzunft

doch sehr unterschätzt schien. Sie hat offenkundig keinen Sinn für eine Feinsessenkunst, mit der dieses Erzählen das Menschlich-Allzumenschliche so wahrnehmungsgenau wie kaum ein anderes zu erschließen vermag. Ein Grund für diese Missachtung schien mir nicht zuletzt darin zu liegen, dass ihr Fallada dann offenbar doch zu viel Resonanz bei einer sehr breiten Leserschaft findet. Das wurde noch einmal nach der Übersetzung von *Jeder stirbt für sich allein* ins Englische deutlich, die ihn ein zweites Mal in der ganzen Welt berühmt machte.

Fallada ist neben Thomas Mann, Vicki Baum und Erich Maria Remarque wohl der einzige Autor deutscher Sprache um 1930, dem ein Weltbestseller gelingt – geschuldet natürlich auch der Hollywood-Verfilmung, ohne dass er vorher den Literaturnobelpreis wie der längst berühmte Großschriftsteller erhalten hatte. Wie Irmgard Keun entwickelt er einen ganz eigenen Sound, der die Germanistik indes nicht so beeindruckt will, dass sie die eigensinnige literarische Qualität erkennt. Diesem Missverständnis wollte ich begegnen, nicht nur mit der Nummer über Fallada in *Text + Kritik*, sondern eben auch mit einem großen Handbuch, das allein durch seinen Umfang Größe und Bedeutung dieses Autors würdigt.

Meine Lieblingsromane sind (in dieser Reihenfolge) *Wolf unter Wölfen*, *Jeder stirbt für sich allein*, *Wir hatten mal ein Kind* und dann natürlich auch *Kleiner Mann – was nun?* Aber selbst *Ein Mann will nach oben/hinauf* ist für einen Roman Anfang der 1940er-Jahre noch so gut genug gemacht, dass ich die

ebenfalls sehr erfolgreiche Verfilmung von 1978 unbedingt in einem Sammelband zu Fernsehserien behandeln wollte. Die Diskussionen über den Nazi-Schwanz, den Fallada dem *Eisernen Gustav* anhängt, fand ich für einen Roman in dieser Zeit immer schon albern, weil sie von seinen ganz eigenen sprachlichen Leistungen ablenkt. Von den frühen Erzählungen ist mir *Der Apparat der Liebe* von 1925 am liebsten, weil hier Psycho-mechaniken des Lebens auf eine Weise viviseziert werden, die so nicht einmal der von mir bewunderte Schnitzler hinkriegt (vgl. *Salatgarten* 2/2015).

Je unterschiedliche Gründe sprechen also für meine Auswahl: zuerst die literarische Virtuosität von *Wolf unter Wölfen*, zumal dieser Roman mit den Großromanen um 1930 wie Musils *Mann ohne Eigenschaften* oder Martin Kessels *Herrn Brechers Fiasko* mithalten will. Trotz seiner Modernität konnte er von der NS-Zensur nicht verboten werden: Goebbels schätzte Fallada dafür, so dass er ihn auch gleich für seine Sache gewinnen wollte. Mit dem *Kustiker*-Roman hat Fallada sich dann doch soweit gefügt – und wohl dennoch keinen antisemitischen Roman geschrieben, den der Propagandaminister von ihm haben wollte: indem der Antisemitismus verschleiert werden sollte, weil er direkte Propaganda in der Literatur für wenig zielführend hielt.

Sodann ist es die ungeheuerlich immersive Wirkung des Erzählens vom Widerstand im Berliner Alltag des Ehepaars Quangel Anfang der 1940er-Jahre, die mich derart in den Bann zog, dass ich jedem Leser nur eines garantieren kann:

Du wirst von diesem Text, wenn Du ihn einmal zu lesen begonnen hast, trotz seines Umfangs bis zum bitteren Ende nicht mehr loskommen.

Meine Vorliebe für den dritten Roman hat schließlich etwas mit dem virtuoson Spiel zu tun, das Fallada mit Blubo unter den Bedingungen der NS-Zensur betreibt, ohne dass er in *Wir hatten mal ein Kind* die ‚Blut-und-Boden‘-Ideologie tatsächlich einlöste. Er zeigt vielmehr seine Könnerschaft, indem er Erzählweisen von Wilhelm Raabe und Jean Paul aufgreift, um mit dem Pastiche auf Blubo die Publikation des Romans nach der Machübernahme im Jahr 1934 nicht zu gefährden. Die offiziöse NS-Kritik erkannte daher sogleich ganz genau, dass Fallada nicht wirklich dem Nationalsozialismus angehören wollte.

Nicht zuletzt gilt meine Vorliebe natürlich Pinneberg und Lämmchen und dafür, wie sich

das Paar so unverdrossen durchs Leben schlägt, ohne dass Fallada das Kitschige im Gerührtsein von den eigenen Rührungen tatsächlich kitschig erscheinen lässt. Gustav Frank und ich haben das Mikrodramatik der unscheinbaren und kleinen Dinge genannt, mit der Fallada seine Sympathien für die Lebensbewältigungen von Jederfrau und Jedermann kundtut.

Große Kunstwerke sind das allesamt. Und bemerkenswerterweise werden sie von breitesten Leserkreisen gelesen, weil die sich von ihnen direkt angesprochen fühlen und weil sie dieses Erzählen eben auf Anhieb auch direkt verstehen.

Nicht zuletzt möchte ich mit Fallada an dieser Stelle auch Sabine Koburger rühmen. Kennen- und schätzensgelernt habe ich sie als Zweitgutachter ihrer so hervorragenden, weil materialreich das Archiv und das Gesamtwerk aufarbeitenden Doktorarbeit, die den

Medienarbeiter im Umgang mit Verlagen und seinem Verleger Rowohlt in neuem Licht erscheinen ließ. Ich war so beeindruckt, dass ich Sabine Koburger dann auch gleich als Beiträgerin für das Handbuch gewinnen wollte. Das klappte, so dass sie sogar mehr als einen Aufsatz dafür verfasste. Darin wurde mir noch deutlicher, als ich es vorher schon wusste, wie interessant auch Falladas Werke der 1920er-Jahre vor seinem Durchbruch sind.

So verdanke ihr nicht zuletzt dann auch mein Schreiben für den *Salatgarten* und das damit fortgesetzte Interesse an ‚unserem‘ Autor, der ein Autor für alle und damit auch für alle (nicht zuletzt für Kinder) da ist. Ihn weiter in diesem Garten so gut gehegt und gepflegt zu wissen wie durch Sabine Koburger, wünsche ich dem *Salatgarten* in neuer Herausgeberschaft von ganzem Herzen.

Dichtung und Wahrheit

MICHAEL TÖTEBERG

Nein, nicht *Kleiner Mann – was nun?* war mein erstes Fallada-Buch, auch nicht der späte Bestseller *Jeder stirbt für sich allein* oder, vielleicht sein bester Roman, *Wolf unter Wölfen*. Es war ein unscheinbares Taschenbuch, rororo 4403, DM 4,80. Gekauft habe ich es in einem Zeitungs- und Tabakwaren-Laden am Bahnhof. Dort holte ich für Opa immer seine Zigarren („Deutsche Jagd“, Fehlfarben) und versorgte mich mit Lesestoff, denn in einem Drehständer gab es die neuesten rororos. Ich las mich quer durch das Angebot, nur:

spannend musste es sein. Und das war *Der Alpdruck* von der ersten Seite an. Nichts wusste ich damals über Fallada, aber keine Frage: Dieser Autor verstand es, packend zu erzählen.

Schon die Eröffnung: Ein Alptraum im Bombentrichter, am Rand sitzen still und schweigend die Großen Drei: Churchill, Roosevelt, Stalin. Der Einmarsch der Russen steht kurz bevor. Die Nachbarn im Dorf haben es eilig, schnell zu vergraben, was ihre Nazi-Vergangenheit verraten könnte. Die Wertsachen verstecken, damit sie nicht den Russen in die Hände fallen. Dr. Doll und seine

Frau Alma aber lassen sich von solcher Panik nicht anstecken. Dann stehen plötzlich drei Russen in der Stube. Sie waren erwartet worden, Doll wollte ihnen mit geballter Faust, das Wort „Towarischtsch“ auf den Lippen, entgegentreten. Doch er bringt nichts raus, und die Faust bleibt unten. Dr. Doll, der Protagonist, das war Fallada selbst, man spürt die persönliche Betroffenheit in jeder Zeile. *Der Alpdruck* ist – den Begriff gab es damals noch nicht – Autofiktion.

Dann kommt der „Tag des Sieges“. Die gesamte Bevölkerung hat sich auf dem Platz vor der Kommandantur zu versammeln, der

russische Kommandant würde eine Ansprache halten. Und nicht nur er. Ein Deutscher, möglichst eine Autorität, ist gefragt. Unverhofft fällt Doll diese Rolle zu, bereits fünf Minuten später steht er ebenfalls auf dem Balkon. Neben ihm ein Dolmetscher, der seine Rede für die Russen zu übersetzen hat. Er weiß nicht, was er sagen soll, bekommt ein großes Glas Wodka in die Hand gedrückt, damit werde es schon gehen. Doll stammelt irgendetwas. Als er runterschaut auf die Menge, eben noch fanatische Nazis oder auch nur Mitläufer, liest er ihnen, so besoffen er ist, die Leviten. Zurechnungsfähig ist er nicht, aber es wird schon nicht die Falschen getroffen haben. Freunde dürfte er sich damit nicht gemacht haben.

Es gibt weitere großartige Szenen in dem Roman. Ich schrieb damals eine flammende Rezension für die antifaschistische Wochenzeitung *die tat*. Dass *Der Alpdruck* ein höchst problematisches Buch ist, wurde mir erst Jahrzehnte später klar, als ich für meinen Roman *Falladas letzte Liebe* recherchierte. Es gibt amtliche Dokumente, Krankenberichte und vor allem unzählige Briefe, so dass sich die im Buch geschilderte Zeit rekonstruieren lässt. Das ergibt ein anderes Bild.

Die Bürgermeisterzeit in Feldberg, ein heikles Kapitel. Es herrschte Hunger. Munition und Waffen mussten eingesammelt werden; leerstehende Wohnungen wurden ausgeraubt und geplündert. Die lieben Mitbürger klauten wie die Raben und zeigten sich gegenseitig an. Überschwemmt von Flüchtlingstrecks wurde das Städtchen zu einem Wespennest, wo alle rücksichtslos nur auf den eigenen Vorteil bedacht waren. Hier sollte ausge-

rechnet Fallada als Bürgermeister für Recht und Ordnung sorgen? Er war denkbar ungeeignet für diesen Posten: Unbeliebt, ja verhasst bei den Einheimischen, von den Russen ohne jeden Respekt behandelt. Für Iwan, den Dolmetscher, war er ein Untergebener, nicht umgekehrt. Als Fallada einmal nicht so springen wollte, wie Iwan es wünschte, hatte der ein Messer gezogen und gedroht, den Herrn Bürgermeister in den Keller zu sperren.

Das konnte Fallada im *Alpdruck* nicht schreiben. Er hatte das Gefühl, von Feinden umgeben zu sein, und das waren im Buch vor allem die Deutschen. „Sie waren so böse, so kleinlich, so auf das eigene Ich bedacht, sie mussten befohlen, geschoben, oft mit Strafen bedacht werden. Hinter seinem Rücken taten sie dann alles, was sie konnten, der allgemeinen Sache zu schaden und sich zu nützen.“ Die Nazis in ihren Schlupfwinkeln aufzutreiben, ihnen erschwindeldes Eigentum wieder abzunehmen, ihre Hamstervorräte an Lebensmitteln zu enteignen, das war seine Aufgabe gewesen. Im Feldberger Rathaus gibt es die sogenannte „Bürgermeister-Akte“, Dokumente von Falladas Wirken, das vor allem aus dem Verhängen von Strafen bestand. Meist lautete das Urteil „Arrest übers Wochenende“.

Was nicht ins Buch kam: Dass vermeintliche Nazis aus Feldberg und Umgebung der russischen Geheimpolizei zugeführt wurden und man danach nie wieder etwas von ihnen hörte. Dass der Bürgermeister vollkommen machtlos war gegen Übergriffe der Besatzungssoldaten. An einem Morgen erschienen Erntehelferinnen auf der Wache, die sich vor den Russen nur durch einen Sprung aus dem

Fenster hatten retten können. Die Frauen mussten ärztlich behandelt werden, dafür sorgte der Bürgermeister. Aber er hatte es nicht gewagt, vom Kommandanten Major Miasnik eine Bestrafung der Täter zu verlangen.

Fallada wollte ein ehrliches Buch schreiben, aber es sollte auch gedruckt werden. Er strich alles über Miasnik; auch auf die Episode mit Dolmetscher Iwan verzichtete er. War es ein Verbrechen, etwas wegzulassen, was nie durch die Zensur gehen würde?

Aber musste er schreiben: „Einen Rückhalt fand er immer bei den Offizieren der Roten Armee.“ Das war glatt gelogen. Ehrlich dagegen war er in der selbstkritischen Erkundung des eigenen Verhaltens. Mit leisem Erschrecken erkannte er, dass er mit harmlosen Mitläufern, selbst mit völlig unpolitischen Menschen nicht anders verfuhr als mit den Nazis. „Alle, alle waren sie ihm gleichmäßig verächtlich. Er konnte sie nicht mehr hassen, sie waren nichts anderes als kleine böartige Tiere – so, genauso hatten die ersten russischen Soldaten seine Frau und ihn angesehen, und so sah er sie nun selbst an: alle Deutschen.“

Doch er gehört zu diesen Deutschen, er war einer von ihnen, nichts zeichnete ihn vor den anderen aus. „Es war ein alter Satz, darum nicht weniger wahr: mitgefangen, mitgehangen. Er hatte auch von dem geraubten Brot der ausgeplünderten Völker gegessen.“ Wir wissen, nachdem die Briefe aus seiner Zeit in Frankreich mit dem Reichsarbeitsdienst veröffentlicht wurden, dass Fallada sich verhalten hat wie alle deutschen Besatzungssoldaten: Für die Lieben zu Hause eingekauft, Armbanduhr, Pernod, Luxus-seife,

Schokolade, Kakao ... zusammengerafft, was zu kriegen war.

Der Alpdruck, niemand wusste das besser als der Autor, stimmte vorn und hinten nicht. Vorn hatte er das Regime der Russen in Feldberg geschönt bis zur Verlogenheit, hinten war das Happy End aufgesetzt, die Wandlung des Helden kommt ebenso überraschend wie unglaublich. Es gibt auch Passagen, da ist der Erzähler Fallada in seinem Element, etwa bei dem Konflikt mit „Freischlucker“ Farken-Willem, der nächtlichen Ankunft in der Ruinenstadt Berlin und den Scharmützeln in der Klinik mit Schwester Trudchen. Das war gut getroffen.

Ein Vorwort musste es richten. „Der Verfasser dieses Romans ist keineswegs zufrieden mit dem, was er auf den folgenden Seiten schrieb, was der Leser jetzt gedruckt vor sich hat. Als er den Plan zu diesem Buch fasste, schwebte ihm vor, dass neben den Niederlagen des täglichen Lebens, den Depressionen, den Erkrankungen, der Mutlosigkeit – dass neben allen diesen Erscheinungen, die das Ende des schrecklichen Krieges unvermeidlich jedem Deutschen gebracht hat, auch Aufschwünge zu schildern sein würden.“ Leider sei das Buch im Wesentlichen ein Krankheitsbericht geblieben, der Verfasser hätte nicht aus seiner Haut gekonnt.

„Es war nicht erfreulich, diesen Roman zu schreiben, aber das Buch schien dem Verfasser wichtig.“ Wichtig auch für ihn persönlich. Erst nachdem Fallada sich den Alpdruck vom Leib geschaffen hatte, konnte er *Jeder stirbt für sich allein* schreiben.

Was macht eigentlich ...?

Wir fragen Arezu Weitholz – Fallada-Preisträgerin von 2022

PETRA UND HEINZ HILBERT

Liebe Arezu Weitholz, vielen Dank für Ihre Bereitschaft, uns trotz zeitlicher Engpässe für dieses Interview zur Verfügung zu stehen. Am 30. Mai 2022 wurden Sie zur Fallada-Preisträgerin der Stadt Neumünster für Ihren Roman über eine Expeditions-kreuzfahrt in eisigen Gewässern, von Grönland bis beinahe nach Alaska, gekürt.

Bereits am 23. Juli 2022 lasen Sie dann als Preisträgerin im Rahmen der Hans-Fallada-Tage in Carwitz aus Ihrem Roman *Beinahe Alaska* im Scheunensaal des Museums. Dabei brachten Sie zur Freude der Zuhörer auch hin und wieder (Fisch)-Gedichte ein.

***Beinahe Alaska* war zu diesem Zeitpunkt Ihr zweiter Roman. Hat Ihnen der Roman den erhofften kommerziellen Durchbruch gebracht?**

Ja, ich freue mich über die inzwischen dritte Auflage im Taschenbuch, aber natürlich will man immer ein bisschen mehr!

Wie sieht es aktuell mit privaten Vorteilen aufgrund ihres wachsenden Bekanntheitsgrades aus? Müssen Sie noch beim Metzger anstehen, beim Bäcker bezahlen oder zu Hause den Müll entsorgen?

Absolut. Ich verrichte Hausarbeiten und trage die Mülltonnen an die Straße. Nur neulich war das NDR-Fernsehen da. Eine Nachbarin bekam Wind davon und postete in der WhatsApp-Gruppe des Dorfes einen Hinweis auf den Beitrag über mich. Da gab es dann

schon Sprüche an der Edeka-Kasse: „Ach Sie sind das, ich habe mir gerade Ihr Buch gekauft.“ Seitdem warte ich jedes Mal beim Bezahlen auf ein: „Was hamse da denn verzapft.“ Aber bisher noch nix.

Im letzten Jahr erschien bereits Ihr dritter Roman mit dem Titel *Hotel Paraíso*, der im Literaturbetrieb sehr wohlwollend aufgenommen wurde. Beeindruckt hat mich daran vor allem, dass Sie lediglich mit vier Figuren auskommen, je nachdem, ob man den Hotelhund Otto dazu zählt oder nicht. Woher nehmen Sie die Inspirationen für Ihre Figuren?

Aus der Wirklichkeit und meinem Wunsch, wie die Wirklichkeit gefälligst aussehen sollte, könnte; viele Autoren und Autorinnen machen das so, glaube ich. Tove Jansson ist dafür ein tolles Beispiel. Sie hat nie eine richtige Biografie geschrieben, jedoch sind alle ihre Figuren, auch die Trolle (die Muminen), ganz nah am Puls der Wirklichkeit geformt, deswegen ist ihre Prosa auch heute noch so lebendig. Ich zeichne meine Figuren oft und hänge mir den Zettel mit meinem „Personal“ über den Schreibtisch. Momentan arbeite ich an einem Manuskript, in dem Herr Mücke [bekannt aus *Beinahe Alaska*, d. V.] wiederkehrt.

Welche Rolle spielen im Roman *Hotel Paraíso* autobiografische Elemente? Die Beschreibung der siebzehn glücklichen Jahre der Erzählerin, die mit Eltern und Großeltern in einer Tankstelle in einem niedersächsischen Dorf lebt, lassen so etwas erahnen ...?



Arezu Weitholz © Bothor 2024

Genau, siehe oben. Ich wollte über Heimat, Zugehörigkeit, Herkunft schreiben, da lag es nahe, dass ich die Tankstelle aus meiner Erinnerung benutze. Beim Schreiben merkte ich dann, wie schön das passt: Hotels und Tankstellen sind ja beides Orte, an denen man verweilt, aber niemals für immer bleibt.

Haben Sie das Autogramm von Günther Netzer noch?

Nein, das ist leider mal in einem Karton nass geworden und dann geschimmelt. Das betrübt mich heute noch.

Zum Schluss interessiert uns natürlich, wie man auf eine so gute Geschichte kommt und wie lange Sie daran geschrieben haben? Bei Hans Fallada waren die Romane oder die Geschichten fast fertig im Kopf, wenn er sich an seine mechanische Schreibmaschine Columbia Bar-Lock setzte.

So schnell arbeite ich auch. Außer, dass meine orangefarbene Reiseschreibmaschine mit Namen „Laser“ in einer Kiste wohnt, und ich mit der Hand auf Papier Notizen anfertige und dann den ersten Durchgang in den Rechner schreibe. *Hotel Paraíso* entstand in zwei Schüben. Vor der Pandemie war es eine lustige Knatterkomödie, in der lauter Leute unangemeldet zu Besuch kommen und nerven. Als ich es mir wieder vornahm, hatten die Welt sich und ich mich verändert. Ich merkte, ich will über etwas anderes schreiben. Darüber, wo man hingehört, wenn man nicht weiß, wo man hingehört. Wenn man erschöpft ist. Wenn man Heimweh hat.

Vielen Dank für dieses tolle Interview. Über ein Fischgedicht zum Abschluss würden wir uns freuen.

Aber gerne doch. Mir fiel spontan Wolfgang „Neuss sein Zander“ für Sie ein:

Wolfgang Neuss sein Zander

Der Zander war ein Eremit
und auch ein Misanthrop
er war alleine aus Prinzip
denn Fische fand er doof

Er spürte, wie mit Echolot
Ideen in ihm versanken
er machte sich nie Abendbrot
er machte sich Gedanken

Er spielte mit Abstrakten
und fragte sich warum
war trotz der vielen Fakten
der Fisch nicht taub, doch stumm

Nun brachte ihn aus dem Konzept
ne Nachbarin im Fels
sie war redselig und sehr fett
ansonsten warse Wels

Die Nachbarin, sie nervte ihn
er floh, sie hinterher
er tauchte ab, sie folgte ihm
quasselnd durch das Meer

Verzweifelt sprang er dann an
Land
Endlich bin ich allein!
Und hat beim Sterben noch erkannt:
Labern kann tödlich sein

„... als Roman gut und als Zeitdokument unerhört wichtig ...“

Anmerkungen zu Georg Hermanns bislang unveröffentlichtem Romanfragment „Die daheim blieben“

HEINZ SCHUMACHER

Georg Hermann (1871–1943) gehörte zu den produktivsten und viel gelesenen Autoren in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Er bekannte sich zu Theodor Fontane als seinem Vorbild und wurde selber „jüdischer Fontane“ oder „Fontane vom Kurfürstendamm“ genannt. Heute allerdings findet sein Name zumeist nur knappe Erwähnung in den Literaturgeschichten, nur wenige Leser kennen allenfalls noch die Titel seiner damals meistgelesenen

Bücher *Jettchen Gebert*, *Henriette Jacoby* und *Kubinke*. Sein Tod in Auschwitz schien auch das Ende der Rezeption seiner Bücher zu besiegeln.

Vereinzelt erlebte manches Werk in der Folgezeit eine Neuauflage – zumeist ohne größere Resonanz; lediglich in der DDR, wo man Georg Hermann als Vertreter eines humanistischen Erbes in den Bestand der sozialistischen Nationalliteratur zu integrieren trachtete, erreichten die Neudrucke diverser Romane und eine achtbändige Werkausgabe respek-

table Auflagenhöhen¹. In den germanistischen Fachdiskussionen spielte sein Werk lange Zeit keine Rolle.

Mit den renommierten Literaturwissenschaftlern Gundel und Gert Mattenklott als Herausgeber begann der Verlag Das Neue Berlin im Jahr 1996 mit einer auf 21 Bände angelegten Werkausgabe, von der bis 2001 insgesamt 13 Bände erschienen; danach wurde das Editionsprojekt aus finanziellen Gründen nicht fortgesetzt. Zeitlich nahezu parallel zu dieser Werkausgabe setzte auch eine zögerliche

wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Werk Georg Hermanns ein.

Als ausgesprochen verdienstvoll muss deshalb gelten, dass der Göttinger Wallstein Verlag im Jahr 2021 eine Neuedition von Werken Georg Hermanns („Werke in Einzelbänden“) gestartet hat, für die der Saarbrücker Germanist Christian Klein als Herausgeber verantwortlich zeichnet, der zugleich die bislang erschienenen Bände mit für den heutigen Leser informativen Nachworten ausgestattet hat. Dass man unter den ersten Bänden der Werkreihe auf zwei der bekannteren Titel von Georg Hermann zurückgegriffen hat, ist auch aus ökonomischer Sicht nachvollziehbar.²

Umso überraschender allerdings ist die Tatsache, dass im Jahr 2023 als fünfter Band dieser Edition ein bislang weitestgehend unbekanntes und noch ungedrucktes Romanfragment veröffentlicht wurde. Bei dem Text mit dem Titel *Die daheim blieben*³ handelt es sich um die letzte Arbeit von Georg Hermann, die er vor seiner Deportation ins Lager Westerbork und dann nach Auschwitz nicht mehr vollenden konnte.

Der Roman, den er 1939 zu schreiben begonnen hatte, sollte vier Teile enthalten; die ersten beiden konnte Hermann fertigstellen; darüber hinaus hat sich nur ein ca. vierzig Seiten langes Fragment aus dem geplanten Folgeteil erhalten, dazu einige Skizzen und Anmerkungen zur möglichen Fortsetzung des Romanprojekts.⁴

Georg Hermann möchte anhand der vier Teile seines Romans zeigen, wie sich die Situation der Juden im Deutschen Reich sowie in Italien im Laufe der dreißiger Jahre verschärft und wie die jüdischen Bürger selber mit der zuneh-

menden Bedrohung umgehen. Deshalb entwirft er vier „Momentbilder“⁵, die sich jeweils auf einen Tag der Jahre 1933, 1935 und 1938 konzentrieren.

Im Mittelpunkt sämtlicher Teile steht die weitverzweigte und wohl-situierte jüdische Familie Simon. Der erste Teilband mit der Überschrift „Max und Dolly“ spielt an einem Sonntag im März 1933 kurz nach dem Reichstagsbrand; Ort der Handlung ist die Wohnung von Heinrich und Agnes Simon im vornehmen Berliner Tiergarten-viertel. Für die dort stattfindende Familienfeier gibt es gleich drei Anlässe: das Firmenjubiläum, denn „Heinrich Simon Söhne, Papier engros“ existiert seit 75 Jahren, den 69. Geburtstag von Heinrich Simon sowie den 40. Hochzeitstag des Firmenchefs und seiner Frau Agnes. Rein äußerlich betrachtet geschieht nicht viel: in den Räumen der recht großzügigen Wohnung sind Büffets aufgebaut, man wandelt umher und findet sich in immer wieder neuen Gruppierungen zu Gesprächen zusammen, lockere Plaudereien, wie man sie aus Fontanes Romanen kennt, die keineswegs oberflächlich bleiben, sondern die als eine Art „reflektierter Modus des Erzählens“ die unterschiedlichen Erfahrungen und die daraus resultierenden Urteile und Handlungsoptionen diverser Figuren verdeutlichen.⁶

Schon die drei Brüder der ältesten Generation lassen durchaus sich voneinander unterscheidende Positionen erkennbar werden. Der Firmenpatriarch Heinrich erblickt für sich keine konkrete Gefährdung und glaubt an die Stabilität der Verhältnisse, die sich Krisen wie schon in der Vergangenheit gewachsen zeigen wird. Sein Bruder Arthur, Mediziner von

Beruf, ist davon überzeugt, dass Deutschland auf die Juden aufgrund ihrer wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Bedeutung nicht verzichten könne, und sieht sich aufgrund seiner Position als Chef einer florierenden Klinik als unangreifbar an, wird aber noch am Abend desselben Tages eines Besseren belehrt, als er nach der Rückkehr von der Familienfeier in seiner Klinik von SA-Leuten angegriffen und verletzt wird. Und Martin, ein Sammler von erlesenen Kunstwerken und im Gegensatz zu seinen Brüdern zur Melancholie neigend, votiert vehement dafür, aufgrund der seiner Meinung nach deutlich sich abzeichnenden Gefahr für Leib und Leben der in Deutschland ansässigen Juden das Land so schnell wie möglich zu verlassen. Diese Figur dürfte wohl in den Grundanschauungen eine Position vertreten, die der des Autors nahekommt; sie ist zudem sehr ähnlich angelegt wie die titelgebende Figur aus Georg Hermanns Roman *Dr. Herzfeld*.

Bemerkenswert ist die Einstellung von Georg, einem Sohn Heinrich Simons und in Italien lebendem Intellektuellen, der die dort herrschende Form des Faschismus für erträglich hält, da der in Deutschland immer lauter werdende Antisemitismus in Italien nicht zur herrschenden Ideologie gehöre. Daneben gibt es Familienangehörige, die sich den Kommunisten angeschlossen haben, wie beispielsweise Max, dem in der darauffolgenden Nacht gerade noch die Flucht in die Schweiz gelingt, bevor die Nazis ihn fassen können. Die Anzeichen für eine zunehmende Bedrohung allen jüdischen Lebens nehmen unübersehbar zu, dennoch ist der größte Teil der bei dem Fest Anwesenden der Auffassung, keine persönlichen

Konsequenzen ziehen zu müssen. Eher beruhigt man sich mit der alten Redewendung: „... die Dinge werden nie so heiß gegessen, wie sie gekocht werden“.⁷

Auch in diesem Werk erweist sich Georg Hermann als Meister der Figurenzeichnung. Mit wenigen Sätzen vermag er durch den Erzähler vor den Augen des Lesers ein überaus plastisches Bild seiner Handlungsträger entstehen zu lassen; über die Gespräche erhalten Gestalt und Physiognomie sowie die mentale und intellektuelle Eigenart eine ergänzende Akzentuierung. Zudem gelingt es ihm, seine Figuren in stilistischer Hinsicht ganz unterschiedlich zu charakterisieren: die Mitglieder der Familie Simon werden zu meist mit nachsichtigem Humor in Fontane'scher Manier ins Licht gerückt; über die SA-Verbände ergeht er sich in Ironie, Spott und Hohn und überschreitet dabei auch die Grenze zum Sarkasmus. „Also in allen Gesichtern lag eine erschreckend-unheimliche und bössartige Leere, ein völliges geistiges Vakuum, wie in dem Holzkopf einer Bauernpuppe. [...] Und sie sangen Lieder voll heldischen Geistes dazu. Denn der deutsche Mann kann zwar nicht singen, aber er tut es dennoch laut und ergiebig und gern, weil es ihn am Denken hindert.“⁸

Der zweite Romanteil „Ilse und Liese“, benannt nach den beiden Töchtern Heinrich Simons, arbeitet mit einem deutlich reduzierten Figurenensemble. Heinrich Simons Brüder Martin und Arthur haben Deutschland verlassen und befinden sich in Cannes bzw. in den USA. Seine Tochter Liese ist mit dem Prokuristen der Firma nach Holland ausgereist, nicht ohne dass dieser vorher eine größere Geldsumme unterschlagen hat, die

den Neuanfang im Nachbarland erleichtern sollte. Und Ilse, die sich wegen ihrer Beziehung zu dem Nichtjuden Erich von Westerberg von ihrem Ehemann hat scheiden lassen, entsagt ihrer Liebe wegen der immer deutlicher sich abzeichnenden Rassegesetze, die am Tag der Romanhandlung, dem 15. September 1935, in Nürnberg beschlossen werden.

In der ersten Hälfte dieses Romanteiles begleitet der Leser Heinrich Simon auf einem Spaziergang durch den Innenstadtbereich von Berlin und wird zum Zeugen seiner Sorgen und Grübeleien. Die Handlungsmöglichkeiten für ihn als Firmenchef erscheinen immer weiter eingeengt, und die Möglichkeit einer Emigration, die in Erwägung zu ziehen er sich zwei Jahre zuvor strikt geweigert hatte, wird nun ernsthaft in Betracht gezogen. Die dauernde Angst vor Bspitzelungen oder auch das Verhalten eines Kioskbesitzers, der seinem langjährigen Kunden verbotene ausländische Zeitungen heimlich zusteckt, verdeutlichen die unter den Nazis herrschende Atmosphäre.

Der zweite Teil führt die in Deutschland verbliebenen Mitglieder der Familie Simon erneut zusammen. Heinrich Simon erfährt erst am Ende den Anlass für diese Besuche: es handelt sich um beabsichtigte Beileidsbekundungen, denn Arthur Simon ist in den USA während einer Vortragsreise plötzlich verstorben. Niemand möchte allerdings aus Rücksicht und Sorge um die Gesundheit Heinrich Simons Überbringer dieser Nachricht sein, und so erfährt dieser von seiner Frau, als alle Besucher bereits wieder gegangen sind, dass sein Bruder eine Herzattacke nicht überlebt hat.

Über die beiden nicht fertiggestellten Teile lässt sich aufgrund der Textlage nur Ungefähres sagen. Der dritte Teil mit dem Titel „Georg, der Doktor“ sollte im Jahre 1938 in Florenz spielen und sich mit der Situation der dortigen Emigranten beschäftigen. Der Glaube, dass der italienische Faschismus frei von antisemitischen Bestrebungen bleibe, erweist sich angesichts der Rassengesetze von Mussolini als Trugschluss und schränkt das Leben der nach Italien geflohenen Juden weiter ein.

Hermann möchte offensichtlich diesen Teil in struktureller Analogie zu den vorangegangenen konstruieren: Während zu Beginn der beiden ersten Romanteile der Leser aus der Perspektive Heinrich Simons einen Blick auf die Schönheiten der Natur wirft, die dem Spaziergänger in Berlin begegnen, um dann in umso härterem Kontrast die gesellschaftliche und politische Realität zu veranschaulichen, so wird das dritte Kapitel mit Beobachtungen zur Schönheit der Stadt Florenz und der dort anzutreffenden Kunst eröffnet, bevor die aufgrund der neuen Rassengesetze für die emigrierten Juden zunehmend bedrohliche Situation Gestalt annimmt. Und wie zu Beginn des Romans die zentralen Figuren auf ihrem Weg zum Familientreffen im Hause Heinrich Simons eingeführt werden, so befinden sich die wesentlichen Handlungsträger dieses Teiles auf dem Weg zu einem Treffen in Fiesole.

Für das abschließende Kapitel war die Überschrift „Heinrich und Agnes“ vorgesehen; es würde die beiden alten Leute als einzig Verbliebene in Berlin zeigen. Angesichts der Pogrome vom 9. November 1938 stirbt Heinrich Simon an Herzversagen, und seine Gattin

begeht wenig später Selbstmord. Der Roman sollte damit enden, dass nach dem Tod beider eine Depesche der Tochter Ilse aus den USA eintrifft, in der die Reservierung zweier Schiffsplätze für die Überfahrt nach Amerika angekündigt wird.

Georg Hermanns *Die daheim blieben* gehört trotz seines fragmentarischen Charakters sicherlich zu den bedeutendsten Werken über das jüdische Leben in Deutschland während der dreißiger Jahre. Der Roman dokumentiert die wachsende Bedrohung und schließlich die hoffnungslose Situation der Juden in den faschistischen Ländern Deutschland und Italien, ein Werk, das auch für den Autor, der nach dem Reichstagsbrand 1933 nach Holland emigrierte, zum Bestandteil seiner Überlebensstrategie wurde. In einem Brief an seine Tochter vom 24. November 1940 schreibt Georg Hermann: „So kann ich auch sagen: Für mich ist Schreiben die einzig mögliche Form wenigstens gewesen, weil es der Wirklichkeit sehr genau den Puls fühlt und dabei so scharf ich-betont doch blieb, daß es mir über mein Leben doch weggeholfen hat.“⁹ Von der weitergehenden Bedeutung des Romans war der Autor nach Abschluss der Arbeit am zweiten Teil ebenfalls überzeugt: „Und der allerbeste GH wurde, ungewöhnlich schön und ergreifend noch, so daß ich also heute froh sein kann, wieder mal einen Roman, der a) als Roman gut wurde und b) als Zeitdokument unerhört wichtig mir scheint, unter Dach zu haben.“¹⁰

In den wissenschaftlichen Werken zur Exilliteratur finden Georg Hermann und seine in Holland geschriebenen späten Werke kaum oder gar keine Berücksichtigung. Angesichts dieses bedeutenden

Textes, der durch den Wallstein Verlag zum ersten Mal publiziert wird, sind Überarbeitungen und Ergänzungen dringend geboten.

Georg Hermann und Hans Fallada haben sich nicht persönlich gekannt. Dass sie aber doch zumindest einzelne Romane des jeweiligen Zeitgenossen zur Kenntnis genommen haben, zeigen intertextuelle Verweise in ihren Werken sowie weitere Dokumente. So enthält der zweite Teil von Hermanns Roman *Die daheim blieben* an der Stelle, als Heinrich Simon bei seinem Gang durch Berliner Straßen über die Situation der Ärmsten und Arbeitslosen in Berlin sinniert, eine Anspielung auf Falladas Roman *Kleiner Mann – was nun?*¹¹. Bei Fallada, von dem bekannt ist, dass er als Heranwachsender Romane von Georg Hermann gelesen hat, sagt im frühen Roman *Der junge Goedeschal* Kai zu Ilse Lorenz: „Kennen Sie *Jettchen Gebert*? Schade, das Buch müssen Sie lesen. Wenn Sie mögen, leih ich es Ihnen einmal.“¹² Und in einem undatierten Brief an seine Tante Ada Ditzen (wahrscheinlich aus dem Jahre 1912), der Bestandteil seiner Krankenakte im Jenaer Universitätsarchiv ist, erwähnt Fallada einen „Modernen, den ich auch ganz besonders lieb habe, Georg Hermann.“¹³

- 1 Vgl. hierzu: Schneider, Ulrike: Georg Hermann und sein Werk in der DDR. Ein Überblick zu den Rezeptionslinien. In: Christian Klein (Hg.): „Vom gesicherten und ungesicherten Leben“. Neue Perspektiven auf das Werk von Georg Hermann. Göttingen: Wallstein 2024, S. 184–202.
- 2 Die ersten vier Bände der Edition enthalten die Romane *Spielkinder* (2021), *Der etruskische Spiegel* (2021), *Jettchen Gebert* (2022) sowie *Henriette Jacoby* (2022). Im Jahre 2024 ist als sechster Band der Edition der Roman *B. M. – der unbekannte Fußgänger* im Wallstein Verlag erschienen, der nach seiner 1935 in Amsterdam publizierten Erstauflage bislang nicht wieder veröffentlicht worden war. Für den Herbst 2025 hat der Verlag die Neuedition des Romans *Rosenemil* angekündigt.
- 3 Hermann, Georg: *Die daheim blieben*. Göttingen: Wallstein 2023.
- 4 Zur Überlieferungsgeschichte des Fragments vgl. das Nachwort der Herausgeberin: Godela Weiss-Sussex: Nachwort. In: Georg Hermann: *Die daheim blieben*. Göttingen: Wallstein 2023, S. 401–442.
- 5 Georg Hermann verwendet diesen Begriff in einem Brief an seine Tochter vom 27.XI.39. Vgl. hierzu: Georg Hermann: *Unvorhanden und stumm, doch zu Menschen noch reden. Briefe aus dem Exil 1933–1941 an seine Tochter Hilde*. Hrsg. von Laureen Nussbaum, Mannheim 1991, S. 185.
- 6 Weiss-Sussex, Godela: „allerbester GH“. Georg Hermanns posthum veröffentlichter Exilroman *Die daheim blieben*. In: Christian Klein (Hg.): „Vom gesicherten und ungesicherten Leben“. Neue Perspektiven auf das Werk von Georg Hermann. Göttingen: Wallstein 2024, S. 117–135, hier: S. 121.
- 7 Hermann: *Die daheim blieben*, S. 79.
- 8 Ders.: *Die daheim blieben*, S. 17.
- 9 Ders.: *Unvorhanden und stumm, doch zu Menschen noch reden*, S. 204.
- 10 Ders.: *Unvorhanden und stumm, doch zu Menschen noch reden*, S. 184f.
- 11 Ders.: *Die daheim blieben*, S. 194.
- 12 Frank, Gustav / Scherer, Stefan: (Hg.): *Hans-Fallada-Handbuch*. Berlin/Boston: de Gruyter 2019, S. 243. Vgl. auch: Hans Fallada: *Der junge Goedeschal*. Berlin: Aufbau 2012, S. 28.
- 13 Börner, Daniel: „Wenn Ihr überhaupt nur ahnet, was ich für einen Lebenshunger habe!“ Hans Fallada in Thüringen. Weimar & Jena: Hain-Verlag 2010, S. 79 (Ausstellungskatalog als Band 18 der Reihe „Dokumentation“ der Städtischen Museen Jena).

Zum Ende des Habsburger Reichs

Zwei literarische Wiederentdeckungen

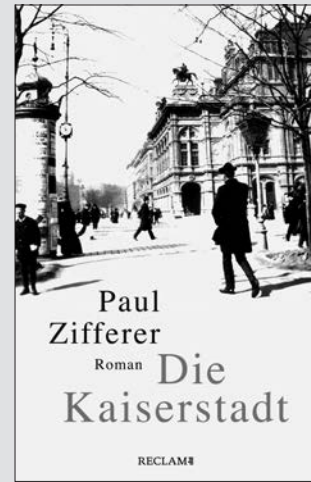
HERMANN WEBER

I.

Keine Alltäglichkeit: die Wiederentdeckung eines beachtlichen, viele Jahrzehnte so gut wie völlig vergessenen, in Walther Killys großem, 15 Bände umfassenden Literaturlexikon (*Autoren und Werke deutscher Sprache*, 1988–1993) nicht einmal erwähnten Dichterjuristen und Chronisten der letzten Jahre des Habsburger Reichs:

Paul Zifferer, der Wiederentdeckte, wurde am 9. März 1879 in der kleinen mährischen Provinzstadt Bistritz (heute Bystřice in der Tschechischen Republik) als Sohn eines jüdischen Branntwein-fabrikanten geboren. Auf die Matura 1897 am K. K. Gymnasium in Krumau in Böhmen (heute: Český Krumlov) folgten ein 1905 mit der juristischen Promotion abgeschlossenes Studium der Rechtswissenschaften und der Philosophie an der Universität Wien und anschließend kurze Jahre einer bald abgebrochenen Advokaturkandidatur. In den letzten Friedensjahren betätigte sich Zifferer zunehmend als Journalist und wurde bald erfolgreicher Feuilletonist und politischer Berichterstatter bedeutender Zeitungen. Wohl nicht ohne Einfluss seines Onkels und Vormunds, des Wiener Stadtbaumeisters und tonangebenden liberalen Gemeinderats Donat Zifferer, gelang ihm rasch der Aufstieg in die gehobene Wiener Gesellschaft. Als Verfasser von Romanen, Erzählungen, Dramen und Gedichten, aber auch als Übersetzer französischer

Literatur, vor allem von Texten Flauberts, entwickelte er sich zudem zum angesehenen Literaten mit Kontakten zu vielen literarischen Größen der Zeit – genannt seien nur Arthur Schnitzler (der ihm gegenüber freilich ein Leben lang eher kritisch eingestellt blieb), Stefan Zweig (mit einem Einakter aus dessen Feder Zifferers dramatisches Gedicht *Die helle Nacht* 1914 auf die Bühne kam), vor allem aber sein enger Freund Hugo von Hofmannsthal. Der mit diesem viele Jahre geführte Briefwechsel ist 1983 in einer Edition von Hilde Burger publiziert worden, ohne dass das damals auch nur zu einer bescheidenen Renaissance des literarischen Werks Zifferers geführt hätte. Wie viele Zeitgenossen wurde auch Zifferer einige Jahre lang als „Feuilletonbube“ Objekt heftiger Angriffe der *Fackel* des immer streitlustigen Satirikers Karl Kraus, der sich im Krieg dann freilich anderen Gegnern zugewendet hat. Nach Kriegsende, im September 1919, avancierte Zifferer zum Presseattaché an der Botschaft der neu entstandenen Österreichischen Republik in Paris. Dort wurde er zum wichtigen, mit hohen französischen Orden ausgezeichneten Vermittler österreichischer Kultur in Frankreich. Noch während seiner Amtszeit in Paris aber diagnostizierten die Ärzte bei ihm einen Nebennierenkrebs, eine Krankheit, an der er am 14. Februar 1929, kurz vor seinem 50. Geburtstag, in Wien gestorben ist. Bei der Beerdigung auf dem Hietzinger Friedhof trafen sich – wie die *Wiener Zeitung* drei Tage später detailliert berich-



© Reclam Verlag

Paul Zifferer
Die Kaiserstadt
 Reclam Verlag Ditzingen
 2023, Gebundene Ausgabe,
 397 Seiten, 28 Euro

tet hat – zahlreiche Vertreter der politischen Prominenz, an ihrer Spitze neben dem zuständigen Sektionschef des Bundeskanzleramtes und dem Generalsekretär für auswärtige Angelegenheiten der frühere und spätere Bundeskanzler Johann Schober.

Der jetzt – genau ein Jahrhundert nach seinem erstmaligen Erscheinen 1923 im angesehenen S. Fischer Verlag in Berlin – im Reclam Verlag neu vorgelegte Roman *Die Kaiserstadt* ist Mittelteil einer autobiografisch gefärbten Romantrilogie zum Ende des Habsburger Reichs. Hauptfigur dieses Bandes ist Toni Muhr – in vielem das Alter Ego des Autors (dazu Katharina Prager im lesenswerten Nachwort, dem auch die meisten der biografischen Details oben entnommen sind). Anders als der Autor ist Muhr freilich

kein mährischer Jude, sondern katholischer Weinbauernsohn aus Grinzing, der es zum Doktor der Chemie und leitenden Angestellten der Albumin-Werke der Brüder Katlein gebracht hat – diese nun ihrerseits mährische Juden, die in Wien zu Reichtum und Ansehen gekommen sind. Die Handlung setzt ein mit dem Begräbnis des alten Kaisers in der Kapuzinergruft in Wien am 30. November 1916. Toni Muhr kehrt nach Einsatz an der serbischen Front und italienischer Kriegsgefangenschaft als Invalide ausgemustert in die Heimat zurück. Durch die Menge Trauernder (oder bloß Schaulustiger) wird er am raschen Weg in seine Wohnung in der Stallburggasse gehindert. Erinnerungen an die – in der den Neudruck abschließenden Analyse des Romans von Rainer Moritz zitierte – Schilderung derselben historischen Szene bei Joseph Roth werden wach. Zum Zentralthema der weiteren Handlung wird der Kampf Toni Muhrs um sein Recht: Er hat erfahren, dass die Albumin-Werke im Krieg ein von ihm entwickeltes Verfahren zur Herstellung von (für medizinische Zwecke jetzt kriegswichtiger) Tierkohle ausgenutzt und damit große Gewinne gemacht haben, und setzt nun alles daran, sein (wirkliches oder vermeintliches) Recht auf einen Anteil am Gewinn durchzusetzen. Versuche einer einverständlichen Lösung scheitern, es kommt zum Prozess, den Muhr schließlich verliert, weil das Gericht aufgrund der problematischen Zeugenaussage vom Verzicht Muhrs auf jede Vergütung ausgeht. Die ausführliche Schilderung aller Phasen des Prozesses bis hin zu kleinsten Einzelheiten lässt erkennen, dass als

Autor hier kein juristischer Laie am Werk war. Trotz der Niederlage vor Gericht und des durch sie verursachten gesellschaftlichen Absturzes Muhrs führen die Zeitläufte dazu, dass er schließlich Abteilungsleiter und später Direktor der Albumin-Werke wird, die ihrerseits als Objekt eines lang andauernden Streiks und eines Brandanschlags auf ihre Sprengstoffproduktion zunehmend in politische Schwierigkeiten geraten sind, in denen einzig Muhr als Helfer geeignet erscheint. Dem – wie der Roman selbst am Ende andeutet – an Kleists Michael Kohlhaas erinnernden Kampf Toni Muhrs um sein Recht freilich gilt nicht das letzte Interesse des Autors: Tiefergehend gilt es vielmehr der Folie, vor der sich der Kampf abspielt – dem endgültigen Untergang der Habsburger Monarchie und ihrer Gesellschaft, exemplifiziert noch mehr als an Toni Muhrs wechselnden Schicksalen an Schilderungen der Zeit (mit Not, Teuerung, Hunger, Spanischer Grippe, politischen Kämpfen und Opfern des Kriegs) und an vielen Nebenfiguren – an Toni Muhrs Ehefrau Lauretta, an deren ehelicher Treue in der Zeit seiner kriegsbedingten Abwesenheit er nicht ohne Grund zweifelt und die am Ende im Kindbett stirbt, und ihrer dalmatinisch-italienischen Familie, an der polnischen Fürstin Maria Jadwiga Lubecka, mit der Toni ein kurzes, bald schmerzlich beendetes erotisches Abenteuer verbindet, an den sehr unterschiedlichen Brüdern Theodor und Alexander Katlein und dem Musiker, Anwalt, späteren Volksredner und Brandattentäter Dr. Hengel, an dem tschechischen Maler Zdenko Hlusin mit seinem Habsburg-Hass, aber auch an Figuren aus den einfacheren Volks-

schichten wie Muhrs Vater (dem Grinzing Weinbauer), dem alten Kellner Eduard mit seinem im Krieg gebliebenen Sohn und dem Vorarbeiter in den Albumin-Werken und Streikführer Andreas Magrutsch.

Der Roman schließt denn auch konsequent mit dem Auseinanderlaufen der Völker Alt-Österreichs am Tag der Ausrufung der neuen Republik, dem 12. November 1918, und stellt sich so – wie schon Paul Wiegler von Heinz Schumacher im letzten *Salatgarten* besprochener, seinerseits freilich in Prag stationierter, speziell die tschechisch-böhmische Sicht spiegelnder Roman *Das Haus an der Moldau* – als ein weiteres respektables Gegenstück neben Bücher wie Joseph Roths *Radetzkymarsch* und *Die Kapuzinergruft*, Stefan Zweigs *Ungeduld des Herzens* oder Arthur Schnitzlers *Der Weg ins Freie* – mit einem deutlich stärkeren Blick freilich (wie auch Wiegler) auf die unteren Gesellschaftsschichten und ohne nostalgische Überhöhung der alten Zeit (obwohl auch Zifferer „sicherlich“ – wie Hofmannsthal, Roth und viele andere – „dem bis heute wirkenden Habsburg-Mythos verpflichtet war“, so Katharina Prager im Nachwort).

II.

In der zeitlichen Folge des behandelten Stoffs schließt sich Felix Dörmanns ebenfalls 2023, diesmal in der Edition Atelier, einem ambitionierten Wiener Kleinverlag, neu gedruckter Roman *Jazz* unmittelbar an Zifferers Chronik an. Der Autor und sein erstmals 1925, also fast zeitgleich mit der *Kaiserstadt* im Verlag Strache in Wien, Prag und Leipzig erschienener Roman sind dem literarischen Gedächtnis fast ebenso entschwunden wie diese, obwohl Killys erwähntes

Lexikon Dörmann immerhin einen kurzen Artikel widmet und der Roman vor noch nicht allzu langer Zeit, 2012, in der Edition Atelier schon einmal, freilich ohne größeres Echo neu aufgelegt worden ist.

Felix Dörmann – eigentlich Felix August Biedermann, der ein Leben lang unter dem Pseudonym Dörmann publiziert hat – war eine schillernde, aber nicht glanzlose Figur des Wiener Kulturlebens im ausgehenden Habsburger Reich und der nach dessen Untergang neu entstandenen Republik. Geboren am 29. Mai 1870 in Wien als Sohn eines schon im Jahr darauf verstorbenen Großhandlungsgeschäftsführers, in seiner Geburtsstadt als Halbweise herangewachsen, bezog er 1889 die Philosophische Fakultät der Universität Wien, wo er Vorlesungen und Seminare zu englischer und französischer Literatur, zu Sanskrit und indischen Religionen besuchte, ohne je den Versuch zu machen, ein akademisches Examen abzulegen. Stattdessen betätigte er sich schon früh als Journalist und Schriftsteller, zunächst als Verfasser einer eher epigonalen, an Baudelaires Gedichte anknüpfenden Fin-de-Siècle-Lyrik, bald auch von Theaterstücken, vor allem Lustspielen, in späteren Jahren dann im Schwerpunkt als Autor von Erzählungen und Romanen. Das alles reichte ihm freilich nicht: Schon 1892, also mit 22 Jahren, wurde er Presse- und Informationschef der Wiener Internationalen Musik- und Theaterausstellung. Dem folgten Jahre als Filmpionier (in der Rolle des Produzenten, des Drehbuchautors, des Regisseurs und gelegentlich auch des Schauspielers) und als Librettist zahlreicher, heute meist vergessener Operetten fast ebenso vergessener Komponisten – mit einer glänzen-

den Ausnahme: dem mit Leopold Jacobson verfassten Libretto zu Oscar Straus' noch heute oft gespieltem *Walzertraum*. Wie Zifferer pflegte auch Dörmann enge und weniger enge Beziehungen zu Größen der Wiener Literatur seiner Zeit (Hermann Bahr, Arthur Schnitzler, Felix Salten, Hugo von Hofmannsthal), wie Zifferer wurde auch er schon früh eines der vielen Opfer von Karl Kraus („daneben, glotzend, matt von tödlichen Liebesgenüssen, Felix Dörmann, der damals noch in verruchten und lasterhaften Tuberosenträumen schwelgte, gerne ein Wiener Baudelaire geworden wäre, und jeden erwürgt hätte, der prophezeien gekommen wäre, daß er bei der Operette landen würde“). Zweimal verheiratet, darunter von 1900 bis 1904 mit der aus einer alten böhmischen Adelsfamilie stammenden Burgschauspielerin Marie Gräfin Bubna von Littitz, lebte er bis zu seinem Tode am 26. Oktober 1928 aufgrund einer Lungen- und Rippenfellentzündung ununterbrochen in Wien; sein aufwendiges Grab auf dem dortigen Zentralfriedhof ist noch heute erhalten.

Zurück zum Roman *Jazz*: Schon der Titel zeigt an, dass das Buch – anders als Zifferers *Kaiserstadt* – kaum den von Melancholie geprägten Abgesängen auf die Habsburger Monarchie zuzurechnen ist, obwohl auch sein Autor nicht ganz ohne Sympathie auf etliche ins Abseits geratene Reste der alten Ordnung blickt. Im Mittelpunkt aber stehen die Negative der neuen Zeit: des von F. Scott Fitzgerald kurz zuvor, 1922, mit seinem Erzählband *Tales of the Jazz Age* ausgerufenen und 1925 in seinem Hauptwerk, dem Roman *Der große Gatsby*, unübertrefflich ins Bild gesetzten Jazz-Zeitalters: Niedergang der Wirtschaft, In-



© Atelier Wien

Felix Dörmann
Jazz
 Edition Atelier Wien
 2023, Gebundene Ausgabe,
 288 Seiten, 26 Euro

flation, Hunger, Arbeitslosigkeit und Untergangsstimmung auf der einen Seite – und als Gegenbild der glitzernde Karneval des hemmungslosen Vergnügenslebens der Profiteure der Zeit mit den schrillen Tönen der „Jazzbande“ (sic!) immer im Hintergrund, ein letztlich inhaltsloser Tanz auf dem Vulkan, umgeben im Wien der frühen zwanziger Jahre von geheimen Spielhöhlen, käuflicher Erotik und Kokain als letztem Mittel des Vergessens. Das alles „packt“ Dörmann – so der George Grosz-Biograf Alexander Kluy in seinem aufschlussreichen Nachwort – in „eine energisch vorangetriebene Handlung, in kurze, stakkatohafte, rasch hintereinander aufblitzende Szenen und zahllose Perspektivenwechsel“, wobei die Charakterzeichnungen – so noch einmal Kluy – nicht ganz frei von manchen Klischees sind und der Handlungsbogen nicht selten zu „damals aktueller Kolportage“ neigt.

Der Roman setzt ein an einem grauen Novemberabend im Jahre

1920 mit einem Begräbnis in Wien, das geradezu als bewusster Epilog zu der von Zifferer an den Beginn gestellten Beisetzung des alten Kaisers in der Kapuzinergruft erscheinen könnte. Beerdigt wird ein Übriggebliebener der untergegangenen Zeit: der Baron Franz von Hartenthurn, General außer Diensten, der seinen Adelstitel in der Republik nicht mehr führen darf. Seine letzten Jahre hat er mit seiner neunzehnjährigen Tochter Marianne, betreut von seiner alten böhmischen Hausgehilfin, in einer kleinen Wiener Vorstadtwohnung verbracht. Wie er ist auch Marianne ein Überbleibsel der alten Zeit: Baroness von Herkunft, als Folge ihrer Erziehung „in den „Formen und Lebensanschauungen ihrer Kaste befangen“, obwohl nur „Halbblut“, weil ihre Mutter ein einfaches Bauernmädchen war, das der Vater in alten Zeiten in seiner Garnison in Pardubitz (heute: Pardubice), einer Mittelstadt hundert Kilometer östlich von Prag, kennengelernt, als Lebensgefährtin gewonnen, aber erst viele Jahre nach Mariannes Geburt, 1915, geheiratet hat. Nach Vaters Tod bemüht sich Marianne um Arbeit, kommt bei einem einschlägigen Versuch in Kontakt mit dem Finanzmagnaten und Bankpräsidenten Wiesel, dessen Angebot, sie in seinem Wagen nach Hause zu bringen, sie nicht ablehnen kann. Als Wiesel auf der Fahrt versucht, zudringlich zu werden, wird er von Marianne empört zurückgewiesen; beide trennen sich, die Arbeitssuche bleibt ohne Erfolg.

Wenig später tritt Ernő Kalmar in Mariannes Leben: Ungar aus Siebenbürgen, hat er nach dem Besuch des Gymnasiums in Klausenburg und nach knapp zwei Jahrzehnten Leben in der Pro-

vinz die politischen Umstürze 1920 in Budapest miterlebt, ist in den Dienst seines Klausenburger Schulfreundes Bela Kuhn, des Anführers der kurzlebigen ungarischen Räterepublik, getreten und nach Wien geflüchtet, als der rote Terror der Zeit Bela Kuhns nach dem Sieg General Horthys droht, durch weißen Terror abgelöst zu werden. In Wien bringt Ernő sich zunächst mit Antiquitätenhandel und kleineren Gaunereien durch. Bei Marianne klingelt er an der Wohnungstür und fragt nach alten Möbeln und Kunstgegenständen. Anzubieten hat sie kaum etwas. Im Laufe des Gesprächs aber kommt es zu einer Absprache, nach der Ernő als Untermieter bei Marianne einzieht, und schnell entsteht daraus nach einem gemeinsamen Heiligabend ein Liebesverhältnis. Zugleich wird Ernő mit Valutaspekulationen, die die fortschreitende Inflation ausnutzen, zum „Börsenbesucher und Geschäftsmann großen Stils“; statt Alltagsarbeit, die er Marianne nicht zumuten möchte, vermittelt er ihr eine professionelle Tanzausbildung bei Luisa Ragazzi, ehemaliger Primaballerina der k. u. k. Hofoper.

Das Weitere kann nur noch als Skizze gezeichnet werden: Marianne hat nach Abschluss ihrer Ausbildung sensationellen Erfolg mit einem erotisch angehauchten Tanz im berühmten Variété Ronacher. Ernő gelingt es, mit dem Erlös aus einem durch Kurierdienste Mariannes ermöglichten Devisenschmuggel die von ihm beherrschte Schwedisch-Österreichische Bank zu gründen. Sitz der Bank und zugleich Ort seiner Wohnung wird das Palais der Grafen von Wartenstein, das er der alten Gräfin zu einem Spottpreis abgekauft hat. Dieser erste Höhepunkt seiner Karriere wird

zugleich zum ersten Tiefpunkt der Beziehung zu Marianne: Beim prunkvollen Empfang zur Einweihung des Bankhauses zwingt Ernő Marianne gegen ihren ausdrücklichen Willen zum Tanz vor dem spät zum Empfang erschienenen, von ihr wegen seiner einstigen Zudringlichkeiten stets gemiedenen Bankpräsidenten Wiesel. Sie flieht zu Leo Wartenstein, dem Sohn der Gräfin, einem etwas weltfremden Philanthropen, den sie beim Erwerb und der Einrichtung des Palais durch Ernő kennen gelernt und zu dem sie rasch eine enge Bindung gefunden hat. Sie fährt mit Leo nach Tirol, kehrt nach Wien zurück, tritt mit einem nach Vorstellungen Leos gestalteten, Menschenfreundschaft fordernden „Programm der Liebe“ öffentlich auf – und scheitert nach wilden Publikumsprotesten kläglich. Leo fühlt sich schuldig an dem Skandal und flüchtet mit einem Pistolenschuss in den Mund in den Tod. Marianne bleibt nur, zu Ernő zurückzukehren, der noch einmal große Finanzerfolge erzielt. Sie akzeptiert endlich seine lange vergeblich gebliebenen Heiratsanträge, Ernő lässt sich taufen, beide werden vom Weihbischof mit großem Zeremoniell in Fischer-Erlachs berühmter Karlskirche getraut. Das folgende Luxusleben mit Rolls Royce und Rennpferd in Ernös neu erworbener kaiserlichen Villa in Schönbrunn endet mit einem Eklat: Im heftigen Streit mit Marianne über deren enges Verhältnis zu der mysteriösen Frau Dr. Heffter, einer überzeugten kommunistischen Aktivistin, lässt Ernő erkennen, dass die Publikumsproteste gegen Leos „Programm der Liebe“ von ihm organisiert waren. Mariannes Beziehung zu Ernő gerät damit endgültig zu Bruch, und auch sein Finanzglück geht unver-

kennbar zu Ende. Marianne sinnt auf Rache, trifft sich mit Wiesel, dem Finanzmagnaten, und verspricht, ihm zu Willen zu sein, wenn er Ernös zu erwartende Bitten um Hilfe ablehnt. Dem folgt er denn auch und überlässt die Schwedisch-Österreichische Bank ihrem Schicksal, der Pleite. Ernö wird verhaftet und erwartet seinen Prozess, und Marianne steuert ihren Rolls-Royce mit Wiesel neben sich in Richtung Riviera, biegt auf der Dolomitenstraße von der Fahrbahn ab und lässt den Wagen 200 Meter in die Tiefe stürzen – und so endet der Roman, der schon mit einer Beerdigung begonnen hatte, schrill mit dem doppelten Sturz beider in den Tod in der Felizon-Schlucht.

Hinweis der Redaktion:

Der Text zu Zifferers Kaiserstadt ist ein nur leicht veränderter Nachdruck aus Neue Juristische Wochenschrift Heft 11/2024.

Die 34. Hans-Fallada-Tage

Ein Rückblick



Fotos: Wolfgang Behr

Freitag, 18. Juli

Die Eröffnungsveranstaltung

Der Freitagnachmittag gehört traditionell der Eröffnung der Hans-Fallada-Tage und ist durch die Neuverstellung von Literatur und Ausstellungen geprägt. Doch zunächst strömen die Besucher herein, und es kommt es zu ersten Begegnungen der Mitglieder auf dem Hof und im Scheunensaal. Die Freude ist groß, sich nach einem Jahr wiederzusehen, man tauscht sich aus und sieht der Eröffnung der Veranstaltung durch den Vorsitzenden der hfg entgegen. In diesem Jahr fehlte Michael Töteberg leider krankheitsbedingt, so dass Patricia Fritsch-Lange nach der musikalischen Einstimmung durch Niels Badenhop diesen Part übernahm.

Den ersten Vortrag hielt **Johannes Schläpfer-Wochner**. Er eröffnete seine Ausstellung „Bühne frei für Fallada-Plakate und Programme“. Das Besondere: Die Plakate und die Programmsammlung, die er der Hans-Fallada-Gesellschaft übergibt, sind das Ergebnis seiner jahrzehntelan-



Zwei Plakate aus der Ausstellung

Foto: Wolfgang Behr

gen Sammlerleidenschaft. An dieser Stelle noch einmal unser Dank!

Hannes Gürgen berichtete von seiner Forschungsarbeit zu Falladas Prozessberichten vom ‚Landvolkprozess‘ 1929 vor dem Schöffengericht Neumünster, die er als Vorstudien zum Roman *Bauern, Bonzen und Bomben* (1931) versteht: Sowohl inhaltlich als auch ästhetisch wiesen die Zeitungsberichte den späteren neusachlichen Romanstil aus. Insofern könne man diese Texte als stilistisches Experimentierfeld zum Roman ansehen, so Gürgen. Anfangs sei Fallada allerdings noch nicht der sachlich-neutrale Beobachter gewesen, sondern vielmehr gefesselt vom Prozess und den Angeklagten. Eine ausgewogene Prozessberichterstattung war seine Sache zunächst nicht, aber das offenbare gleichzeitig seine Stärke: die Lust



Übergabe der Programmsammlung durch Prof. Schläpfer-Wochner an Dr. Stefan Knüppel und Edzard Gail Foto: Wolfgang Behr



Literaturwissenschaftler
Dr. Hannes Gürgen
Foto: Wolfgang Behr

zu gestalten und zu literarisieren. Im Laufe des Prozesses änderte sich Falladas Schreibstil, er wird „diplomatischer“, denn er war nicht nur Angestellter beim national-konservativen *General-Anzeiger*, sondern auch beim Verkehrsverein Neumünster, dessen Vorgesetzter der Bürgermeister, gleichzeitig Chef der in der Kritik stehenden Polizei, war. Fallada bezog nun keine Stellung mehr, enthielt sich der Meinung, was, so Hannes Gürgen, später zum Gestaltungsprinzip von *Bauern, Bonzen und Bomben* werden sollte. Der Weg zu den Primärquellen, das vermittelt uns dieser aufschlussreiche Vortrag, ist der einzig wahre!

Anja Röhl stellte ihre Auseinandersetzung mit den beiden frühen Romanen Falladas *Der junge Goedeschal* (1920) und *Anton und Gerda* (1923) vor. Sie überarbeitete die Texte, indem sie sie von ihrem ursprünglichen expressionistischen Stil „befreite“, dramatisierte und dabei den Schwerpunkt auf die Dialoge legte:

Anja Röhl dazu: „Ich möchte hier ein Manuskript vorstellen, in dem ich beide Romane in eine dialogische Form umgewandelt habe, was in beiden Fällen kaum ein Hinzufügen bedeutet hat, sondern nur ein Weglassen langatmiger Beschreibungsszenen. Man kann also



Germanistin und Autorin Anja Röhl
Foto: Wolfgang Behr

sagen, ich habe weniger umgedichtet als freigelegt.“ Sie hob hervor, dass Fallada die besondere Thematik im *jungen Goedeschal*, die Vermischung sexueller Gefühle mit Gewalt, einmalig intensiv und mutig gestaltet habe und sein Buch damit weit über andere Pubertätsromane vom Anfang des 20. Jahrhunderts, zum Beispiel Wedekinds *Frühlingserwachen*, hinausweise. Es wäre schade, so die Autorin, wenn dieser Stoff nur deshalb nicht an ein breites Lesepublikum kommt, weil der spät-expressionistisch-manierierte Stil für Leserinnen und Leser heute einigermaßen ungewohnt sei. Die Dialogszenen Falladas seien nämlich stark geschliffen und verfügen über dieselbe Klarheit wie die in seinen späteren Werken. Und: *Der junge Goedeschal* und *Anton und Gerda* enthielten Botschaften, die auch für unsere heutige Zeit gesellschaftlich und psychologisch wertvoll sein könnten.

Das Publikum im Scheunensaal nahm den Vortrag interessiert auf, reagierte aber auch etwas verhalten auf diesen Versuch der „Freilegung“ von Falladas Stil in seinem Frühwerk.

Doch genau diese Versuche neuer Auseinandersetzungen und Freilegungen sind wichtig, um das Werk Falladas lebendig zu halten und für ein breites, gegenwärtiges



Dr. Sabine Koburger und
Prof. Dr. Carsten Gansel
Foto: Wolfgang Behr

und junges Lesepublikum spannend zu machen.

Carsten Gansel hat im Scheunensaal bereits seine Biografie über Brigitte Reimann und mehrere Fallada-Publikationen vorgestellt, und nun hat er wieder ein neues Buch mitgebracht, dessen Herausgeber und Mitautor er ist. Der Sammelband trägt den Titel *Freundschaft und Literatur. Beiträge zu einem kulturellen Problemfeld*. Die Fallstudien der insgesamt 15 Autoren setzen in der Romantik ein, der großen Epoche des Freundschaftskultes in der Literatur, und führen bis in die Gegenwart. Neben so berühmten Namen wie Ingeborg Bachmann, Uwe Johnson, Christa Wolf und Franz Fühmann ist auch Hans Fallada vertreten. Mitautorin Sabine Koburger hat in ihrer Studie „unbestechlich und getreu“ – *Freundschaftsbekundungen bei Hans Fallada alias Rudolf Ditzgen* die Wege und Brüche der literarischen Freundschaften Falladas nachgezeichnet. Dabei zeigt sich, dass ein Muster des Scheiterns von zwischenmenschlichen Beziehungen Falladas Leben wie ein roter Faden durchzieht.

Die beiden Autoren stellten das im Wissenschaftsverlag de Gruyter erschienene anspruchsvolle Werk (Preis 109,95 €) im lockeren Gespräch vor, so dass die Zuhörer

zum Abschluss der Eröffnungsveranstaltung eine informative und zugleich unterhaltsame Buchpräsentation erleben durften.

*Lutz Dettmann,
Christian Winterstein*

Abendveranstaltung

Die Karlmann-Trilogie

Benefizlesung zugunsten des Hans-Fallada-Museums mit dem Autor Michael Kleeberg

Johanna Wildenauer stellte uns am Abend einen ersten wichtigen Programmpunkt der Fallada-Tage mit einem der bedeutendsten Autoren Deutschlands vor: Michael Kleeberg, 1955 geboren in Stuttgart, gelebt in Hamburg, Rom, Paris und London, gearbeitet und Erfahrungen gesammelt in vielen Tätigkeiten und Berufen, ausgezeichnet mit verschiedenen deutschen Literaturpreisen. Und auch in Carwitz hat er schon gelesen.

Michael Kleeberg wollte uns drei Szenen aus seinem großen Roman über Karlmann oder Charly Renn lesen, einer in der Geschichte der Bundesrepublik angesiedelten Figur, die sich verändert durch die Zeit und in der Zeit, in der sie lebt und agiert; womit der Autor auch die Zeit und die Bundesrepublik beschreibt.

In der ersten Szene werden die Jahre um 1985, in denen Boris Becker zum deutschen Tennisidol

aufstieg, beschrieben; wie die deutschen Fernsehkonsumenten gebannt vor der Röhre sitzen, sich von diesem eher elitären Sport gefangen nehmen lassen, wie in ihnen Zuversicht und Hoffnung auf den Sieg von Jung-Boris mit der Skepsis über die befürchtete Niederlage miteinander kämpfen, sie endlich nach dem unerwarteten Triumph eine klassenlose Gesellschaft von Glücklichen bilden. Ein Deutscher in Wimbledon! Sogar die Gerüche des Tennisstadions seien zu riechen gewesen. Und Charly hat an diesem Tag geheiratet. Aber irgendwie ahnt man in dieser Schilderung der Begeisterung den späteren Absturz des Idols.

Die zweite Szene – etwa zehn Jahre später – lässt uns eine Beisetzung mit einer Pastorin erleben, die Kleeberg als vom Reiterhof stammend, an eine dieser rosaroten Figuren aus der Jungmädchen-Literatur erinnernd, vorstellt. Nach wenigen Sätzen ist klar, dass sich in dieser Pastorin eigentlich die bundesdeutsche Gesellschaft abbildet, die aus allen theologischen und philosophischen Strömungen und Theorien Elemente aufnimmt, ohne sie zu einem handlungsführenden System zu gestalten. Warum aber – nach Meinung des Autors – all diese geistigen Ingredienzien, die in der Trauerrede auftauchen, dann durch einen feuchten und zittrigen Händedruck der Pastorin am Ende der Beisetzung einen selbstkritischen Zug erhalten, erschloss sich mir nicht.

Ähnlich ging es mir mit der dritten Szene, die weitere zwanzig Jahre später angesiedelt war. Charly feiert mit seinen Freunden seinen 60. Geburtstag. Michael Kleeberg beschreibt die Figuren mit starken Strichen als Karikaturen ihrer körperlichen Verände-

rung, die verfetteten Körper, ihren veränderten Gang, die sichtbaren Folgen von Schönheitsoperationen, und dazu im Gegensatz den Anspruch auf immerwährende Jugendlichkeit, wie sie von den Rolling Stones vorgelebt wird. Eine intellektuelle Entwicklung hat nicht stattgefunden.

Nach meinem Geschmack waren diese letzten beiden Szenen bei aller Genauigkeit und treffender Farbe zu ausführlich geraten, die Zielrichtung und die Aussage war schon nach wenigen Sätzen offensichtlich, so dass die weiteren Schilderungen als etwas ermüdende Wiederholung gerieten.

Aber es waren ja nur kurze Ausschnitte aus einem umfangreichen Opus – vielleicht ist alles ganz anders und passt doch.

Achim Ditzen

Sonnabend, 19. Juli

Die Mitgliederversammlung

Es ist der immer gleiche, uns allen nun schon bekannte Ablauf, und die wichtigsten Berichte können wir im Protokoll nachlesen, aber da es zur letzten Mitgliederversammlung einige Nachfragen von Lesern gab, werde ich mich dieses Mal nicht ganz so kurzfassen wie im letzten *Salatgarten*.

Sonnabend, 10.30 Uhr. Der Scheunensaal ist bis zum letzten Platz besetzt, als Edzard Gall als stellvertretender Vorsitzender die Mitglieder begrüßt. Im letzten Vereinsjahr sind zwei Mitglieder verstorben. Es ist eine schöne Tradition, dass ihrer gedacht wird.

Zwölf Mitglieder sind eingetreten, 24 sind ausgetreten oder ihre Mitgliedschaft wurde gestrichen.

Nach dem Beschluss der Tagesordnung wird Sabine Koburger einstimmig zur Versammlungsleiterin gewählt. Johanna Wild-



*Schriftsteller, Essayist und Übersetzer
Michael Kleeberg*

Foto: Wolfgang Behr



Edzard Gall



Der stellvertretende Bürgermeister Reiner Stöhring berichtet über aktuelle Entwicklungen in der Gemeinde.

enauer wird das Protokoll führen und Hannes Rother als Wahlleiter fungieren. Das Protokoll der letztjährigen Mitgliederversammlung wird mit zwei Enthaltungen angenommen. Danach folgen die Berichte des Vorsitzenden (von Edzard Gall verlesen) und der Bericht der Bürgermeisterin, der, da Frau von Buchwaldt terminlich verhindert ist, von ihrem Stellvertreter, Herrn Reiner Stöhring, vorgetragen wird. Nach einem Streifzug durch die touristische Entwicklung der Gemeinde berichtet er von den Sanierungsarbeiten auf dem Anwesen, die nur zum Teil ausgeführt werden konnten, da die Haushaltslage der Gemeinde angespannt ist. Für 2025 ist eine Sanierung der Hauptwege im Garten geplant.

Im Bericht des Museumsdirektors Stefan Knüppel hören wir: Seit 2019 sinken die Besucherzahlen,



Der neue Vorstand der hfg: v. l. Christian Winterstein, Patricia Fritsch-Lange, Tina Warncke, Lutz Dettmann, Edzard Gall, Bernd Genennig, Peter Schulz, als kooptiertes Mitglied für die Gemeinde Feldberger Seenplatte Reiner Stöhring

Fotos: Wolfgang Behr

auch die Anzahl der Führungen ist zurückgegangen, obwohl in den letzten Jahren verstärkt Werbung für das Museum gemacht wurde. Aber es gibt auch Positives zu berichten: So wurde der Fallada-Garten unter Denkmalschutz gestellt, und die hohe Pappel am Ufer konnte, nach einer Kürzung um zehn Meter, erhalten werden. Der Bericht unseres Schatzmeisters Peter Schulz ist erfreulicher als 2024. Kein Minus auf dem Konto, aber natürlich muss mit jedem Euro gerechnet werden. Der letzte Bericht ist der der Kassenprüfer. Stefan Hanke konnte keine Unregelmäßigkeiten feststellen. Die Kassenprüfung musste ohne den zweiten Kassenprüfer Konstantin Kopp durchgeführt werden, da dieser, trotz mehrfacher Versuche, nicht zu erreichen war.

Nach der Entlastung des Vorstandes erfolgte die Wahl des Wahlleiters. Hannes Rother wurde ohne Gegenstimmen und Enthaltungen zum Wahlleiter gewählt; er stellt die Kandidaten vor. Die Wahl verläuft ordnungsgemäß. Von den 48 Wahlzetteln ist einer

ungültig. Nach erfolgter Auszählung wird das Ergebnis verkündet und der neugewählte Vorstand zieht sich zur konstituierenden Sitzung zurück und stellt sich vor.

Danach müssen die Kassenprüfer gewählt werden. Carolin Reimann und Stefan Hanke erhalten alle Stimmen. Der Tagesordnungspunkt fällt recht kurz aus. Lutz Dettmann, der ab 2026 als Chefredakteur den *Salatgarten* führen wird, stellt seinen Koredakteur Hannes Gürgen vor und bedankt sich bei Sabine Koburger für die jahrelange gute Zusammenarbeit. Ja, und zum Schluss das Schlusswort des neuen Vorsitzenden Christian Winterstein. Die nächsten Hans-Fallada-Tage finden vom 17. bis 19. Juli 2026 statt.

Lutz Dettmann

Kinderveranstaltung am Nachmittag

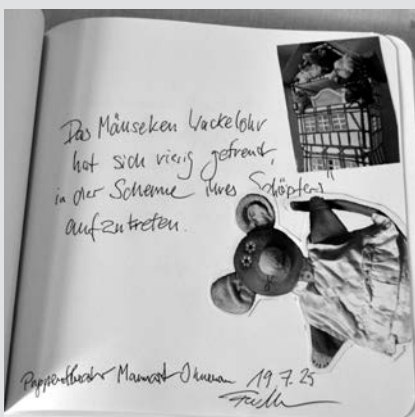
Mäuseken Wackelohr

MANUART: Figurentheater für Kinder

Der bekannte Puppen- und Schauspieler Falk Pieter Uhlke hat eine fantasievolle Darbietung



Falk Pieter Uhlke in Hochform



Eintrag im Gästebuch

Fotos: Wolfgang Behr

voller Zauber nach der Vorlage von Hans Falladas Märchen vom *Mäuseken Wackelohr* geschaffen. So alt das Märchen auch ist, erzählt es doch von Problemen, die wir heute noch oder vielleicht sogar noch stärker als zu Falladas Zeit haben: Einsamkeit, Sehnsucht nach einer Gefährtin oder einem Gefährten. Dafür nimmt die kleine Maus Annabell schon einiges in Kauf, denn wer sich nicht in die Welt hinausbegibt, der wird allein bleiben. Sie erlebt den bössartigen, hinterlistige Kater, die Ameise, die sich als unangenehm-clevere Geschäftemacherin entpuppt, und die Freundschaft und Hilfe der Tauben. *Mäuseken Wackelohr* findet am Ende ihren Mäuserich. Mut und Zuversicht haben sich also ausgezahlt, Zweisamkeit ist besser als Einsamkeit und die „Bösen“ können gegen die Liebe nichts ausrichten, so die Botschaft an die Kinder.

Die 45 Zuschauer fanden großen Gefallen an dem Spiel und dankten dem Puppenspieler mit viel Beifall.

Sabine Koburger

In der Dorfkirche Carwitz

Das Böse im historisch Guten oder Warum schreiben?

Lesung mit Helga Schubert

Für mich war diese Lesung eine besondere Veranstaltung im Veranstaltungsreigen der Hans-



von l. n. r. Helga Schubert, Lutz Dettmann, Niels Badenhop

Fotos: Wolfgang Behr

Fallada-Tage, da ich durch meine Idee, Helga Schubert einzuladen, die Autorin schon im Vorfeld per Telefon und dann auch persönlich kennen und schätzen gelernt hatte. Sie wohnt nur ein Dorf von mir entfernt in Neu Meteln, unweit von Schwerin. Wir verbrachten einige sehr interessante Stunden in ihrem Wintergarten, und ich konnte auch ihren Mann, den Maler Johannes Helms, kennenlernen.

Mit Bravour hatte Helga Schubert die abenteuerliche Bahnreise, trotz Verspätung und nicht wartenden Zuges von Lübstorf bis Neubrandenburg bewältigt. Gespannt warteten die zahlreichen Gäste auf den Beginn der Veranstaltung, die von Niels Badenhop auf seiner Barockharfe mit einem Lautenlied eines anonymen Komponisten eröffnet wurde. Auf meine Vorstellung der beiden Künstler folgte ein Musikstück von John Dowland, welches Niels Badenhop für seine Barockharfe neu arrangiert hatte. Danach stellte Helga Schubert ihren Text zur Gestapo-Aktenlage des Ehepaars Hampel vor, die Grundlage für Falladas letzten Roman war. Es war interessant für die Zuhörer, das Buch und dessen Entstehungsgeschichte – im zeitlich-politischen Kontext interpretiert – zu erleben.

In ihrem nächsten Text, einem bisher unveröffentlichten Vortrag, stellte Helga Schubert die Frage: „Die Diktatur ist die Täterin. Oder?“. Darin beschäftigt sie sich mit dem Thema der Aufarbeitung. Ein bleibendes Thema für Betroffene, Gesellschaft und Politik.

Aus ihrem 1994 erschienenen Buch *Die Andersdenkende* stellte sie ihre Rede vor, die sie in einer geschlossenen Arbeitsgruppe während des X. Schriftstellerkongresses der DDR 1987 gehalten hatte. Am Beispiel dieses Textes, der dann, gekürzt und dadurch seiner politischen Offenheit beraubt, in der *Neuen Deutschen Literatur* erschien, kann man sehen, wie literarische Zensur im DDR-Literaturbetrieb ausgeübt wurde. Helga Schubert stellte deshalb auch ganz bewusst diese Fassung vor.

Zum Schluss las die Autorin aus ihrem Buch *Judasfrauen. Zehn Fallgeschichten weiblicher Denunziation im Dritten Reich* das Kapitel

über die Denunziation des Pianisten Kreiten im NS-Staat. Ein junges Ausnahmetalent, nicht im Widerstand, lediglich mit einem wachen Sinn für das politische Geschehen, wird Opfer einer Denunziation und hingerichtet.

Mit einem Stück von Francis Pilkington beendete Niels Badenhop diese eindrucksvolle Lesung.

Lutz Dettmann

Abendveranstaltung

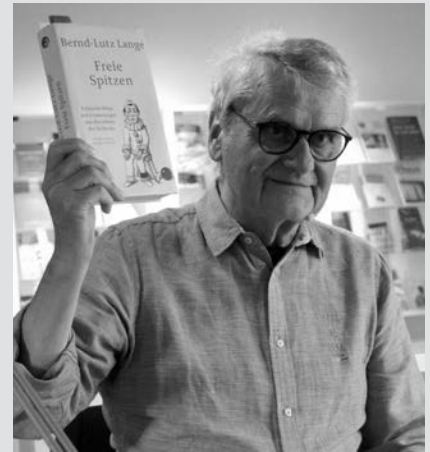
Café Continental und Freie Spitzen

Lesung mit dem Autor und Kabarettisten Bernd-Lutz Lange

Den besucherstarken Sonnabendabend der Hans-Fallada-Tage 2025 bestritt dieses Mal der Leipziger Kabarettist und Autor Bernd-Lutz Lange. Wie schon bei seinem Auftritt in Carwitz vor mehr als 15 Jahren war auch dieses

Mal der Scheunensaal gut gefüllt und das Publikum erwartungsfroh.

Die Veranstaltung begann etwas holprig: Der Moderator des Abends wollte den Künstler vorstellen, als ein erboster älterer Herr nach vorn stürmte und sich vehement über die vermeintlich schlechte



Autor und Kabarettist Bernd-Lutz Lange



Ein begeistertes Publikum



Fotos: Wolfgang Behr

Tonqualität beschwerte. Der Gast kommentierte das mit den Worten: „Das Mikrofon ist heute nicht Ihr Freund.“ Als dann der anwesende Tontechniker Abhilfe schaffen konnte, war es dem Moderator möglich, den Gast weiter vorzustellen: Bernd-Lutz Lange, waschechter Sachse, Jahrgang 1944, Kabarettist in Leipzig und Gründungsmitglied des legendären Kabarettts „academixer“ zusammen mit dem unvergessenen Jürgen Hart, bis 2014, dann als Autor tätig. Als der Moderator einige Buchtitel von Bernd-Lutz Lange nannte, blamierte er sich mit der holprigen Aussprache des im sächsischen Idiom verfassten Buches: *Nisch erreichd un drodsdähm frehlich* ein wenig und animierte Bernd-Lutz Lange, ein wenig Nachhilfe in sächsischer Mundart anzubieten. Das Publikum nahm das Angebot amüsiert zur Kenntnis.

Bernd-Lutz Lange las an diesem Sonnabendabend aus seinen Büchern *Freie Spitzen*, *Politische Witze und Erinnerungen aus den Jahren des Ostblocks* aus dem Jahr 2021 und *Café Continental. Geschichten und Plaudereien an Marmortischen*, erschienen 2024.

Lange begann den Abend mit dem legendären Werner Finck, Vorbild für viele Kabarettisten bis heute. Und er zitierte ihn: „Wovor muss ein Politiker auf der Hut sein? Vor freien Wahlen, vor freien Meinungsäußerungen, vor Fanatikern. Und vor Witzen.“

Schnell kam er auf die DDR zu sprechen und hatte das Publikum mit folgendem Witz aus seinem Buch auf seiner Seite: „Und nun wollen Pieck, Grotewohl und Ulbricht inkognito in die französische Hauptstadt fahren. Nachdem es ihnen gelungen ist, die Grenze unerkannt zu passieren, hören sie in Paris beim Aussteigen auf

dem Bahnsteig jemanden rufen: ‚Bagage, Bagage!‘ Darauf sagt Ulbricht: ‚Schnell weg! Wir sind erkannt!‘“

Es wurde ein kurzweiliger Abend, die Gäste fühlten sich bestens unterhalten. Ein langanhaltender Applaus für Bernd-Lutz Lange bestätigte das.

Edzard Gall

Kuhle Wampe oder Wem gehört die Welt?

Filmvorführung im Rahmen der 20. Carwitzer Museumsnacht
Auf dem Museumshof

Die Carwitzer Sommernacht war hereingezogen – Zeit für die Filmnacht der 34. Hans-Fallada-Tage. Edzard Gall begrüßte das Publikum zur nächtlichen Stunde und gab eine kurze Einführung zum Film:

Kuhle Wampe ist ein Film aus der Weimarer Republik, der zum Genre des Proletarischen Films zählt und eine Mischung aus Spiel-, Dokumentar- und Propagandafilm ist. „Kuhle Wampe“ ist Berliner Mundart und kann „leerer Magen“ bedeuten. Das Drehbuch schrieb Bertolt Brecht mit Ernst Ottwalt und Slatan Dudow; Regie führte

der Bulgare Slatan Dudow; die Musik stammt von Hanns Eisler.

Die Hauptrollen übernahmen u. a. Hertha Thiele und Ernst Busch, mit dabei sind auch die später in der DDR sehr populären Schauspieler Gerhard Bienert und Erwin Geschonneck.

Kuhle Wampe ist ein Film im Spannungsfeld sozialer Verwerfungen in der Arbeiterschaft und revolutionärer Träume.

Die Dreharbeiten 1931 bis 1932 standen unter keinem guten Stern: Es fehlte an Geld, die Produktionsgesellschaft Prometheus Film war kurz vor dem Ende der Dreharbeiten pleite, die Zürcher Gesellschaft Praesens Film sprang ein. Die ursprüngliche Fassung fiel zweimal der Zensur zum Opfer: So wegen Kritik an der Justiz, Kritik an der SPD und wegen Nacktszenen. Die Uraufführung fand am 14. Mai 1932 in Moskau statt, die deutsche Erstausführung am 30. Mai im Berliner Kino Atrium. Am 26. März 1933 wurde *Kuhle Wampe* von den Nationalsozialisten verboten.

Nach dem Zweiten Weltkrieg galt der Film als verschollen – bis 1958, danach wurde er wieder in der DDR gezeigt; in der Bundes-



Foto: Wolfgang Behr

republik war er 1968 wieder zu sehen.

Es war keine leichte Filmkost, die dem Publikum zu nächtlicher Stunde serviert wurde, trotzdem hielten die zahlreichen Gäste bis zum Ende tapfer durch und wurden dann vom Moderator in die laue Sommernacht verabschiedet.

Edzard Gall

Sonntag, 20. Juli

Ehrung Hans Falladas zum 132. Geburtstag

Ehrung am Grab

In der Nacht hatte der Regen für angenehme Abkühlung gesorgt. Zahlreiche Mitglieder der hfg und Freunde Hans Falladas finden sich am Morgen auf dem alten Friedhof ein, um unseren Autor zu ehren. Man begrüßt sich, tauscht sich über die Veranstaltungen des gestrigen Tages aus. Einige Blumenbinden werden bereits auf Anna und Lore Ditzens und Hans Falladas Grab abgelegt. Dann, nachdem Johannes Groh mit seinem Cello die Veranstaltung eröffnet hat, begrüßt Christian Winterstein die zahlreichen Gäste und hält seine Eröffnungsansprache, die an



Fotos: Wolfgang Behr

Hans Falladas Roman *Kleiner Mann – was nun?* anknüpft. Nach Johannes Grohs Spiel auf dem Cello liest Lutz Dettmann die Schlusszene, die wohl berührendste Szene aus dem Buch. Christian Winterstein und Edzard Gall legen im Namen der hfg Blumen an beiden Gräbern nieder. Den musikalischen Abschluss setzt der Cellist mit einem letzten Musikstück. Immer wieder wird man von der besonderen Atmosphäre dieses Ortes berührt: Der Blick auf den Schmalen Luzin, die Stille der Landschaft, diese besondere Luft. Ein Ort zum Verweilen, zum Herunterkommen, Innehalten.

Lutz Dettmann

Am Nachmittag

Die Geheimnisse der Körpersprache Vortrag des Pantomimen

Elie Levy

Normalerweise feiert die Hans-Fallada-Gemeinde während der Hans-Fallada-Tage die Kunst des geschriebenen und gesprochenen Wortes; insofern war der Auftritt des Pantomimen und Körpersprache-Coaches Elie Levy eine Premiere. Auf humorvolle und anschauliche Weise vermittelte er den Freunden und Freundinnen Falladas die Geheimnisse der Körpersprache.

Wenn wir uns begrüßen und uns die Hände schütteln, wie wir den Kopf halten und mit den Augen sprechen, ob wir die Arme vor der Brust verschränken, ob wir die Hände offen haben oder in der Tasche verstecken, das alles sagt etwas darüber aus, wie wir in der Kommunikationssituation unsere Beziehung verstehen und gestalten wollen, wie wir den anderen sehen; sagt also etwas darüber aus, ob wir unserem Gegenüber zugewandt sind oder etwas vor ihm verbergen möchten, ob wir die Kontrolle haben oder ihm auf Augenhöhe begegnen wollen. Die Art und Weise, wie wir uns setzen, wie wir stehen und uns bewegen sowie die Position, in der wir uns gegenüberstehen und unsere Füße platzieren, vermittelt eine Botschaft. Diese Körpersprache setzen wir unbewusst ein und nehmen sie unbewusst wahr, wir können sie aber auch gezielt einsetzen und bewusst interpretieren.

In den 1970er-Jahren erlernte Elie Levy die Kunst der Pantomime bei Marcel Marceau. In Deutschland begann er seine Karriere als Straßenkünstler. Durch zahlreiche alltägliche Beispiele veranschaulichte er, wie wir nonverbale Kommunikation nutzen können, etwa



Fotos: Wolfgang Behr

bei der Überlegung, wie eine Frau sich auf der Straße verhält, wenn sie Männern begegnet, die sie als bedrohlich empfindet. Und gerade diese Alltagsbeispiele animierten die Gäste im voll besetzten Scheunensaal, selbst eigene Erfahrungen und Beispiele von Körperhaltungen, Mimik und Gestik vorzuführen und Elie Levy nach deren Bedeutung zu befragen. Wir alle spielen Theater, natürlich, aber diese Ausdrucksweisen der Selbstdarstellung, so Elie Levy, kann man entschlüsseln: Die Art und Weise zum Beispiel, wie ein Mann seinen Arm um die Schulter der Frau legt, kann darauf hinweisen, ob ihre Beziehung auf Gleichheit basiert oder ob er sie als sein Eigentum betrachtet.

Die Körperhaltungen von Politikern wie Putin und Trump sowie ihre Blickrichtung, sei es auf ihr Gegenüber oder in die Kamera, spiegeln stets Hierarchie, Einfluss und das Verhältnis von Über- und Unterordnung wider: „Männer haben

viele Macken“, bemerkte Elie Levy in diesem Zusammenhang. Im Gegensatz dazu vermittelt die berühmte Merkel-Raute den Eindruck: Ich bin freundlich und offen für Gespräche.

Elie Levy wies auf die Nachahmungseffekte medialer Auftritte von Schauspielern, Politikern und Sportlern hin. Ist es Zufall, dass wir heute junge Männer auffällig breitbeinig und gelegentlich ausspuckend auf dem Bürgersteig entlanggehen sehen? Gewiss nicht, denn so bewegen sich auch ihre Fußball-Idole auf dem Rasen.

Auch Frisur und Kleidung spielen eine wichtige Rolle bei der Einschätzung, ob ein Mensch authentisch ist oder etwas vorgaukeln will: „Alles ist verdächtig!“, so Elie Levy, der heute Ärzte, Führungskräfte und Opernsänger in Körpersprache schult.

Das Publikum war angetan von dem charmanten Auftritt: Lieber Elie Levy, herzlichen Dank für das Coaching zur Körpersprache während der Hans-Fallada-Tage 2025! Ab sofort werden wir unsere Mitmenschen und uns selbst mit einem aufmerksameren Blick betrachten.

Christian Winterstein

Der literarische Spaziergang *Unterwegs mit Fallada*

Wochenende und Sonnenschein! Der Wettergott hatte es einmal wieder gut mit uns gemeint. Herrliches Sommerwetter. Der Sonntag machte seinen Namen alle Ehre. Und so war der literarisch-musikalische Rundgang mit Stefan Knüppel mehr als gut besucht. Vielleicht lag es auch an seinem Gast, der Schauspielerin Carina Wiese, die dieses Mal mit von der Partie war. Niels Badenhof sorgte für die musikalische Begleitung. In gewohnt lockerer, humorvoller Weise führte der Museumsleiter seine Gäste über das weitläufige Anwesen, machte Station am Bienenhaus, vor der großen Pappel, die in diesem Jahr zehn Meter kürzer geworden ist (Wohl kaum jemand hat dies bisher bemerkt.), machte Halt auf dem Hof und zog durch den Garten. Sich mit Carina Wiese abwechselnd, wurde aus Fallada-Texten, die diese Orte beschreiben oder an den Orten spielen, gelesen. Ein kurzweiliger, humorvoller Abschluss der diesjährigen Hans-Fallada-Tage.

Summa summarum: Gelungene Tage, mit Freunden, Gästen, interessanten Künstlern. Tage, die lange nachhallen werden.

Lutz Dettmann



Foto: Wolfgang Behr

Impressionen

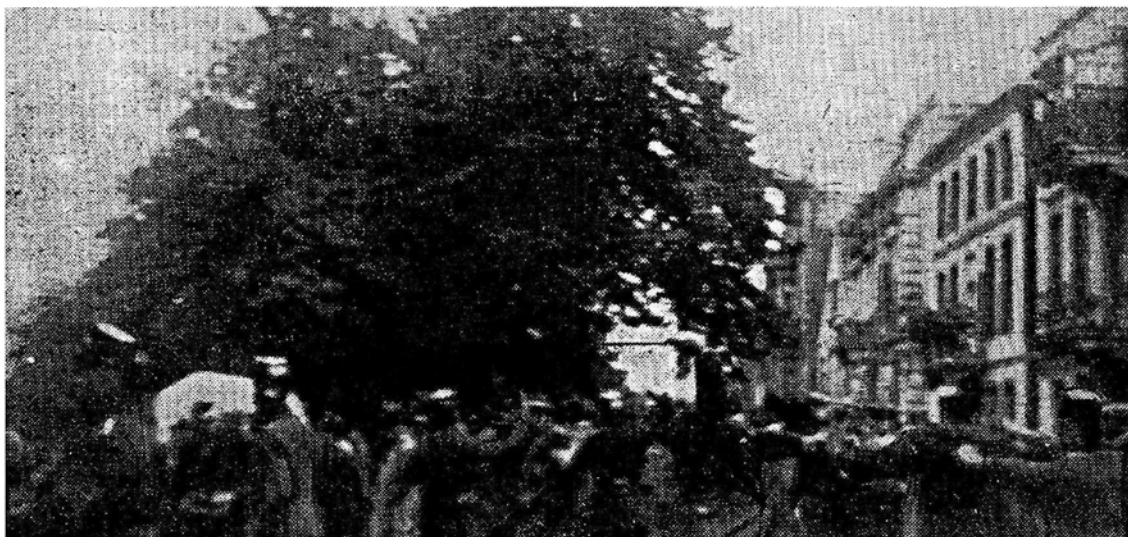
von den 34. Hans-Fallada-Tagen



Fotos: Wolfgang Behr



Fotos: Wolfgang Behr



Polizeibeamte drängen Demonstranten zurück.

Der große Bauernprozeß

Die Zeugenvernehmung geht fort

Im weiteren Verlauf des Vormittags kam es noch zu einigen Auseinandersetzungen zwischen dem Vorsitzenden und dem Verteidiger der Nebenklägerin. Wie aus nachfolgendem Verhandlungsbericht ersichtlich, wurde an der Art und dem Ton des Vertreters Kritik geübt.

Der Landmann Peters

auss Kaiser-Wilhelm-Roog beklundet, daß bei der Festnahme und dem Abführen des Angeklagten Thiel die Bauern alle der Meinung waren, daß es sich um einen Kommunisten handelte. Erst als zahlreiche auf dem Bürgersteig stehende Arbeiter gerufen hätten: „Das ist einer von ju, holt em ju doch weiler, ji sind doch Dusenbe!“ habe man hinten gemerkt, daß an der Spitze des Zuges etwas passiert sei. — Bei der Vernehmung des

der Vorsitzende den Altonaer Rechtsanwalt, seine Fragen in der Form sachtlicher zu gestalten. Die Angeklagten ständen hier in schwerem Kampf und würden durch eine solche Art der Nebenklage benachteiligt. Das Gericht habe bereits im Beratungszimmer einmal erwogen, ob es nicht die Angeklagten dem Nebenkläger gegenüber mehr in Schutz nehmen müßte, zumal der weitaus größte Teil der Teilnehmer diese Ansicht teile. Springe erwidert, daß er unvorbereitet in die Sache habe hineinspringen müssen und daß er und die Polizei durch Angriffe und durch die Presse sich in schwieriger Lage befänden und er deshalb keine gefühlsmäßigen Strömungen aufkommen lassen könne. Der Vorsitzende erklärt, daß er die Form und den Ton bei seinen Äußerungen beanstanden müsse. Dadurch wäre seit seinem Auftreten eine Spannung in die Verhandlung gekommen, die vorher nicht vorhanden war. Allgemein herrsche die Auffassung, daß Springe unangenehm werde, wenn ihm etwas nicht in seinen Kram passe. Der Vorsitzende schloß mit den Worten: „Es handelt sich doch weder um Sie noch um mich, sondern um das Wohl und Wehe von sechs Leuten, die hier unter schwerer Anklage stehen.“

Ich richte deshalb als Vorsitzender an Sie die Bitte, Ihre Fragen künftig in einem Ton zu stellen, der keine Schärfe hineinbringt, so daß die Verhandlung in der vornehmen Art, wie in den ersten Tagen geführt werden kann.“ — Es wird nun in der Vernehmung des Zeugen Wulf fortgesetzt, der berichtet, daß zu Beginn des Kampfes um die Fahne ein Beamter mit gezogenem Revolver gedroht habe, so daß dadurch die Spitze des Zuges zurückwich. Ein neben ihm stehender Kriminalbeamter habe beim Fahnenkampf gerufen: „Haut de Lumpen dat Fell voll, wi sind hier nich in Huim.“ Dann habe er gesehen, wie der aus dem Straßenkampf sich erhebende Muthmann seine blutüber-

strömten Hände emporgerafft habe. An der einen Hand habe der angeschlagene Finger gehangen. Nach den Vorfällen vor der Viehhalle befragt, sagt der Zeuge, daß dort wiederum derselbe Zeuge ihm gelagt habe, er solle nur schleunigst den Platz verlassen, andernfalls er was übers Fell bekomme. — Als der Vorsitzende bereits die Sitzung schließen will, gerät der Angeklagte Muthmann noch einmal in große Erregung. Er ist ganz außer sich, als er sich dagegen verwahrt, vom Nebenkläger dauernd als Verbrecher hingestellt zu werden. Er beendet seinen Zornesausbruch mit den Worten: „Wenn man hier die Auffassung vertritt, daß eine Fahne nichts weiter darstellt als Holz und Tuch, dann habe ich mich eben strafbar gemacht und dann verurteilen sie mich.“

Der 7. Verhandlungstag

wird von dem Vorsitzenden mit einigen verbindlichen Worten eröffnet, die die am Sonnabend mit dem Vertreter des Nebenklägers entstandenen Differenzen überbrücken sollen. Er entwickelt den Plan für den weiteren Verlauf der Verhandlung, vorläufig sollen noch 18 Zeugen der Staatsanwaltschaft und 9 Zeugen der Verteidigung gehört werden. Doch beginnt sich dieses Programm sofort zu erweitern. Nebenkläger u. Staatsanwaltschaft nennen eine Reihe weiterer Zeugen (8), auf deren Anhörung sie nicht verzichten können. Dann erhebt sich die Verteidigung und stellt fest, daß die Zeugen der Verteidigung, soweit sie Landvolk angehören, waren stets in den Verdacht der Parteilichkeit geraten seien oder geraten könnten, und daß sich daher die Verteidigung die Mühe gemacht habe, unparteiische Augenzeugen aus dem Neumünsteraner Publikum zu ermitteln. Die Verteidigung beantragt die Ladung weiterer 48 solcher Zeugen, womit sich die Zahl der noch zu hörenden Zeugen auf

83 Zeugen

erhöhen würde. Das Gericht wird sich in der Mittagspause über diesen Antrag schlüssig werden.

Parteiliche Viehhätle

hat während seiner Arbeit im Rendschen Park die Musik gehört und lief aus Neugierde durch den Gang zum Grohkäden. Er sah Oberinspektor Brader ohne Säbel an sich vorbeilaufen. Zwei Zivilisten rannten hinter ihm her und brachten ihm den Säbel wieder, den er aber fortwarf. Er winkte dann Polizeimannschaften heran und versuchte den Zug abzustoppen. Der Zugführer habe durch Gebärden und Worte heftig widersprochen, jedoch nicht geschlagen. Als

dann 2—3 Beamte nach der Fahne griffen, hat der Zeuge gesehen, wie mit zahlreichen Handstöcken in der Luft herumgeschwungen wurde. Der Zeuge hat dann gesehen, wie die Beamten mit Gummiknüppeln und Säbeln voringen. Dabei sei dann ein Polizeibeamter verletzt worden. Der Zeuge hat ihn mit nach Knitrehm hineingetragen und hat ihn mit verbunden. Den Angeklagten Kofz will der Zeuge als den

Fahne wieder hoch, doch war die Senze inzwischen rummgedrückt worden. Der Zeuge schildert nun den Zusammenstoß vor Saggau: Der Zug habe hier beim Heranstürmen der Polizei gehalten. Brader habe noch mehrfach zur Herausgabe der Fahne aufgefordert. Der Aufforderung sei nicht Folge geleistet worden. Vielmehr sei die Fahne weiter in Zug hineingedrängt worden. Dann sei eine große Schlägerei entstanden. Der Zeuge hat Säbel, Gummiknüppel und Handstöcke in der Luft gesehen. Vorstehender: „Haben Sie Herrn Kofz gesehen?“ Zeuge: „Ja. Bei dem Zusammenstoß war er jedoch verschwunden.“ Als die Fahne im Besitz der Polizei war und der Zug sich wieder in Marsch befand, soll den Polizeibeamten: „Rache! Rache!“ zugerufen worden sein. Auf Befragen des Nebenklägers, ob beim Erscheinen der Fahne Rufe des Unwillens laut wurden, erklärt der Zeuge, nichts dergleichen gehört zu haben.

Der Zeuge Arbeiter Gustav Strud

bekundet nun im Gegensatz zu dem Vorzeugen, daß sich die Menschenmenge beim Anblick der Fahne über dieselbe empört hätte. Dann will der Zeuge gesehen haben, wie Brader umzingelt und mit Häuften und Stöcken bearbeitet wurde. Auch der Angeklagte Kofz soll mit der geballten Faust Brader geschlagen haben. Zeuge will es genau gesehen haben. Er will genau auf den Führer geachtet haben, weil er daran am meisten Interesse hatte. Vor Saggau habe Brader wieder aufgefordert, doch sei sofort mit Handstöcken geschlagen worden. Zeuge hält das Vorgehen der Polizei für durchaus korrekt, und besonders darauf, was der Polizei vorher geboten wurde. Muthmann hat der Zeuge nicht beobachtet, weil er sein Interesse auf den Führer konzentriert habe, weil er selbst Führer einer Bewegung sei. Vom Verteidiger nach der Art der Bewegung befragt, weigert der Zeuge sich zunächst, dieselbe näher zu bezeichnen, erklärt dann aber, daß es sich um eine Sportbewegung handele, die mit Politik nichts zu tun habe.

Der Bauernprozeß 7. und 8. Tag

16 weitere Zeugen der Verteidigung zugelassen

Ende des Prozesses nicht vor nächster Woche

Gesarbeiter Gustav Hanzer

will beim Heraustragen der Fahne die Worte gehört haben: „Wat schall de Lee dor haben? App jeden Feldweg mutt se umwidelt warn un hier nich?“ Bei Saggau glaubt er, daß die Polizei zuerst zugegriffen hat. Alles drängte nach, auch die Zuschauer auf dem Bürgersteig.

Arbeiter Rill

Hat beim Erscheinen der Fahne zu seinem Kollegen gesagt: „Wenn das man gut geht!“ Er hat auch gesehen, daß nach dem Vorfall vorm Hofbräu die Senze verbogen war. Vor Briens Gasthof sah er dann einen Polizeibeamten, an der Schläfe blutend, aus dem Zug herauskommen, der von Zivilisten nach Knitrehm gebracht wurde. Säbel hat er bei der Schlägerei nicht gesehen, nur Handstöcke und Gummiknüppel.

Arbeiter Kermel

glaubt auch, daß das Publikum beim Herausbringen der Fahne erregt wurde. Einzelner Worte kann er sich jedoch nicht mehr entsinnen. Er lief dann zum Bankverein und sah, wie der Kampf um die Fahne entbrannte. Einzelheiten darüber kann er nicht angeben.

Bedeutender als die bisherigen Aussagen ist die des Kriminalsekretärs Schwelendief aus Kiel. Der Zeuge ist eigens wegen der zu erwartenden Demonstration von Kiel nach hier beordert worden. Er hat sich bereits kurz nach Mittag im Saal der Tonhalle unter die Bauern gemischt. Dort hat er

Bereits um 12¼ Uhr die mit der Senze versehene Fahne sehen sehen.

Sie war an einem Pfeiler befestigt und ragte schräg in den Saal hinein. Er hat jedoch Brader vorher von dem Vorhandensein der Fahne keine Mitteilung gemacht. Beim Herausholen derselben hat der Zeuge im Publikum Rufe des Widerwillens gehört. Von den Vorfällen auf dem Großflecken weiß er nichts. Dagegen hat er die Reden in der Viehhalle zum größten Teil gehört. Der Landmann Schwarzloh habe sich in einem ruhigen Ton geäußert. Rühl habe dagegen u. a. gesagt, daß es nichts schade wenn die

Landwirte mal mit dem Strafgesetz in Konflikt kämen. Bestmann habe zum Zurückholen der Fahne aufgefordert. Ob das unter Anwendung von Gewalt geschehen solle, hat der Zeuge nicht herausfinden können. Auf Befragen des Verteidigers erklärt er, im Lokal keinen Anstoß an der Fahne genommen zu haben. Gegen das Tragen derselben auf der Straße habe er jedoch Bedenken gehabt. Auf die Frage des Vorstehenden an Muthmann, warum er für das Schwert gerade die rote Farbe gewählt habe, erklärte er: „Ich war mir anfänglich über die Farbensymbolik selbst nicht im klaren, doch habe ich später für das Schwert die rote Farbe genommen, um für die Fahne schwarz-weiß-rot aufzubringen. Den Pflug konnte ich doch nicht rot machen.“

Eine völlig neue Darstellung des Zusammenstoßes vorm Hofbräu, die zu sämtlichen bisherigen Zeugenaussagen in krassem Widerspruch steht, gibt der Kieler Kriminalassistent Peters.

Vor der Tonhalle will der Zeuge zunächst gesehen haben, wie der Angeklagte Kofz den Brader mit beiden Händen an der Brust gepackt und beiseite geschoben hat. B. sei dann mehrfach mit Stöcken und geballten Fäusten geschlagen worden. Vor dem Hofbräu will der Zeuge nun gesehen haben, wie Muthmann dem Polizeioberinspektor den Säbel entriß

und die Klinge krummgebogen habe, indem er die Spitze auf die Erde setzte und mit dem Fuß darauftrat. Auch will der Zeuge gesehen haben, wie Muthmann den Beamten mit geballten Fäusten schlug. Justizrat Luettgebrune faßt den Zeugen kurz ins Auge und erklärt: „Ihre Darstellung stimmt auf keinen Fall! Von den zahlreichen Zeugen hat bisher noch keiner bekundet, daß

Muthmann die Fahne auch nur ein einziges Mal losgelassen habe.

Deshalb kann er auch nichts von dem getan haben, was Sie hier vor Gericht behaupten!“ Peters wird weiterhin darauf verwiesen, daß Muthmann bisher nichts habe beschönigen wollen. Der Zeuge bleibt bei seiner Darstellung: Die Fahne habe Muthmann vor dem Hofbräu losgelassen und sie sei durch mehrere Hände gegangen. Als Peters nun trotz aller

Vorhaltungen bei dieser Aussage bleibt, erklärt Justizrat Queigebrunne: „Es ist in bezug auf die Psychologie einzelner Zeugen interessant, was ich zu erklären habe:

Ich kenne denjenigen, der dem Polizeioberinspektor den Säbel entziffen hat. Man hat es mir unter dem Siegel meiner Amtsverschwiegenheit mitgeteilt. (zu Peters): Muthmann war es bestimmt nicht!“

Oberinspektor Brader kann die Aussage Peters nicht bestätigen. Er kann keinen der Beteiligten wiedererkennen.

In der Nachmittagsitzung wird in der Vernehmung des Kriminalassistenten Peters aus Kiel fortgesetzt. Auch über den Zusammenstoß, bei dem die Fahne genommen wurde, sagt der Zeuge wesentlich anders aus wie die bisherigen Zeugen. Er sah plötzlich einen Mann, der die rechte Hand vors Gesicht hielt, mitten aus dem Getümmel kommen. Er blutete stark und nahm auf einem Eiswägelchen ober einem Bordstein Platz. Wie Muthmann auf der Erde liegend noch immer die Fahnenstange festgehalten habe, habe ein Landwirt bei ihm gekniet und habe ihm beim Festhalten geholfen. Muthmann sei dann ohne Hilfe wieder aufgestanden und sei wieder in den Zug eingetreten, er habe dabei gesagt: „Es woll nich so schlimm worn!“ (Bewegung Muthmann jagt halblaut: „Ich kann ja gar kein Blatt!“) Seiner Ansicht nach hat Bestmann durch seine Rede erreichen wollen, daß die

Verammlung sich die Fahne wiederholte.

Auch habe Bestmann aufgefordert, die Türen zu schließen und nur der Gewalt zu weichen. Der Zeuge Werklehrer Schmidt hat die Vorgänge photographieren wollen, der Apparat sei ihm aber mit den Worten: „Hier gibts nichts zu photographieren“ aus der Hand geschlagen worden. In der Viehhalle will er gehört haben, wie Schwarzloch etwa folgendes sagte: „Ich habe euch gefragt, werden wir die Fahne auch halten können. Da habt ihr gesagt, wir stellen junge harte Bauern an die Spitze. Und nun ist sie uns doch genommen.“ Schwarzloch hat dies in Blatt gesagt. Der Vorsitzende fragt den Zeugen, was er für ein Landsmann sei. Der Zeuge stammt aus Utm, versichert aber, das Blatt mißhelos zu verstehen. Auch er hat in der Halle Rufe gehört, die zum Weichen aufforderten, sie sind aber seiner Ansicht nach von der dem Angeklagten Jens entgegengesetzten Hallenseite gekommen. Der Gummiknüppel sei seiner Ansicht nach erst dann angewandt worden, als der Ruf: „Wir weichen nur der Gewalt!“ ertönte.

Der Polizeiwachmeister Wilhelm Peters

sagt aus, daß er bereits vorm Hofbräu durch einen Schlag mit einem Knotenstoß über den Kopf schwer verletzt worden sei. Der Zeuge zeigt seinen zerrissenen Uniformrock vor. Nachdem er sich wieder erhoben hatte, sei er von einem großen starken Mann in den Bauch getreten worden. Der Zeuge ist dann trotz seiner Verletzungen an dem Kampf um die Fahne vor dem ~~Saale~~ Haus beteiligt gewesen ~~gewesen~~ ~~und~~ ~~in~~ ~~der~~ ~~Handlung~~ ~~gewesen~~. — Der dann vernommene

Polizeihauptwachmeister Roos

hat gesehen, wie bei dem Kampf um die Fahne sein Kollege Brader (nicht der Oberinspektor) durch einen Schlag mit einem schweren Knotenstoß eine blutende Kopfwunde erhielt. Als Täter verdächtigt er den Landmann Mugsfeld aus Gießhufen, der bekanntlich vor der Schümannschen Gastwirtschaft durch einen Säbelschlag über den Kopf schwer verletzt wurde. Roos gab auf Verlangen des Vorsitzenden eine Beschreibung des M., die auch tatsächlich seinem Aussehen entsprach. Mugsfeld soll wieder geladen und diesem Zeugen und auch anderen

Polizeibeamten gegenübergestellt werden.

Roos hat auch den Angeklagten Hell beim Bahnhof mit verhaftet. Und es kommt nun bei der Belprechung dieses Falles über die Frage der Rechtmäßigkeit der Festnahme zwischen den Beamten und dem Verteidiger Hells zu längeren Auseinandersetzungen. Hell bleibt bei seiner Darstellung, von Polizisten verfolgt und verhaftet worden zu sein, nur weil er gerufen habe: „Formieren! Formieren!“ Als er treuherzig erklärt, daß er in seiner Aufregung den Schlag mit dem Gummiknüppel gar nicht bemerkt, sondern erst am andern Tage über Schmerzen im Rücken geklagt habe, bricht das Publikum in große Heiterkeit aus, die der Vorsitzende rügt. Am Schlusse der heutigen Sitzung gab das Gericht die Erklärung ab, daß von den von der Verteidigung benannten Zeugen zunächst 16 vernommen werden sollen, und zwar alles Neumünsteraner Bürger, die mit der Landvolkbewegung in keinem Zusammenhang stehen.

Der achte Verhandlungstag.

Der Andrang des Publikums zu diesem achten Tage ist unvermindert stark, im Zuschauerraum ist nicht ein Stuhl frei. In den Vorräumen wird Zeugen-Driftmeißel getrieben: „Wenn wir noch 48 Zeugen hören, dann wird es ...“ — „Aber wir müssen noch 60 Zeugen hören!“ Jedenfalls ist in dieser Woche keinesfalls das Urteil zu erwarten, zumal man morgen vermutlich pausieren wird. Heute vormittag sollen Zeugen der Verteidigung, am Nachmittag die noch nicht vernommenen Polizeibeamten gehört werden.

Der Vorsitzende will eine Feststellung herbeiführen, daß die Angeklagten nicht der Forderung der Polizei, die Fahne herauszugeben, nachkommen wollten. Die Verteidigung stellt fest, daß die Angeklagten den Standpunkt vertraten, daß die Forderung zur Herausgabe der Fahne nicht gerechtfertigt war. Auch gehe es nicht an, nun nachdem die Zeugen der Anklage gehört seien, die Sachlage für geklärt anzusehen und auf die Zeugen der Verteidigung zu verzichten.

Es wird nun der Gutsbesitzer Behr-Mettenhof als Zeuge, zunächst unvereidigt, vernommen. Er schildert, wie er bei der Durchfahrt durch Einsfeld bereits das Schupo-Kommando habe stehen sehen und daraus gefolgert habe, daß in Neumünster noch einiges passieren könne. Später habe ihm aber Schwarzloch gesagt, daß der Umzug und die Verammlung erlaubt seien, die Polizei sei nur zum Schutze des Zuges aufgeboden, da die Kommunisten für den gleichen Tag Demonstrationen angekündigt hätten. Ihm ist das Polizeiaufgebot aber auch weiter noch bedenklich erschienen. Der Zeuge ist etwa bei der 10. bis 15. Gruppe in den schon in Bewegung befindlichen Zug eingetreten, der dann aber bald zum Stoden kam. Es wurde gesagt: „Sie wollen die Fahne nicht durchlassen!“ Es wurde von hinten stark nachgedrängt, der Zeuge trat dann links aus dem Zug heraus. Da sah er den Kampf um die Fahne, der zuerst nicht so schlimm aussah, mehr wie eine Rauferei. Erst durch das Herbeistellen von 16–20 Polizeibeamten, die schon in einiger Entfernung die Säbel blanzogen, habe sich das Bild geändert. Er sei weggegangen, als alter Mann habe er sich nicht in eine Schlägerei verwickeln lassen wollen. Muthmann lag dann auf der Erde, der Zeuge wollte weiter fort. Er hörte hinter sich das Klappen von Schlägen, drehte sich um und bekam den Säbelschlag ins Gesicht, der ihm die Nase spaltete. Wer ihn geschlagen, habe er nicht gesehen. Der Zeuge kniete in die Knie. Er hat noch gemerkt, daß ihm jemand zu Hilfe kommen wollte, der aber mit Schlägen von ihm fortgeschreckt wurde. Er sei dann hochgetaumelt und habe auf einem Eislarren vor dem Windenden Geschäft Platz genommen. Er sei nicht im Gedränge gewesen, habe auch nie einen Schirm besessen, könne also auch nicht, wie der Zeuge Stroßbach bekundet, mit einem Schirm gedroht haben.

Vor.: „Wollten Sie sich nicht doch etwa der Fahne nähern?“

Zeuge: „Ich habe nun beinahe das biblische Alter. Wenn eine Schlägerei droht, gehe ich fort.“

Der Vorsitzende hat jetzt gesagt, jenseits aus hätten nur beim Zurücktaumeln

abwehrend die Arme vor ihre Gesichter gehalten.

Als zwei Beamte sinnlos auf den bereits am Boden liegenden Fahnenträger einschlugen, hat sich die Zeugin empört und vor Entsetzen abgewendet. Sie hat dann gesehen, wie der durch einen Säbelschlag verletzte Hofbesitzer Behr nach wenigen Schritten in die Knie sank, das von den Händen verhüllte Gesicht zur Erde niedergebeugt, auf der sich dann sofort eine Blutlache bildete. Ein Mann, der dem B. zur Hilfe eilen wollte, habe ebenfalls von einem Polizeibeamten einen Hieb bekommen. Auf Befragen des Verteidigers schildert die Zeugin noch weitere Einzelheiten des blutigen Zusammenstoßes. Die Zeugin erklärt ausdrücklich, in keinem Falle gesehen zu haben, daß Bauern sich mit Stöcken und dergleichen zur Wehr setzten.

Mittwoch wird nicht verhandelt. Fortsetzung Donnerstags vormittag 9 Uhr.

Bauernprozeß, 8. Verhandlungstag

Umwohner des Großfleckens sagen aus

Bedeutende Erklärungen einzelner Zuschauer

Der Hofbesitzer Georg Nagel

aus Wesselburenried, eine hünenhafte Gestalt, glaubte die Fahne zunächst von Kommunisten bedroht und eilte an die Spitze des Zuges. Er hat gesehen, wie der abwärts stehende Behr niedergeklagen wurde. Zeuge hat auch nicht geglaubt, daß die Polizei wegen der Fahne ein Blutbad anrichten würde und bezeichnet das Vorgehen der Beamten als eine „große Schweinerei“. Im Viehhof will der Zeuge Schläge mit Gummiknüppeln auf den Kopf erhalten haben.

Landmann Peter Witt aus Weidenfleth

hat sich erst vor der Gehlischen Gastwirtschaft am Kirchberg dem Zuge angeschlossen und weiß vom Kampfsitz nichts. Auch er will in der Viehhalle grundlos mit dem Gummiknüppel geschlagen worden sein.

Landmann Johs. Heesch aus Dammfleth

bei Witter will gehört haben, wie Arbeiter vom Bürgersteig gerufen haben: „Dat lat ji iuch gesalln? Hüt abend makt wi mal'n Kmetog, denn kriippt de Bullezei in't Muslod!“ Am Bahnhof hat H. gehört wie sein Landmann Hell festgenommen worden sei. Er ist deshalb zur Polizeiwache gegangen, wo ein Beamter ihn angeschrien habe: „Wenn sich einer wie ein Tier benimmt, dann wird er auch wie ein Tier behandelt.“ Der Zeuge behauptet, die Polizei sei furchtbar nervös gewesen. — Der 33-jährige.

Landmann Hugo Schumann aus Wiemersdorf

hat sich vom Holsteinischen Haus aus dem Zuge angeschlossen. Da er weit hinten war, glaubte er lange Zeit hindurch, die Polizei stehe den Landwirten gegen die Kommunisten bei. Erst als er bei Saggau die Beamten mit gezücktem Säbel auf die Bauern losstürmen sah, fing er an, die furchtbare Lage zu erfassen.

Reichsgraf von Plathen-Hallermund

aus Selendorf, 27 Jahre alt, weiß von dem Zusammenstoß nichts. Er hat zwei Tage vor dem 1. August mit Nuthmann, der ihn besuchte, über die Fahne gesprochen. Nuthmann habe ihm unter anderem erzählt, er habe sich eine alte Sense gekauft, die ihm ein Autoschlosser in Wlön so stumpf gemacht habe, daß nicht das Geringste passieren könne. Nuthmann habe ihm erzählt, daß die Fahne das Symbol des Florian Geyer darstelle. Auf Befragen bekennt der Zeuge, daß keinerlei Aufforderung zur Mitnahme von Handstöcken an die Landwirte ergangen sei. Jeder Bauer sei mit friedlichen Absichten nach Neumünster gekommen. — Vor Eintritt in die Mittagspause zeigt Dr. Quetgebrune dem Richterkollegium die

Reiterstandarte des Wiemersdorfer Reitervereins.

Der Schaft dieser Standarte besteht aus einer Lanze mit einer sehr langen eisernen Spitze. Der Verteidiger erklärt

2 Beamten abgeführt wurde. Der Zeuge will nichts davon gesehen haben, daß Hell von einem Beamten verfolgt und mit einem Gummiknüppel geschlagen wurde. Dem Hell soll während seines Abtransports nichts passiert sein.

Der frühere Kraftwagenführer Willi Staben

ist bereits um 1 Uhr mittags mit dem Rade über den Großfleck gefahren, um als Zuschauer dem Samstags-Empfang beizuwohnen. Er will beim Erscheinen der Senzen-Fahne entrüstet gewesen sein und will sich gedacht haben: „Wat jall jon Blödsinn, in unerer ruhigen Stadt Neumünster!“ St. hat dann die Vorfälle beim Hofbräu und bei Saggau genau beobachtet und stellt sich auf den Standpunkt, daß die Polizei zuerst mit Handstöcken geschlagen wurde und sich deshalb mit Säbeln zur Wehr setzten, nachdem das Schlagen mit Gummiknüppeln erfolglos gewesen war. Von dem eigentlichen Kampf um die Fahne hat der Zeuge allerdings nichts Genaues gesehen, sondern sah erst die Fahne im Besitze der Polizei. Auch hat er nicht gesehen, wie Nuthmann am Erdboden lag. Auf Befragen des Verteidigers erklärt St., daß er Handstöcke mit Krücken nach oben in der

Luft gesehen. Während des Zuges und in der Halle hat er die Rufe „Bluthunde“ gehört. Beim Bahnhof will der Zeuge mehrfach gesehen haben, wie Demonstranten sich widersetzt haben, als der Platz geräumt wurde. Auf Befragen des Verteidigers erklärt der Zeuge, daß er sich erst während des Prozesses der Polizei freiwillig als Zeuge zur Verfügung gestellt hat.

Schuhwarenhändler Karl Kieper,

Großfleck 4 wohnhaft, stand auf dem Treppenvorbau vor seinem Geschäft und sah Brader mit etwa 9 Beamten auf den Zug losstürmen. In Höhe des Kinos hob Brader die Hand. Der Zug blieb sofort stehen. Keine Unruhe war zu merken. B. hatte nicht umgedreht, nur einen Gummiknüppel in der Hand. Er schritt auf die Fahne zu und trieb einen Keil in die zurückweichenden Bauern. Zeuge hörte Brader sagen: „Fahne freigeben!“ Hinter ihm in Keilsform standen die Beamten. Dann hörte er Braders Befehl: „Säbel raus!“ Dann sah der Zeuge, wie die Gruppen an der Spitze des Zuges auseinanderdrängten. Kieper hat gesehen, wie ein einzelner alter Landwirt, ohne Handschloß, 5—6 Schläge bekam. Der betr. Beamte habe sich minutenlang nur mit diesem Mann beschäftigt. Hörte dann, wie ein Beamter einen dumpfen Schlag auf dem Ischalo erhielt. Es war Brader 2. Durch diesen Zwischenfall ist dem Zeugen der Kampf um die Fahne entgangen. Es sei aber unmöglich, daß vorher versucht wurde, mit Gummiknüppeln vorzugehen und daß zuerst ein Beamter geschlagen worden sei. Der Angriff der Polizei habe erst nach dem Kommando „Säbel raus“ erfolgt.

Bauernprozeß, 9. Verhandlungstag

Ein neuer Schriftsatz der Verteidigung

Der Fall Behr-Mettenhof vor der Aufklärung?

Vor Beginn der Verhandlung ist dem Gerichtshof von der Verteidigung ein neuer Schriftsatz überreicht worden, in dem

30 neue Zeugen,

in der Hauptsache aus Neumünster, benannt sind. Diese Zeugen sollen sich u. a. darüber äußern können, daß die Einwohner Neumünsters an der Fahne keinen Anstoß genommen hat, daß der Zusammenstoß am Hofbräu nicht wie von der Polizei, sondern wie von den Angeklagten geschildert sich abgespielt hat, daß ein

bestimmter, namentlich genannter Neumünsteraner

Polizeibeamter

den Zeugen Gutsbecker Behr-Mettenhof schwer verletzt hat und daß schließlich in einem Zigarrengeschäft an der Kieler Brücke eine „Zeugengentrale“ eingerichtet worden sei. Der Gerichtshof wird sich noch über diesen Antrag schlüssig werden. Mündlich wird von der Verteidigung die Anregung gegeben, einen höheren Polizeibeamten als Sachverständigen über die polizeilichen Maßnahmen des Polizei-Oberinspektors Brader zu hören. Die Staatsanwaltschaft und der Nebenkläger widersprechen, da diese Frage hier nicht von der geringsten Bedeutung sei. Die Verteidigung meint das nicht. Der Nebenkläger führt dann aus, daß er nur aus juristischen Gründen widersprochen habe, daß aber die Polizeiverwaltung nicht den geringsten Grund habe, eine sachverständige Nachprüfung zu scheuen. Im Gegenteil sei ihr eine solche Nachprüfung, daß

die hiesige Polizei von der Spitze bis zum untersten Beamten einwandfrei und tadellos

gehandelt habe, nur erwünscht. Über der Nebenkläger behauptet, daß eine solche Nachprüfung wohl kaum möglich sein werde, weil sie rechtlich vollkommen unzulässig sei. Auch müßte dann wohl, zur Orientierung des Gutachters, die ganze Verhandlung noch einmal von vorn aufgerollt werden. Die Verteidigung stellt daraufhin fest, daß eine solche Nachprüfung juristisch wohl zulässig sei, da ein Beamter, der aus pflichtwidrigem Ermessen zu bestimmten Maßnahmen gekommen sei, nicht den Schutz der Rechtsgerichtsentscheidung genieße. Der Nebenkläger widerspricht wieder. — Der Vorsitzende erklärt, die Anregung werde in der nächsten Pause geprüft werden. Von neuem erhebt sich der Nebenkläger und bittet, die Frage sofort zu entscheiden, da je nach der Art ihrer Entscheidung wichtige Konsequenzen gezogen werden müßten. Der Vorsitzende meint, die Entscheidung habe bis nach der Pause Zeit. Der Nebenkläger widerspricht. Der Vorsitzende beginnt trotz dieses Widerspruchs mit der Vernehmung der Zeugen. Der

Kaufmann Theodor Wahrs aus Neumünster

hat den Zusammenstoß beim Hofbräu mit angesehen. Ihm ist aufgefallen, wie rasch die Säbel gezogen worden sind. Er hat nur das Blitzen gesehen, aber keine erhobenen Stöße. Am Zuge hat er bei Saggau keine Erregung gemerkt, er habe einen geordneten ruhigen Eindruck gemacht. Im Gegenteil sind ihm die Polizeibeamten sehr erregt vorge-

fährlicheres Instrument darstelle, aber in zahlreichen Festumzügen ohne Begeisterung mitgeführt sei.

In der Nachmittagsverhandlung schließt zuerst

Polizeihauptwachmeister Minnick

den Kampf um die Fahne. Er hat gesehen, wie in der Nähe der Fahne besonders viel jüngere Landleute mit Stöcken standen. Mit dem Gummiknüppel sei nichts zu machen gewesen, darum sei auf Oberinspektor Braders Befehl der Säbel gezogen worden. Beim Durchdrängen der Fahne seien die Beamten nicht geschlagen worden. Er habe gerufen: „Platz machen!“ Dann sei ihm Platz gemacht worden. Er habe auch nicht vom Säbel Gebrauch gemacht. Er hat nur gesehen, daß Muthmann mit dem Gummiknüppel geschlagen wurde nicht mit dem Säbel. Er hat ihn auch nicht bluten sehen. Auf dem Bahnhofspfad habe er deutlich gehört, wie der Angeklagte Hell dreimal gerufen habe:

„Alles hierbleiben! Formieren!“ Er hat dann mit einem Kollegen Hell verhaftet und hält es für ganz ausgeschlossen, daß der Angeklagte noch nach seiner Verhaftung mit dem Gummiknüppel in den Rücken geschlagen worden sei.

Polizeihauptwachmeister Schulze

befundet, daß er vom Oberinspektor keine besondere Anweisungen erhalten hat, er hat versucht, bei dem Kampf die Straße frei zu machen, doch habe niemand trotz Anwendung des Gummiknüppels auf seinen Ruf „Straße frei“ reagiert. Er hat aus der Ferne gesehen wie ein Stod seinen Kollegen Brader II traf. Bis zur Fahne hat er sich nicht durchdrängen können, weil das Gewühl zu groß war. Beim Eindringen in die Viehhalle sei mehrfach „Blutbunde“ gerufen worden. In der Ecke der Tribüne, wo der Angeklagte Jens sah sei gerufen worden: „Blutbunde, wenn ihr was wollt, kommt raus.“ Den Angeklagten Jens erkennt er nicht wieder.

Polizeihauptwachmeister Brader II

kagt aus, daß er den Befehl zum Säbelziehen nicht gehört habe, er selbst habe nur den Gummiknüppel benutzt. Er hat in der Nähe von Schumanns Gasthof einen Schlag mit einem Stod gegen die Schläfe erhalten und ist besinnungslos geworden. Er soll noch in bezug auf den Täter gerufen haben: „Der lange Groke mit dem grünen Hut.“, würde aber den Täter nicht wiedererkennen. Er erinnert sich aber bestimmt an einen Hut mit Gamsbart.

Polizeimeister Heddermeyer

hat den Schlag auf Brader beobachtet und gibt von dem Täter eine ganz andere Schilderung als der gestrige Zeuge Roos. Auch ein zweiter Demonstrant sei ausgesprungen, sei aber von ihm mit dem Gummiknüppel vercheut worden. Dem Zeugen wird der Gutsbecker Behr-Mettenhof gezeigt und versichert aber, daß dieser keiner der beiden Täter sein könne. Der Täter sei sehr groß gewesen, ob er einen Bart getragen habe, weiß er nicht mehr, er glaubt sich aber zu erinnern, daß er schlecht rasiert war.

Polizeihauptwachmeister Nissen

befundet, daß der Oberinspektor den Beamten irgendwelche Anweisungen für die Art ihres Vorgehens nicht erteilt hat. In seinem Standpunkt hätten die Leute keine drohende Haltung eingenommen.

Der Droßist Max Hoch

hat die Landwirte ruhig an sich vorbeimarschieren sehen, ist dann zu Beginn des Vorfalles an den Fernsprecher gerufen worden, so daß er von dem Zusammenstoß nichts gesehen hat.

Polizeihauptwachmeister Levin

erklärt auf Befragen des Verteidigers, Rechtsanwalt Weber-Hendenburg, er wisse nicht, ob er den Säbel gezogen habe. Er gibt die Möglichkeit zu, gezogen und mit dem Säbel auch geschlagen zu haben, kann sich indessen angeblich nicht besinnen. Rechtsanwalt Weber greift unmittelbar vor der Vereidigung nochmals ein und fragt den Zeugen eindringlich, ob er sich nicht entsinnen könne, Behr-Mettenhof mit dem Säbel niedergeschlagen zu haben. Der Zeuge verneint diese Frage mit aller Entschiedenheit und wird sodann vereidigt.

Die letzten Zeugenausagen am Spätnachmittag waren für die Polizei ungünstig. Nachdem

Frau Rechtsanwältin Barlach

und der Lagerist Hermann Grage bereits Schilderungen von dem Kampf um die Fahne vor der Möbelhandlung Saggau gegeben hatten, machte die Aussage der letzten Zeugin,

Fräulein Engeland

auf die Anwesenden tiefen Eindruck. Die Zeugin sah von dem Balkon ihrer Wohnung im ersten Stod des Schumanns Hauses, Grohkeden 8 wie der Zug der Landwirte in munterhafter Ordnung heranströmte. Plötzlich sah sie Herrn

Landmann Peter Messer

erklärt dem Gericht, daß er und seine Nebenleute im Zuge der Meinung waren, daß die Polizei nach dem Zusammenstoß beim Hofbräu den Zug ruhig würde ziehen lassen. Auf einen erneuten Angriff war kein Mensch gefaßt. Die auf den Bürgersteigen stehenden Arbeiter hätten gerufen: „Daß harrn wi uns nich gefalln laten!“

Polizeikommissar Storkebaum

wird nach der Zahl der Beamten gefragt, die beim Kampf vor Saggau beteiligt waren. Der Zeuge glaubt, daß es etwa zwanzig Beamte waren.

Landmann Claus Hade aus Schuby

hat sich in der dritten Gruppe hinter der Fahne besunden und war beim Hofbräu bei der Fahne. Beim Ringen um dieselbe hat er den unter dem Fahnenstange hängenden Ruchmann mit aufrichten helfen. Er glaubt ferner, daß sich auch Kriminalbeamte an dem Kampf beteiligt hätten. Der Zeuge hat auch Schläge mit Säbeln und Gummiknüppeln erhalten. Er meint, wenn alle Bauern ihre Pflicht getan hätten, dann wäre die Fahne schnell nach hinten gekommen und nicht in den Besitz der Polizei gelangt.

Die Frage des Verteidigers, ob sich besonders viel Jungbauern um die Fahne geschart hätten, verneint der Zeuge. Er selbst ist 33 Jahre. Dr. Quetgebrune vertritt die Ansicht, daß mit der Fiktion: „Jungbauern na wörn!“ nun endlich mal Schluß gemacht werden müsse.

Die Verhandlung dauert fort.

Der Bauernprozeß, 9. und 10. Tag

Neumünsters Kriminalbeamte sagen aus Wann wurden die Säbel gezogen?

Nach der Pause wurde das Gericht sich schlüssig über die Vernehmung eines Sachverständigen.

Nachdem die Staatsanwaltschaft und der Nebenkläger nochmals widersprochen hatten, erklärte der Vorsitzende, daß das Gericht einen Sachverständigen in beschränktem Umfang auslassen werde. Der Sachverständige soll weder über die Wegnahme der Fahne noch darüber aussagen, wie weit Bräcker sich bei dem Kampf um dieselbe in der rechtmäßigen Ausübung seines Amtes befand. Dagegen will das Gericht von dem Sachverständigen hören, welche Maßnahmen er zur Lösung dieser Aufgabe getroffen hätte. Der Vorsitzende erklärte, daß eine klare Beantwortung dieser Frage für die Würdigung der gesamten Verhältnisse erheblich sein könne.

Der Verteidiger Dr. Quetgebrune bittet das Gericht, bei der Auswahl der Persönlichkeit Vorsicht walten zu lassen und keinen Herrn zu beauftragen, der z. Bt. im Polizeidienst einer Behörde steht, die mittelbar oder unmittelbar an dem Ausgang des Prozesses interessiert ist. In Frage komme nur ein Herr von außerhalb oder ein solcher, der früher im Dienste einer heimischen Behörde gestanden hat. Rechtsanwalt Springe wendet sich nun gegen die Ladung weiterer Zeugen von Seiten der Verteidigung und erklärt namens der Polizeiverwaltung, daß sie die denkbar größte Zahl von Zeugen noch hätte laden können. Die Polizeiverwaltung hätte jedoch auf Grund der positiven Zeugenaussagen die Vorfälle in allen Punkten für geklärt. Sie wären auch nicht mehr durch Hunderte von Zeugenaussagen zu erschüttern. Dr. Quetgebrune erwidert, daß noch zahlreiche Leute etwas anderes gesehen hätten, als die Polizeibeamten und ihre Enklastungszeugen. Insbesondere die Polizeibeamten seien durchaus Partei. Die Verteidigung erachte es deshalb als

ihre Pflicht, Zeugen vernehmen zu lassen, die weder auf Seiten der Polizei ständen, noch Teilnehmer des Zuges waren. Dr. Quetgebrune weist darauf hin, daß die Ladung solcher Zeugen (sagt ausschließlich Geschäftsleute vom Großflecken) deshalb sehr große Schwierigkeiten gemacht habe, weil diese befürchteten, vom Bürgermeister Lindemann als Wohlfahrtsbezugsnehmer keine Versicherungen für die städtischen Wohlfahrtsanstalten mehr zu erhalten. Die Behauptung des Rechtsanwalts Springe, die Vorfälle seien geklärt, sei unwahr. Bisher habe noch kein Polizeibeamter zugegeben, Ruchmann oder Behr mit dem Säbel geschlagen zu haben. Rechtsanwalt Springe erwidert, daß auch die von der Polizei als Zeugen benannten Geschäftsleute Schädigungen befürchtet hätten und zwar in diesem Falle von der städtischen Bevölkerung. Die Zeugen der Polizei seien genau so wertvoll wie die der Gegenseite. Auf soziale Schichtuna käme es hier nicht an. Springe schließt mit folgenden Worten: „Wir haben den Sachverständigen über die Wirkung von Schlägen mit Gummiknüppeln und Säbeln gehört. Wenn es zuträfe, daß wie einige Zeugen behaupteten, die Polizeibeamten wie irrsinnig und wahnhaftig drauflosgeschlagen hätten, dann hätte es bei dem Fahnenkampf ein großes Blutbad und zahlreiche Knochenbrüche gegeben.“ — Justizrat Dr. Quetgebrune empört:

„Ist denn vielleicht am 1. August noch nicht genug Blut geflossen in Neumünster?“

Ist es nicht betrübend genug, wenn Leute, die am Fahnenkampf überhaupt nicht beteiligt waren wie Behr, Wallis und Muggels, durch Säbelhiebe klaffende Wunden erhalten haben und schwer verletzt wurden?“ — Rechtsanwalt Springe: „Demgegenüber stelle ich fest, daß hier Polizeibeamte, brave Familienväter, von Leuten geschlagen wurden, die hier in Neumünster Gastrecht hatten.“ — Dr. Quetgebrune ruft mit Stentorstimme in den Saal:

„Die Landleute werden sich künftig für solches Gastrecht bedanken.“

Es wird wieder in die Zeugenvernehmung eingetreten. Fräulein Ilse Möller, Hausangestellte bei Sanitätsrat Dr. Bartam, Großflecken 2 a. hat vom Balkon aus gesehen, wie ein Trupp von etwa 20 Polizeibeamten auf den ruhig ankommenden Bauernzug losströmte. Ein großer Teil der Schutzleute hätte schon weit vor der Zugspitze die Säbel gezogen gehabt. Sie hat auch gesehen, wie der ganz abseits stehende Landmann Behr-Mettenhof einen Säbelhieb bekam. Die Zeugin hat nicht gesehen, daß die Landleute sich mit Stöcken zur Wehr gesetzt haben. — Der folgende Zeuge, Bauunternehmer Walter Tönhardt, kann hauptsächlich nur über die Stimmung im Publikum berichten. Er hat Arbeiter sagen hören: „Weshalb stößt sich die Polizei an die Fahne? Wenn wir unser Vlemotag noch, fängt die Polizei doch an.“ Einen Landmann hat er rufen hören: „Du hebst ja unser Fahnenträger rückerhaut!“ — Die nächste Zeugin, Frau Kisch, geb. Jergen, ist die Besitzerin jenes Glarreus, auf dem der verletzte Behr-Mettenhof später Platz genommen hat. Die Zeugin hat den ersten Zusammenstoß zwischen der Polizei und dem Zuge gesehen, sie ist dann in den Fluß des Timmermannschen Hauses gelaufen: „Ich konnte nicht solch kühnliche Schlägerei mit dem Säbel auf die Leute ansehen.“ Verteidiger: „Welchen Eindruck hat es auf Sie gemacht, waren die Bauern die Angegriffenen oder die Angreifer?“ Zeugin Kisch: „Ich hatte den Eindruck, daß die Polizei angriff.“ Rechtsanwalt Springe: „Ich bitte, die Zeugin zu fragen, ob es ihrem Eindruck nach zu dem ganzen blutigen Zusammenstoß gekommen wäre, wenn die Bauern die Fahne freiwillig herausgegeben hätten.“ — Dr.

Quetgebrune: „Ich beanstande diese Frage. Es handelt sich dabei um eine reine Hypothese, während meine Frage nach einem Eindruck zielte, den die Zeugin auf Grund der beobachteten Vorfälle gehabt hat.“ Vorsitzender: „Ich habe keine Bedenken gegen diese Frage.“ Springe: „Ich bitte den Herrn Vorsitzenden, die Frage aufzunehmen.“ Nach einigem Hin und Her stellt Springe noch einmal die obige Frage. Justizrat Dr. Quetgebrune mit aller Schärfe: „Ich beanstande diese Frage und beantrage Gerichtsbeschluß.“ Das Gericht zieht sich zurück und verkündet dann den Beschluß, daß die Frage in folgender Form aufgestellt werde:

„Hat die Zeugin nach ihrer Beobachtung die Polizei für so erregt gehalten, daß sie selbst bei Herausgabe der Fahne losgeschlagen hätte?“ Springe erhebt sich lächelnd und verzichtet auf die Beantwortung der so formulierten Frage durch diese Zeugin.

Das Gericht verkündet ferner den Beschluß, den Polizeimajor Hillebrandt aus Altona als Sachverständigen über die weiter oben erwähnte polizeitaktische Frage zu hören. — Was den am Morgen eingereichten Schriftsatz der Verteidigung angeht, so sollen noch drei Kriminalbeamte zu der schon mehrfach erwähnten Beamtenbesprechung mit Bürgermeister Lindemann gehört werden. Auch darüber, daß die Polizeibeamten bereits 15 bis 20 Schritte vor dem Zuge die Säbel gezogen haben und Rufe ausgestoßen haben sollen, wie: „Wir sind doch keine Husumer!“ und „Haut die Hunde übers Fell!“ sollen noch einige Zeugen gehört werden. — Als besonders wichtige Entscheidung verkündet das Gericht dann, daß die Eingeklägte der beiden Verletzten Behr und Muggseld nicht mehr erörtert werden sollen, da sie für die strafrechtliche Beurteilung der hier vertretenen Fragen ohne Belang sind. Man hofft dann

heute mit der Beweisaufnahme zu Ende zu kommen.

Der Landmann Willi Claassen aus Wiemersdorf hat den Zusammenstoß zwischen dem Angeklagten Thies und dem Polizeihauptwachmeister Nidel gesehen. Er spricht von dem Zusammenstoß ständig mit Worten wie „Als wir um die Fahne kämpften“, „Als wir die Fahne wiederhatten“ und gerät so in den Verdacht der Mittäterschaft. Nebenkläger und Staatsanwalt beantragen, den Zeugen nicht zu vereidigen. Am Schlusse der Verhandlung verkündet das Gericht aber den Beschluß, den Zeugen zu vereidigen. — Der 100. Zeuge, Mühlenbesitzer Eilert Wochhof aus Wiemersdorf hat auch diesen Zusammenstoß gesehen. Neues bekundet er nicht. Der Händler Wilhelm Klot aus Neumünster weiß ebenfalls nichts Wesentliches auszusagen. Der Händler Wilhelm Lau bekundet, daß die Beamten bei Saggau zuerst den Gummistülpel, später erst den Säbel angewendet hätten. Der Kaufmann Denker hat die Auflösung am Bahnhof gesehen; das Vorgehen der Polizei hat ihn sehr erregt.

Zehnter Verhandlungstag

Als erster Zeuge wird der

Kriminalsekretär Rohwer

vernommen, der sehr anschaulich von den Vorgängen in der Viehhalle berichtet. Er hat gehört, wie der Angeklagte Bestmann die Aufforderung zur Bildung einer Kommission zur Wiederholung der Fahne an die Versammlung gerichtet hat. Aus der Versammlung sind dann Rufe gekommen wie: „Nein, nein! Keine Kommission! Wir gehen alle.“ Roh hat ihn später angesprochen und seinen Ausweis als Landmann verlangt. Er hat keinen Ausweis als Kriminalbeamter gezeigt. Roh hat ihn dann gefragt: „Ist das richtig, daß Sie hier sind?“ Die Äußerung des Angeklagten: „Hat denn hier keiner Murr in den Knochen? Schmeißt die Krimscher raus!“ hat der Zeuge nicht selbst gehört, sondern sie ist ihm von anderer Seite berichtet. —

Die in der fraglichen Beamtenbesprechung gefallenen Worte Lindemanns, die Polizei müsse zusammenhalten, hat der Zeuge in dem Sinne aufgefaßt, daß die Polizei den Presseangriffen gegenüber zusammenhalten müsse.

Rechtsanwalt Springe

erhebt sich und gibt namens der Polizeiverwaltung eine Erklärung darüber ab, daß in den „Hamburger Nachrichten“ eine Nachricht erschienen sei, bei dem Führer des hiesigen Reichsbanners, dem Zigarrenhändler Feldmann, sei eine

Zeugenzentrale

eingerrichtet worden, die der Polizei jene Zeugen zugeführt haben sollte, die für die Polizei günstig auslagen. Das sei nicht erwiesen. Wenn man von einer bewußten Zeugen-gewinnung spreche, so müsse man einen Major Koopmann erwähnen, der in allen möglichen Lokalen Zeugen für die Verteidigung zu gewinnen trachte. Der geirrigte Zeuge Tönhardt habe erklärt, daß Major Koopmann einen Druck auf ihn ausgeübt habe, um ihn zur Aussage zu veranlassen. Justizrat Dr. Quetgebrune bezeichnet diese Ausführungen, soweit sie die Verteidigung betreffen, als unwahr; Tönhardt habe den Angeklagten mehrfach völlig freiwillig seine Adresse gegeben. Springe widerspricht. (Zur Sache sei gesagt, daß die Hamburger Nachrichten gar nicht behauptet haben, daß eine solche Zeugenzentrale des Reichsbanners bestünde, sondern daß sie aus dem geirrigten Schriftsatz der Verteidigung mitgeteilt haben, daß die Verteidigung Zeugen für diese Behauptung genannt hat.) Es wird dann der

Kriminalsekretär Semmler

über die bekannte Beamtenbesprechung vernommen. Der Zeuge sagt aus, daß er natürlich nicht wissen könne, was sich Bürgermeister Lindemann bei den fraglichen Worten gedacht habe, daß die Worte aber doppeldeutig gewesen seien. „Ich habe mir auch gesagt, wie ein Polizeichef beratige Sachen sagen kann, wenn so etwas vorgeht. Da kann doch mancher, der keine Kurage hat, anders auslagen als er möchte.“ Auf die Frage, ob bei dem Erscheinen der Fahne auf dem Großfleder gejohlt worden sei, antwortet er, daß keine Kollegen ihm gelagt hätten, es sei nicht gejohlt worden. Aus diesen Gründen sei eine Beschlagnahme der Fahne nicht berechtigt gewesen. Die Verteidigung fragt ihn, wann zuletzt Instruktion über den Waffengebrauch abgehalten worden sei. Der Zeuge antwortet: „Bei der Kriminalpolizei seit 1918 nicht mehr. Kollegen von der Exekutivpolizei haben mir auch gesagt, daß bei ihnen seit 1918 keine Instruktion über den Waffengebrauch erfolgt sei. Es sind einige Beamten dagewesen, die gedacht haben, wenn es „Säbel raus“ heiße, könnten sie wild darauf einschlagen.“ — Kriminalsekretär Zimny hat die Worte Bürgermeister Lindemanns wie sein Kollege Rohwer aufgefaßt. Kriminalassistent Beute, ist der Ansicht, daß Bürgermeister Lindemann gemeint habe, daß die Polizei, wenn sich einmal ähnliches wiederhole, wieder zusammenhalten müsse. — Der

Gütermakler Hermann Repenning senior

hat von dem Fenster der Rindrehlmöhen Wirtschaft den Zusammenstoß beobachtet. Er versichert auf das Bestimmteste, daß ein Teil der Polizeibeamten schon vor dem Zusammenstoß die Säbel gezogen habe. Bestimmt jedenfalls die Spitze der Polizeibeamten. Die Beamten gingen im Aufschritt auf die Bauern los und schlugen sofort auf sie ein. Auf die Frage des Nebenklägers, wer ihn als Zeuge benannt haben, sagt der Zeuge, daß er in Horns Hotel gewesen sei. Rechtsanwalt Springe antwortet mit Betonung: „Das genügt mir schon. Sie waren in Horns Hotel.“ — Der Sohn des vorigen Zeugen, der Gütermakler Hermann Repenning junior bekräftigt nachdrücklich die Beobachtungen seines Vaters. Der

Gütermakler Heinrich Brader

ist der Ansicht, daß der Ruf „Säbel raus!“ bereits 10–15 Meter vor dem Zuge erfolgt sei. Seiner Ansicht nach ist sofort auf die Menge eingeschlagen worden. Der Zeuge

Johannes Pingel aus Wiemersdorf

bestätigt die Schilderung des Angeklagten Thies, daß Thies zuerst einen Schlag von dem Polizeibeamten bekommen hat worauf er die Hände des Beamten festkieselt. Der Zeuge Landwirt Jörg aus Wiemersdorf hat sich in der Spitze des Zuges befunden, sah plötzlich etwa 10 Beamte, die 30 Meter vor dem Zuge die Säbel zogen. Keiner von den Rankleuten in der Spitze habe zurückgeschlagen. — Die Verhandlung dauert fort.

Der Bauernprozeß, 10. Verhandlungstag

Zeugenvernehmung beendet!

**Die Regierung läßt den Polizeisachverständigen nicht aussagen
Das Gericht beschließt die Ladung eines neuen Sachverständigen**

Raufmann Diebed aus Neumünster

gibt an, daß er sich selbst als Zeuge gemeldet habe, da er den Bericht eines Kieler Kriminalbeamten über dessen Aussage gelesen habe, der ihn im höchsten Grade empört habe. Der Zug habe muster-gültige Ordnung bewahrt. Der Angeklagte Röß habe ganz links gestanden, er habe also den Polizeioberinspektor gar nicht schlagen können. Erst auf das Kommando „Abteilung marsch“ sei die Fahne entfaltet worden. Der Zeuge hat nicht das Gefühl gehabt, daß Brader die Fahne beschlagnahmen wollte, sondern daß er über die Einordnung der Fahne in den Zug gesprochen habe.

Polizeihauptwachmeister Schmke

hat gesehen, wie verschiedene Bauern die Stöcke bei der Fahne hochgehoben hätten, ein oder zwei hätten auch geschlagen. Brader sei plötzlich zu seinen Füßen niedergefallen, da habe auch er den Säbel gezogen und damit gedroht. Da sei die Straße frei geworden.

Der städtische Arbeiter Ramm

kann nichts Wesentliches beifügen. Der städtische Arbeiter Paul Müller hat den Eindruck gehabt, daß Polizeinspektor Brader zum Zuge gerufen hat: „Straße frei! Fahne runter!“ Auf Befragen der Verteidigung wird festgestellt, daß dieser Zeuge erst in der vorigen Woche, also während des Verlaufs des Prozesses, von der Polizei vernommen worden ist.

Raufmann Karl Hansen

hat Brader, den er als außerordentlich höflichen und freundlichen Menschen kannte, in größter Aufregung an sich vorbeilaufen sehen. Die Polizei ging auf den Zug los, „als ginge es auf den Feind“. Auf die Bauern sei in einer derart barbarischen Weise eingeschlagen worden, daß er entsetzt gewesen sei. Er habe dann einen Polizeibeamten auf der Fahne knien sehen, ein anderer Beamter habe dabei gestanden, wie vom Blutrausch überwältigt. Er habe sich gefragt: „Hier ist nicht gut sein, bloß hier weg.“ Er sah dann einen Menschen, dem die Nase weggeschlagen war, habe ihm helfen wollen, habe aber machen müssen, daß er weg kam, sonst hätte er auch etwas mit dem Säbel abbekommen. Auf eine Frage der Verteidigung antwortete

der Zeuge: „Das ist ja keine Frage, daß es ein direkter Angriff der Polizei auf die Bauern war.“ Und trotz Zwischenfragen des Staatsanwalts: „Ich hatte den Eindruck, daß die Polizei einen Sturm auf den Zug gemacht hat.“

Der Drogistengehilfe Golsch

kann weitestlich Neues nicht aussagen. Damit ist die Zeugenvernehmung beendet.

Schon vorher hatte sich eine lebhafte Debatte um den Polizeisachverständigen entsponnen, den das Gericht noch hören will. Bekanntlich hatte das Gericht selbst den Polizeimajor Hillebrandt aus Altona als Sachverständigen vorgeschlagen und geladen. Die Regierung hat aber diesem Sachverständigen keine Erlaubnis zu gütlicher Meinung erteilt. Darauf hat die Regierung auf Anregung des Ministeriums des Innern den Polizeioberst Klein aus Münster in Westfalen vorgeschlagen. Die Verteidigung hat Bedenken gegen diesen Sachverständigen, die sie nach längerem Hin und Her schließlich folgendermaßen formuliert: „Den von dem Minister des Innern und dem Regierungspräsidenten vorgeschlagenen

**Sachverständigen lehne ich wegen Beforgnis
der Befangenheit ab.**

Der Regierungspräsident Abegg hat gegen die Angehörigen des Landvolks schon einmal in einem Prozeß Stellung genommen, indem er in dem Isehoer Bauernprozeß in einem Brief ein besonders scharfes und schnelles Verfahren verlangt hat. Dieser Brief ist zu den Gerichtsakten gegeben. Die Partei des Ministers des Innern und des Herrn Regierungspräsidenten bekämpfen auf das energischste die Landvolkbewegung, so daß den Angeklagten nicht verdacht werden kann, wenn sie das, was von diesen Stellen empfohlen wird, nicht mit dem nötigen Vertrauen in die Unparteilichkeit des Vorgeklagten begrüßen, um so weniger, weil ein Kommissar des Regierungspräsidenten die Landvolkbewegung als schlimmer als die kommunistische Partei bezeichnet hat. Schließlich ist der jetzt gemachte Vorschlag erst nach eingehender Besprechung des Regierungsassessors Dr. Schäfer mit den Vorschlagsstellen erfolgt, nachdem sich mit dem Vorgeklagten auch noch in Verbindung gesetzt worden ist.“ Das Gericht zieht sich zur Beschlußfassung zurück und verkündet nach geraumer Zeit den Beschluß, daß

**das Gericht nach wie vor an der Anhörung eines
Sachverständigen festhalte.**

Das Gericht hat beschlossen, den von der Regierung und dem Ministerium des Innern vorgeschlagenen Sachverständigen nicht zu hören. Nicht daß es sich die Ablehnungsgründe zu eigen gemacht hätte. Darauf komme es auch nicht an, daß die Ablehnungsgründe objektiv zuträfen, es genüge, daß die Angeklagten subjektiv an sie glaubten. Das Gericht hat beschlossen, einen nicht mehr im Polizeidienst befindlichen Herrn als Sachverständigen zu benennen, über dessen Person es sich im Augenblick noch nicht schlüssig sei. Der Sachverständige wird am Montag um 10 Uhr gehört werden. Direkt anschließend beginnen dann die Plädoyers.

Kurz vor Reaktionschluß erfahren wir, daß das Gericht als neuen Sachverständigen den Polizeioberst a. D. Ruhnke-Kiel geladen hat.

Der Bauernprozeß, 11. Verhandlungstag

Das Gutachten des Sachverständigen: Waffengebrauch kommt nicht in Frage

Der Andrang des Publikums am heutigen Tage, an dem das Gutachten des Sachverständigen und die Plädoyers erwartet werden, ist ungeheuer. Der Zuschauerraum ist vollkommen überfüllt. Viele haben keinen Platz mehr gefunden und müssen stehen. Auch der Pressetisch ist voll besetzt, elf Pressevertreter haben sich eingefunden. — Kurz nach 10½ Uhr betritt der Gerichtshof den Saal und verkündet zuerst den Beschuß, den Zeugen Hugsfeld wegen Tatverdachts nicht zu vereidigen. Dann teilt der Vorsitzende mit, daß das Gericht beschloßen hat, den

Polizeioberst a. D. Kuhlke als Sachverständigen zu hören. Polizeioberst Kuhlke war früher Kommandeur der Kieler Schupo und später in Reddinghausen bei der Schutzpolizei. Gegen den Sachverständigen werden von seiner Seite Bedenken erhoben. Der Vorsitzende führt aus, daß der Sachverständige sich nicht dazu äußern solle, ob Polizeioberinspektor Brader richtig oder unrichtig gehandelt habe, er solle sich nur zur Instruktion des Gerichts darüber äußern, wie er diese Aufgabe gelöst haben würde. Drei bestimmte Fragen hat der Vorsitzende formuliert und stellt sie an den Sachverständigen. Die erste Frage:

„Sollte es notwendig und durch die Aufgabe der Wegnahme einer Fahne nach einem bestimmten Plan vorzunehmen?“

Der Sachverständige beantwortet diese Frage mit einem entschiedenen Ja und verknüpft ihre Beantwortung mit der Beantwortung der zweiten Frage:

„Wird der Führer und ev. in welchem Umfange seinen Beamten bestimmte Anweisungen erteilen?“

Nachdem kurz die Situation geschildert ist, führt der Sachverständige aus, daß der Führer sich zuerst klar zu werden habe, wo er die Fahne wegnehmen wolle. Es komme dazu möglichst nur eine möglichst schmale Straßenstelle in Frage, da dort der Zug am leichtesten zum Halten zu bringen sei. Hier also unbedingt die Kieler Brücke. Von den zur Verfügung stehenden Beamten müßten acht Mann eine Sperrkette über die Straße bilden, um den Zug aufzuhalten. Dabei sei der Fahnenträger und evtl. auch einige Freunde von ihm ruhig passieren zu lassen, damit er möglichst vom Zuge isoliert werde. Fünf weitere Beamte dienten als Stoßtrupp. Von ihnen bekämen zwei vorher den Auftrag, falls der Fahnenträger auf Anfordern des Führers die Herausgabe der Fahne verweigere, ihn am rechten und linken Arm zu fassen. Die drei anderen hätten nur einzugreifen, wenn die Freunde des Fahnenträgers, die mitpassiert wären, auch tätlich würden. Widersteht sich der Fahnenträger, so haben die beiden von ihrem Polizeiknüppel Gebrauch zu machen.

Im übrigen komme Waffengebrauch nicht in Frage, es sei denn auf ausdrücklichen Befehl auf tätlichen Angriff hin. Bei der Sperrkette sei an Waffengebrauch überhaupt nicht zu denken. Der Rest der Mannschaft bilde eine Reserve. Sobald die Fahne genommen sei, sei sie so schnell wie möglich mit Kraftwagen fortzuschaffen. Auf den Ruf „Sammeln“ habe sich die Sperrkette wieder aufzulösen. Der Vorsitzende fragt, ob denn immer Zeit sei, so detaillierte Anweisungen zu erteilen. Der Sachverständige sagt, daß im Grunde dies alles jedem Schupo hundertmal auf dem Kasernenhof eingeübt worden sei. Vorl.: Das trifft für die Schupo zu. Aber wie steht es bei der hiesigen Polizei? Würden Sie mit Ihren Mannschaften dem Zuge entgegengehen oder sein Herannahen abwarten? Sachverständiger: Unbedingt abwarten. Lieber genau instruieren und später eingreifen, als sofort vorgehen. Die dritte Frage lautet:

„Wie wirkt das Verhalten des Führers, seine Ruhe und seine Erregung, seine klare oder unbestimmte Befehlsgabe auf die Truppe?“

Der Sachverständige antwortet ganz kurz, daß, je ruhiger der Führer, um so ruhiger auch die Truppe sei — Fragen werden an den Sachverständigen nicht mehr gestellt, so beginnt der Staatsanwalt mit seinem Plädoyer.

Die Strafanträge des Staatsanwalts.

Nach anderthalbstündigem Plädoyer beantragt der Staatsanwalt folgende Strafen:

Gegen Ruchmann ein Jahr drei Monate Gefängnis wegen qualifizierten Aufruhrs und Landfriedensbruchs, wegen gemeinschaftlicher Körperverletzung und wegen Körperverletzung mittels gefährlichen Werkzeugs;

gegen Koj ein Jahr zwei Wochen Gefängnis ebenfalls wegen qualifizierten Aufruhrs und Landfriedensbruchs;

gegen Thiel ein Jahr Gefängnis wegen der gleichen Straftaten und wegen öffentlich tätlicher Beleidigung;

gegen Bestmann ein Monat Gefängnis wegen Verwehrens gegen Paragraph 111 und

gegen Jens aus dem gleichen Grunde 2 Mon. Gefängnis;
Gegen den Angeklagten Hell wegen Übertretung des Paragraph 61 150 Mark Geldstrafe.

Ferner beantragt er, daß der beleidigten Behörde das Recht zuerkannt wird, das Urteil sechs Wochen nach Rechtskräftigwerden in dem „Holsteinischen Courier“, dem „Landvolk“ und der „Schleswig-Holsteinischen Volkszeitung“ zu veröffentlichen.

Ende des Dramas um die Landvolt-Fahne!

**Außerordentlich mildes Urteil: Gefängnisstrafen von zwei Wochen bis zu einem Monat
Zwei Freisprüche.**

Oberstaatsanwalt Dr. Maß nimmt das Wort zu seinen Ausführungen. Dieser Prozeß habe die Gemüter lebhaft erregt. Er habe große wirtschaftliche und politische Folgen gehabt. Das alles müsse bei der jetzigen Rede drauhen bleiben. Hier vor dem Gerichtshof sei nur über das Strafrechtliche zu sprechen. Der Redner schilderte dann im einzelnen die Vorgänge bei der Tonhalle, dem Hofbräu, bei Saggau, in der Viehhalle und auf dem Bahnhofplatz. Im allgemeinen wird die Anklage aufreht erhalten, es erfolgen nur Einschränkungen für den Angeklagten Thiek, dem Sachbeschädigung nicht nachgewiesen sei, für den Angeklagten Koff, der am Zusammenstoß bei Saggau sich nicht beteiligt habe und für den Angeklagten Bestmann, dem nicht nachgemien sei, daß er in der Viehhalle zur gewalttätigen Wiederholung der Fahne aufgefordert habe. Danach nahm

Staatsanwaltschaftsrat Dr. Bohmeyer

das Wort und stellte nach einigen weiteren Ausführungen keine Strafanträge, die wir gestern veröffentlicht haben. Zur Begründung seines Antrages führte er noch folgendes aus: Bei Ruffmann müsse die Staatsanwaltschaft als erwiesen anerkennen, daß er den Säbel Brader entzissen und auf Brader eingeschlagen habe. Die Anerkennung der Strafen- und Staatsautorität verlange eine außerordentlich starke Sühne, zumal die Anhänger der Landvolkbewegung sich bisher durch Bestrafungen nicht davon haben abhalten lassen, strafbare Handlungen zu begehen. Der Fall Hamfens, den man als Märtyrer gefeiert habe, sowie die Äußerungen des Hauptorganisators Kühl-Hulsum bestätigten das in vollem Umfange. Um diesen gefährlichen Treibereien ein Hemmnis entgegenzusetzen, müßten fühlbare Strafen verhängt werden. Im Vordergrund standen vor allen Dingen die Zusammenstöße auf dem Großfleck. Wenn die Angeklagten sich augenblicklich in dem Glauben befanden, daß das Vorgehen der Polizei unrechtmäßig sei, so könne ihnen das nicht widerlegt werden. Es müsse ihnen als Milderungsgrund angerechnet werden. Dagegen müsse aber die Art und Weise, wie sie sich zur Wehr gesetzt haben, als strafverfälschend berücksichtigt werden. In der Viehhalle hätten Koff, Bestmann und Jens sich der Aufforderung zum Widerstand schuldig gemacht. Äußerungen wie: „Alles hierbleiben! Nur der Gewalt weichen!“ und die Äußerung des Jens: „Blutthunde, kommt nur herauf, wenn ihr etwas wollt!“ seien gefallen. Auf dem Bahnhofplatz habe dann der Angeklagte Hell sich so schuldig gemacht, indem er gerufen habe: „Hierbleiben! Formieren!“ Die Anklage auf tatsächlichen Widerstand lasse sich jedoch nicht aufreht erhalten. Erhöht über die Vorfälle im Laufe des Nachmittags seien die Landvolkleute wohl verblissen gewesen und wollten geschlossen vorgehen. — Dann erhielt

Rechtsanwalt Springe

als Vertreter des Nebenklägers das Wort zu seinem Plädoyer, das reichlich zwei Stunden in Anspruch nahm. Gleich zu Beginn seiner Ausführungen gab er die Versicherung ab, daß er keinem der Angeklagten etwas zu Leide tun werde, daß er selbst einem alten Bauerngeschlecht entstamme und daß er dem Angeklagten Ruffmann den „ehrenhaften Wahnglauben“, die Fahne mit seinem Blute verteidigen zu müssen, zugute rechnen und als inneres Motiv voll würdigen müsse. Der Polizeiverwaltung Neumünster liege nichts an einer hohen Bestrafung der Angeklagten. Es sei ihr vielmehr darum zu tun, gerechtfertigt aus dem Verfahren hervorzugehen. Die Polizei sei ja nicht nur fortgesetzt in der Öffentlichkeit angegriffen, sondern sogar angeklagt worden. Den Oberinspektor Brader habe man als pflichttreuen Beamten über die Klinge springen lassen wollen. Er könne doch zum mindesten verlangen, daß ihm Recht gesprochen werde auf dem Wege des Disziplinargerichts. Es komme gar nicht darauf an, ob die Polizei zuerst geschlagen habe oder nicht, denn die Polizei hatte das Recht zu schlagen! Daß von Zeugen befunden wurde, der Zug wäre ruhig dahinmarschiert, mag richtig gewesen sein. Aber weshalb habe man die Fahne nicht gutwillig herausgegeben? Die Schleswig-Holsteinische Landwirtschaft habe mit der Landvolkbewegung gar nichts zu tun. Der verständige Teil der

Landwirtschaft wäre sich klar darüber, daß er die Sympathien anderer Kreise nicht entbehren könne, wenn es ihm besser gehen sollte. Die Polizeiverwaltung lasse erklären, daß sie keine andere Friedensformel finde als durch eine Rechtsformel. Diese allein könne die Grundlage bilden für einen neuen Frieden. Nachdem das Urteil gefällt sei, würden die Bauern einsehen, daß sie durch ihren Bonkott der Neumünsterischen Bürgerschaft Unrecht getan haben. Der Nebenkläger geht nun nochmals auf die Augustvorfälle ein und stellt fest, daß alles nur geschah, um einem Manne Ehrenbezeugungen zu erweisen, der das Gesetz verlegt habe.

... man die Frage stellt: „War das früher Sitte?“ ruft Ruffmann laut in den Saal: „Zawohl!“ Springe nimmt am Schluß seiner Ausführungen nochmals den Bürgermeister Lindemann in Schutz. Er wäre den Landvolkleuten weitgehend entgegengekommen und habe sogar die Schupo in Einsiedel gelassen, um jegliche Spannung zu vermeiden. — In der Nachmittagsverhandlung, zu der der Andrang noch stärker als am Morgen ist, nimmt

Justizrat Dr. Quetgebrune

das Wort. Wenn am heutigen Morgen davon gesprochen worden ist, daß die Polizei dieser Schwelle fern bleiben müsse, so war das eine Selbstverständlichkeit und eine Unrichtigkeit. Unrichtig darum, weil man politische Vorgänge nicht ohne ihre Genese verstehen und beurteilen kann. Wer gegen das Landvolk gesprochen, hat sich nur mit ihren Symptomen auseinandergesetzt. Bedeutsam allein ist die Erkenntnis, daß es sich hier nicht um eine neue Splitterpartei handelt, sondern um etwas Elementares, Aufwühlendes. Nichts vermag eine Staatsform so zu erschüttern, wie entscheidende Umwälzungen in der Bauernschaft. Als zweite Frage ergibt sich:

Wer ist der eigentlich Schuldige

an den traurigen Vorgängen? Auch diese Frage ist eine grundsätzliche: Schuld und Ursache liegen erheblich weiter zurück als der 1. August. Vielleicht anderthalb Jahre, als man einen jungen unerfahrenen Menschen an die Spitze der Gewalt gestellt hat. Der Leiter der Exekutive ist vielleicht die tragische Figur in diesem Prozeß. Vielleicht hat er den besten Willen gehabt, aber seine Kräfte haben versagt. Der Redner kommt dann auf die Bewertung der Zeugnisaussagen zu sprechen. Die Fehlerquelle der mangelnden Zeugnissfähigkeit sei viel größer als die Fehlerquelle mangelnder Glaubwürdigkeit. Ein Zusammenstoß zwischen zwei Parteien hat stattgefunden, die eine fikt auf der Anklagebank, die andere beteiligte Partei legt Zeugnis gegen sie ab. Einwandfreie Zeugen sind nur wirklich Unparteiische, hier die Bürger von Neumünster. Der Redner kommt dann auf die bekannte Regierungsstellung zu der Kundgebung zu sprechen. Zwei vollkommen getrennte Auffassungen: hier die Regierung gegen, dort Bürgermeister Lindemann für die Demonstration. Der junge Beamte ist dabei gewesen. Es sei bezeichnend, daß Brader nach der Auslage Lindemanns zu der Auffassung gekommen ist, die Polizei solle auf Wunsch der Regierung besonders scharf gegen die Demonstranten vorgehen. Sicher haben diese beiden Stellungen bei Brader im Augenblick seiner Amtshandlung ihm vor Augen gestanden.

Warum hat Brader so gehandelt?

Er war ein junger Beamter, plötzlich älteren erfahrenen Beamten vorgelegt. Es war für ihn eine reine Prestigefrage. Nicht sachliche, sondern — unbewußt — persönliche Gründe haben ihn geleitet. Er hat den Säbel verloren, er läuft die Straße entlang. Er schämt sich, wirft auch die Scheibe weg. Da kommt jemand, der päpstlicher als der Papst ist und bringt ihm den Säbel nach. Er wirft auch ihn fort. Der unglückselige Mann befindet sich

in psychologischer Siedehitze.

Es kam ihm nicht mehr darauf an, das Publikum zu schützen, sondern sich selbst zu rechtfertigen. Die Fahne sei nicht verdeckt und nicht von jungen Männern umgeben gewesen. Daraus erhele mit aller Deutlichkeit, daß die Polizei den Zug überfallen habe und nicht umgekehrt. Nur um eine reine Polizei-Affäre habe es sich gehandelt. Es sei auch der übereinstimmende Eindruck aller als Zeugen vernommenen Neumünsteraner Bürger gewesen: Die Polizei habe wahllos dreingeschlagen! Welcher Bauer würde es wohl auch wagen, mit einem Handstod gegen einen Säbel-Angriff vorzugehen?! Man habe wahrlich nach Vorwänden genug gesucht, um das Vorgehen der Polizei in milderem Lichte erscheinen zu lassen. Bedauerlich sei es u. a., daß der Oberstaatsanwalt keine Silbe darüber verloren habe, wie dem unglückseligen Muthmann mitgespielt worden sei. Ein Mann mit den ehrenhaftesten Motiven wurde hier zum Arzippel geschlagen. Wenn man sich weiter vergegenwärtige, daß mit Säbeln hinterrücks auf fliehende Landleute eingeschlagen wurde, daß Leute Schläge auf die zur Abwehr erhobenen Arme, Wallis einen Stich in den Rücken und Mugsfeld einen Hieb über den Schädel im Eingang der Gastwirtschaft erhalten hat, so müsse man jeden Schupo-Beamten fragen, ob er etwas vom polizeitechnischen Standpunkt überhaupt verstehe. Die Kardinalfrage sei die: durfte die Polizei überhaupt schlagen und durfte sie so schlagen? Brader befand sich nicht in rechtmäßiger Ausübung seines Amtes, wenn er die Fahne beschlagnahmte. Das Argument von der unbewehrten Senle erleide Schiffbruch, denn es heiße in der betr. Verordnung, daß eine Senle mit unwidderlicher oder

Nach den gestrigen hohen Anträgen der Staatsanwaltschaft, die bekanntlich gegen die drei Hauptangeklagten auf 1—1½ Jahr Gefängnis lauteten, sah man mit großer Spannung dem heutigen Urteil entgegen. Der Saal des Carl-Sager-Hauses war wieder überfüllt.

Um 11½ Uhr verkündete der Vorsitzende folgendes

Urteil:

Muthmann wegen Widerstandes in zwei Fällen
1 Monat Gefängnis;

Roh unter Freisprechung, im übrigen wegen einmaligen
Widerstandes 3 Wochen Gefängnis;

Tietz wegen Widerstandes und Körperverletzung
2 Wochen Gefängnis;

Jens wegen Beleidigung 50 RM. Geldstrafe;

Bestmann und Hell wurden freigesprochen.

Die Anklagen wegen Aufruhrs, Landfriedensbruchs usw. hat das Gericht somit fallen gelassen, — Die Begründung des Urteils bringen wir morgen.

Herausgabe der Fahne von Brader zu Unrecht gefordert sei. Dadurch, daß Roh beim Zusammenstoß vorm Hofbräu die Spitze umbog, habe man zum zweitenmal deutlich dokumentiert, daß die Senle nicht als Waffe bestimmt war. Als nun Dr. Zuegebrune nachweist, daß selbst das Preussische Obergerverwaltungsgericht der Polizei das Recht der Fahnenentfernung glatt abgesprochen hat und daß die Polizei, falls Publikum an der Fahne Anstoß nimmt, die unbedingte Pflicht habe, den Fahnenträger zu schützen, geht eine starke Bewegung durch die große Zuhörerschaft. Das Obergerverwaltungsgericht will die Aufrechterhaltung der Ordnung so ausgeführt wissen, daß

der Zug gegen Störer geschützt werde.

Und keiner der Polizeibeamten habe behauptet, daß Muthmann ein Störenfried war. — Justizrat Dr. Zuegebrune schließt mit etwa folgenden Worten: „Es handelt sich nicht darum, daß, koste es, was es wolle, eine Verwaltungsmaßnahme aufrecht erhalten wird. Es handelt sich auch nicht um das vielleicht bedauernde Schicksal eines Exekutivbeamten, der seinem Amte nicht gewachsen war. Es handelt sich um einen Elementarsatz alles Menschenrechts, um den: Recht muß doch Recht bleiben. Es ist nicht erwiesen, daß die Angeklagten schuldig sind. Nun soll das

Rechtsgefühl einen Schlussstrich ziehen

unter diese Tragödie durch das erbetene Urteil: die Angeklagten sind freizusprechen. So findet dann in der Geschichte des Wiederaufbaus unseres Vaterlandes einen unverlierbaren Platz: die Landvolkfahne von Neumünster. — Nach einer kurzen Pause nimmt dann Rechtsanwalt Weber-Rendsburg das Wort zu einer Erklärung, daß er den Ausführungen von Justizrat Zuegebrune nichts hinzuzufügen habe. Eine lebhafteste Debatte entspinnt sich dann noch zwischen Staatsanwalt und Nebenkläger einerseits und der Verteidigung andererseits über die Frage, ob die Fahne eine Fahne oder eine Waffe gewesen sei und ob Brader rechtmäßig gehandelt hat. Diese Debatte ist dadurch kompliziert, daß Rechtsanwalt Springe bei den Ausführungen des Verteidigers nicht im Saale anwesend war und ihn auch später wieder verläßt, also über das vom Verteidiger Gesagte nicht ganz orientiert ist. Zum Schluß erhalten die Angeklagten das Wort, die aber den Ausführungen ihres Verteidigers, wie sie durch Muthmanns Mund erklären, nichts hinzuzusetzen haben.

Urteilsbegründung im Bauernprozeß

Nach der Urteilsverkündung nimmt der Vorsitzende das Wort zu folgender Urteilsbegründung: Erfahrungsgemäß ist es außerordentlich schwer, solche Vorgänge wie die am 1. August nachträglich zu rekonstruieren. Die wesentliche Frage ist die: Befand sich die Polizeiverwaltung Neumünster bei der Beschlagnahme und Wegnahme der Fahne in rechtmäßiger Ausübung ihres Amtes? Das Gericht ist der Ueberzeugung, daß ihr Vorgehen objektiv nicht berechtigt war. Die Sense war keine Sense, auch keine Waffe, sondern ein Symbol. Die Demonstrationsteilnehmer hatten das Recht, diese Fahne zu tragen, ein Recht sie wegzunehmen, hatte die Polizei nicht. Die Polizei wäre auch dann noch im Recht gewesen, zur Aufrechterhaltung der Ordnung die ... wenn solche Störungen zu erwarten

erwarteten Demonstrationen der Kommunisten am 1. August Zusammenstöße fürchten konnte, und daß er der Ueberzeugung gewesen ist, Zusammenstöße zwischen Kommunisten und dem Zuge nicht verhindern zu können. Er ist dieser Auffassung gewesen, er ist durch die Fahne überrascht worden, er hat angenommen, sie sei ihm verheimlicht. Das Gericht ist aus diesem Grunde zu der Ueberzeugung gekommen, daß Brader sich in rechtmäßiger Ausübung seines Amtes glaubte. Aktiven Widerstand haben Rof und Muthmann beim Hofbräu durch Festhalten der Fahne geleistet. Daß darüber hinaus Widerstand geleistet worden ist, hat sich nicht feststellen lassen. Die Frage, ob eine Zusammenrottung vorlag, muß verneint werden. Rof und Muthmann haben im Gegenteil für Beruhigung und Weitermarsch des Zuges gesorgt; Rof hat auch noch ausdrücklich die Sense, um Verletzungen zu verhüten, zusammengehoben. Thies hat einen gewissen Widerstand geleistet und zwar über die Grenze des reinen Abwehrens hinaus. Wohl ist erwiesen, daß sich eine Anzahl von Landleuten bei Saggau am Kampfe beteiligt haben. Aber das wäre nur entscheidend, wenn die Landleute die Aggressiven gewesen wären. Dagegen spricht das Verhalten der Polizei. Es besteht zum mindesten der Verdacht, daß Brader der Situation nicht gewachsen war, daß er den Kopf verloren hat und ganz unplanmäßig handelte. Er hat den ungünstigsten Platz zum Aufhalten des Zuges gewählt. Er hat auch nicht das Herannahen sämtlicher Beamten abgewartet und ist mit nur dreien oder vierten vorgegangen, ohne genaue Instruktionen zu geben. Die Erregung der Beamten ist zu verstehen. Ohne Führung sind sie an den Zug gekommen. Sie haben gleich dreingehauen. Es sind zwar durchweg ruhige, verlässliche Leute, aber sie haben sich in einer verständlichen Erregung befunden. Wären die Landleute aggressiv gewesen, so hätte sich der Zug nicht so außerordentlich rasch wieder geordnet. Erwiesen ist, daß Muthmann, als er auf der Erde lag, mit den Füßen stieß. Da befand sich die Polizei keinesfalls mehr in rechtmäßiger Ausübung ihres Amtes. Die Polizei besaß nicht mehr die genügende Selbstsicherheit. Was die Vorgänge in der Viehhalle angeht, so waren Rof und Bestmann freizusprechen, da die Zeugenauslagen zu unsicher waren. Jens hat in einer nicht gehörigen Weise seinen Unwillen über die Polizei zum Ausdruck gebracht. Bei Sell hat sich eine vollständige Klärung nicht finden lassen, er war freizusprechen. Die Angeklagten haben Anspruch auf weitgehende Milde. Trotzdem war auf Gefängnisstrafe bei den ersten dreien zu erkennen, weil ihr Verhalten außerordentlich gefährliche Folgen haben konnte. Im übrigen sprach zu ihren Gunsten, daß sie sich im Rechte glaubten. Die Fahne war ihr Symbol. Und Muthmann hat gezeigt, daß es ihm mit diesem Symbol ernst gewesen ist, er hat sich dafür zusammenschlagen lassen. Die Landleute sind ruhig gewesen. Weder Polizei noch Landvolk haben provozieren wollen. Beide sind in diese Situation ohne Willen hineingeraten, beide waren dieser Situation nicht gewachsen. Auf Einzelnung der Fahne ist aus den erwähnten Gründen nicht erkannt worden. Bewährungsfrist auf zwei Jahre ist sämtlichen zu Gefängnis Verurteilten zuerkannt. Die Kosten des Verfahrens fallen, soweit Verurteilung erfolgt ist, den Verurteilten zur Last.

Das „Hamburger Fremdenblatt“ meldet heute morgen: Die Staatsanwaltschaft und der Nebenkläger, der Polizeiverwalter von Neumünster, Bürgermeister Lindemann, werden, wie uns mitgeteilt wird, gegen das Urteil des Schöffengerichts Berufung einlegen.

Wie wir dazu von zuständiger Seite erfahren, entbehrt diese Meldung noch der Bestätigung.

— Die Florian-Geyer-Fahne beschlagnahmt. Wie wir hören, hat gestern, nach Schluß der Verhandlung im Bauernprozeß, der Oberstaatsanwalt Dr. Maß die Landvolkfahne, die vom Gericht befandlich freigegeben war, sofort wieder beschlagnahmt.

Wiese

Neues aus dem Museumsladen

STEFAN KNÜPPEL

Auch seit der letzten Ausgabe des SALATGARTEN konnten wieder neue Titel in den Museumsladen aufgenommen werden. Alle Neuheiten seien hier genannt:

Hofmann, Marlene: *Hans Fallada in Tannenfeld und Posterstein.* Hg. vom Museum Burg Posterstein, 2023. (Preis: 18,00 €)

Lange, Sabine (Hg.): *Licht und weit ist das Land. Auf Falladas Wegen.* Kalender 2026. Mit Fotografien von Regina Heinen. (Preis: 12,90 €)

Larsen, Sten Tommy: *Ein Wochenende in Berlin – Historischer Reiseführer.* Auf den Spuren des Ehepaars Otto und Elise Hampel sowie Hans Falladas. Albertslund (Dänemark), 2025. (Preis: 11,95 €)

Knüppel, Stefan / Kuhnke, Manfred: *Das Hans-Fallada-Haus in Carwitz.* Ein Museumsführer mit gartenhistorischen Erläuterungen von Hannes Rother und zahlreichen Fotografien von Achim Ditzgen, Hans Falladas jüngstem Sohn. 5. Auflage, Carwitz 2025. (Preis: 7,90 €)

Darüber hinaus bieten wir eine große Zahl antiquarischer Bücher an. Informieren Sie sich bitte! Bücherspenden für den antiquarischen Buchverkauf sind jederzeit willkommen!

Fallada-Theater



Szene aus „Bauern, Bonzen und Bomben“ am Staatstheater Dresden. Foto: Sebastian Hoppe

Eine interessante E-Mail zur Büchersammlung aus dem Nachlass von Nicholas Jacobs

Gesendet: Montag, 10. März 2025 um 16:29

Von: „Robbie Jacobs“ <robbiejacobs1@googlemail.com>

An: hfg@fallada.de

Betreff: My late father's Fallada collection

Dear sir/madam,

My father, Nicholas Jacobs, who died last year, has an extensive Fallada collection, including some first editions in English and German. My sister and I are unsure what to do with them all. Do you have any recommendations? We would be happy to donate them to your institution or anyone you can think of.

In case you don't know of him, my father was a publisher of mainly German literature. He was one of the first publishers to introduce Fallada into the English language. Here is his obituary for more info:

<https://www.theguardian.com/books/2024/mar/27/nicholas-jacobs-obituary>

I attach a photo of the collection.

Many thanks,

Robbie



Michael Töteberg schlägt vor, die Büchersammlung ins Hans-Fallada-Archiv zu übernehmen. Und Patricia Fritsch-Lange fände eine kleine Ausstellung mit den englischen Fallada-Ausgaben zur Erinnerung an Nick schön.

die Redaktion

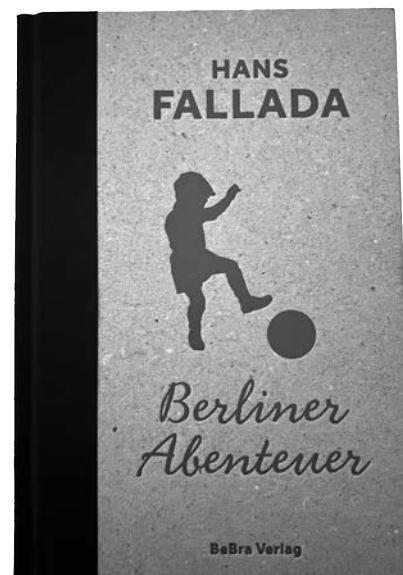
Neues aus Berlin

Durch eine Rezension im Tagespiegel vom 22. Mai 2025 wurde ich auf ein neu erschienenes Buch, herausgegeben von Ingrid Feix, BeBra Verlag Berlin, aus der Reihe Berliner Orte – Klassiker (bisher Alfred Kerr, Klaus Mann, Egon Erwin Kisch) mit dem Titel „Hans Fallada – Berliner Abenteuer“ aufmerksam.

Also bestellte ich erwartungsvoll das 144-seitige Buch. Geschildert werden Kindheitserlebnisse von Rudolf Ditzen in Schöneberg – zum damaligen Zeitpunkt noch nicht Berlin – (u. a. Weihnachten, Penne, Reisevorbereitungen, Kaufhausbesuch, Straßenbahn usw.) sowie die Anfänge mit Suse in Berlin. Bereits beim Lesen des Büchleins

musste ich feststellen, dass alle Geschichten aus den Erinnerungsbüchern *Damals bei uns zu Haus* und *Heute bei uns Daheim* wortgetreu übernommen worden sind. Lediglich die Titel der einzelnen Geschichten wurden abgeändert. Letztlich war dieses Büchlein für mich eine Enttäuschung, mit dem Fazit: Den Kauf des Buches hätte ich mir sparen können.

Abschließend noch eine Anmerkung zum Inhalt des Buches. Die Herausgeberin Ingrid Feix erwähnt, dass Hans Fallada die drogen- und alkoholabhängige Witwe Ursula Losch in einer Kuranstalt im Berliner Ortsteil Westend kennen gelernt hat (vgl. Seite 141). Bekannterweise sind/waren die Biografen sich nicht unbedingt darüber einig, wo und wann



Hans Fallada Ursula Losch genau kennengelernt hat. Was jedoch mit Sicherheit behauptet werden kann, ist, dass dies keinesfalls in Westend war.

Werner Sagner

Nachrichten aus der Schatzmeisterei

Wie immer im Salatgarten kommen die Finanzen ganz hinten. Vielleicht soll ja niemand erschreckt werden. Oder das Thema ist so unbeliebt. Dabei sind die Finanzen in diesem Jahr richtig erfreulich. Denn es ist gelungen, deutlich mehr Fördergelder zu erhalten. So hat insbesondere das Land Mecklenburg-Vorpommern in seine Taschen gegriffen und deutlich mehr Geld überwiesen. Zwar müssen diese Mittel projektbezogen eingesetzt werden. Da jedoch anteilige Personalkosten mit gefördert werden, wird der laufende Betrieb wirtschaftlich ein wenig stabilisiert.

Ohne die auch in diesem Jahr wieder vielen Spender wären wir dennoch aufgeschmissen. Ohne Spender kämen wir nicht zurecht. Es ist wirklich berührend zu sehen, wenn auf dem Konto ein Betrag eingeht, ohne dass der dort stehende Name bekannt ist. Ob es ein begeisterter Besucher des Museums in Carwitz war? Es bleibt nur die Fantasie. Künstler, die auf ihr Honorar verzichten. Sogar der Steuerberater wollte zur Unterstützung des Museums nur einen Teil von dem, was ihm zugestanden hätte. Auf jeden Fall vielen, vielen Dank für die Zahlungen, die das Überleben des Hans-Fallada-Hauses auch 2025 sichergestellt haben. Nach wie vor ist die hfg gemeinnützig und so können alle Spenden und Beiträge der Gesellschaft steuerlich geltend gemacht werden, Beträge bis 300 Euro auch ohne Bescheinigung.

Die Herausforderungen werden nicht weniger. So schön das Carwitzer Museum ist. Es nagt nicht nur die Zeit an den Gebäuden und dem Garten. Schritt zu halten mit der schnelllebigen Entwicklung ist alternativlos. Die Möglichkeit des bargeldlosen Bezahlens ist nun auch auf dem Bohnenwerder eingeläutet. Glasfaserkabel liegen im früheren Elternschlafzimmer und der Scheune. Die Familie Ditzen könnten nun problemlos mehrere Filme gleichzeitig streamen! Die Lautsprecheranlage und die Audioführer sind in die Jahre gekommen und streiken vor allem dann, wenn ihr Einsatz gefragt ist. Also gibt es einen technischen Generationswechsel. Ohne pfiffige Informationsangebote in den sozialen Medien erreichen wir junge Menschen nicht mehr.

Ein äußerst fragiles Thema ist die personelle Situation im Museum. Nachdem uns in diesem Jahr eine Mitarbeiterin verlassen hat und die Saison nur mit Minijobbern, Ehrenamtlern und dem studentischen Praktikanten (vielen Dank, Markus) „gerettet“ werden konnte, sind ein Personalkonzept und die Gewinnung von Mitarbeitenden dringlich.

All das kostet neben Engagement auch Geld. Um Letzteres werde ich mich nach dem Vertrauensbeweis auf der diesjährigen Mitgliederversammlung bis 2027 auch weiter bemühen. Versprochen.

Ihr Peter Schulz

Runde und besondere Geburtstage von Mitgliedern der hfg

Wir wünschen unseren Jubilaren, die 2026 ihren Geburtstag feiern, alles Gute!

06.01. Anatol Regnier 81. Geburtstag	05.06. Gerhard Becker 88. Geburtstag	10.11. Prof. Dr. Herrmann Weber 90. Geburtstag
19.01. Maike Vandrey 50. Geburtstag	14.06. Dr. Stephan Dehn 40. Geburtstag	13.11. Hans-F. Gelpcke 90. Geburtstag
20.01. Annelore Fritsch 94. Geburtstag	15.06. Peter Schwan 50. Geburtstag	16.11. Brigitte Schumacher 82. Geburtstag
12.02. Hannes Rother 60. Geburtstag	18.06. Theodor Cronewitz 89. Geburtstag	17.11. Dr. Martina Schmiedhofer 70. Geburtstag
15.02. Ulrich-D. Heuer 83. Geburtstag	22.06. Gunilla Abrahamsson 81. Geburtstag	27.11. Niels Badenhop 60. Geburtstag
20.02. Dr. Cecilia von Studnitz 86. Geburtstag	03.07. Dr. Rüdiger Lösekrug 82. Geburtstag	02.12. Peter Grossniklaus 82. Geburtstag
05.03. Wolfgang Szebel 86. Geburtstag	05.07. Ekkehard Dennewitz 81. Geburtstag	11.12. Erika Wiechmann 84. Geburtstag
09.03. Sven Steffen 60. Geburtstag	09.07. Martina Wendland 50. Geburtstag	12.12. Renate Kümmell 94. Geburtstag
14.03. Arnold Großegesse 70. Geburtstag	12.07. Günther Rudeck 95. Geburtstag	23.12. Bo Lostadl 80. Geburtstag
18.03. Florian Zapp 40. Geburtstag	15.07. Edzard Gall 60. Geburtstag	27.12. Banart Blot 81. Geburtstag
20.03. Matthias Jackisch 50. Geburtstag	04.08. Jan Naujoks 40. Geburtstag	
23.03. Prof. Dr. Burkhard Monien 83. Geburtstag	14.08. Dr. Herrmann D. Kaiser 90. Geburtstag	
03.04. Achim Ditzen 86. Geburtstag	16.08. Helmut Rienas 83. Geburtstag	
10.04. Prof. Gunnar Müller-Waldeck 84. Geburtstag	06.09. Dr. Manfred Jahn 83. Geburtstag	
11.04. Doris Haupt 82. Geburtstag	15.09. Dr. Hiltrud Ditzen 83. Geburtstag	
11.04. Ulrich Metzger 80. Geburtstag	18.09. Adelheid Heinze 88. Geburtstag	
24.04. Liane Römer 82. Geburtstag	20.09. Dietmar Schleinitz 83. Geburtstag	
06.05. Petra Matte 70. Geburtstag	01.10. Gertrud Trulla Grossniklaus 80. Geburtstag	
10.05. Heide Hampel 80. Geburtstag	07.10. Birgit Nitzsche 70. Geburtstag	
11.05. Annelotte Jacobs 80. Geburtstag	12.10. Prof. Dr. Klaus-Jürgen Neumärker 86. Geburtstag	
12.05. Isabel Amberg 60. Geburtstag	12.10. Felix Alex 40. Geburtstag	
23.05. Hans-Joachim Timm 81. Geburtstag	17.10. Ulrich Fischer 80. Geburtstag	

Über die Beiträger

Autoren dieses Heftes sind:

Dr. Jan Armbruster, Jahrgang 1970, Facharzt für Psychiatrie und Psychotherapie, Forensische Psychiatrie, Helios Hanseklinikum Stralsund, hfg-Mitglied seit 2020, lebt in Stralsund

Regina B. Apitz, Jahrgang 1948, Gymnasiallehrerin Kunst/ Deutsch i.R., 2011 bis 2014 Masterstudium Bildende Kunst (CDFI Greifswald), Illustratorin, Buchautorin, hfg-Mitglied seit 2015, lebt in Niepars bei Stralsund

Wolfgang Behr, Jahrgang 1953, Sozialpädagoge i. R., hfg-Mitglied seit 1997, lebt in Recklinghausen

Daniel Börner, Jahrgang 1981, Historiker, hfg-Mitglied seit 2010, lebt in Jena

Dr. Wolfgang Brylla, Jahrgang 1984, Germanist und Literaturwissenschaftler, wiss. Mitarbeiter am Institut für Germanistik der Universität Zielona Góra (Polen), hfg-Mitglied seit 2015, lebt in Zielona Góra

apl. Prof. Dr. phil. Walter Delabar, Jahrgang 1957, lehrt an der Leibniz Universität Hannover, lebt in Berlin als selbstständiger Wissenschaftler, Texter und Unternehmer

Lutz Dettmann, Jahrgang 1961, Vermessungstechniker und Buchautor, hfg-Mitglied seit 1991, lebt in Rugensee bei Schwerin

Achim Ditzen, Jahrgang 1940, Dipl.-Ingenieur i. R., Gründungsmitglied der hfg (1991), lebt in Dresden

Prof. Dr. Gustav Frank, Jahrgang 1964, Literatur- und Medienwissenschaftler, Institut für Deutsche Philologie, Ludwig-Maximilians-Universität München, lebt in Thalmassing

Patricia Fritsch-Lange, Jahrgang 1961, Gründungsmitglied der Hans-Fallada-Gesellschaft, Vorstandsmitglied seit 1997, Vorsitzende von 2005–2019, arbeitet in der Erwachsenenbildung, lebt in München

Edzard Gall, Jahrgang 1966, M. A. Politikwissenschaften und Soziologie, hfg-Mitglied seit 1996, lebt in Rostock

Prof. Dr. Carsten Gansel, Jahrgang 1955, Professor für Neuere deutsche Literatur und Germanistische Literatur- und Mediendiktaktik an der Universität Gießen, lebt in Neubrandenburg und Gießen

Dr. Hannes Gürgen, Jahrgang 1985, Literaturwissenschaftler und Lehrer, hfg-Mitglied seit 2022, lebt in Remchingen bei Karlsruhe

Prof. Dr. Lutz Hagedstedt, Jahrgang 1960, Professor für Neuere und neueste deutsche Literatur an der Universität Rostock, lebt in Rostock

Dr. Monika Hernik, Jahrgang 1977, Literaturwissenschaftlerin und Dozentin, lebt in Zielona Góra/ Grünberg in Polen.

Heinz Hilbert, Jahrgang 1949, Dipl.-Ingenieur (FH) i. R., hfg-Mitglied seit 2009, lebt in Leipzig

Petra Hilbert, Jahrgang 1955, Dipl.-Ingenieur (TU) i. R., hfg-Mitglied seit 2007, lebt in Leipzig

Dr. Stefan Knüppel, Jahrgang 1975, Literatur- und Politikwissenschaftler, Leiter des Hans-Fallada-Hauses in Carwitz, hfg-Mitglied seit 2004, lebt in Neustrelitz

Dr. Sabine Koburger, Jahrgang 1950, Lehrerin, Germanistin, Buchautorin, hfg-Mitglied seit 2010, lebt in Stralsund

Dr. Stephan Lesker, Jahrgang 1984, Literaturwissenschaftler, lebt und arbeitet in Rostock

W. Dieter Luckau, Jahrgang 1954, Fregattenkapitän a. D., hfg-Mitglied seit 2017, lebt in Berlin-

Rosenthal

Prof. Dr. med. Klaus Jürgen Neumärker, Jahrgang 1940, ehemaliger Direktor der Psychiatrischen und Nervenklinik der Charité, hfg-Mitglied seit 2012, lebt in Berlin-Grünau

Hannes Rother, Jahrgang 1966, Freier Landschaftsarchitekt und Gartenhistoriker in Rostock und Karlsruhe, hfg-Mitglied seit 1996, lebt in Rostock und Karlsruhe

Prof. Dr. Stefan Scherer, Jahrgang 1961, Professor für Neuere deutsche Literatur und Medienkulturwissenschaft am Karlsruher Institut für Technologie (KIT), Studiengangleiter für das Lehramt Deutsch und Wissenschaftlicher Leiter des Schreiblabors am House of Competence (HoC) des KIT, lebt und forscht in Karlsruhe

Prof. Johannes Matthias Schläpfer-Wochner, Jahrgang 1955, Germanist und Historiker i. R., Autor, hfg-Mitglied seit 2001, lebt in Teufen AR in der Schweiz

Peter Schulz, Jahrgang 1960, Justizamtsrat a. D., Schatzmeister der hfg, hfg-Mitglied seit 2022, lebt in Feldberger Seenlandschaft

Heinz Schumacher, Jahrgang 1951, Gymnasiallehrer Deutsch/ Geschichte/ Philosophie i. R., Lehrbeauftragter Universität Duisburg/ Essen, hfg-Mitglied seit 2018, lebt in Dinslaken und Berlin

Prof. Dr. Hermann Weber, Jahrgang 1936, Rechtsanwalt, Honorarprofessor an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main, ehemals Leiter der Frankfurter Abteilung des Verlags C. H. Beck und Schriftleiter der Neuen Juristischen Wochenschrift, hfg-Mitglied seit 2002, lebt in Berlin

Christian Winterstein, Jahrgang 1970, Sozialpädagoge und Kulturarbeiter, hfg-Mitglied seit 2017, arbeitet und lebt in Bremen und Berlin

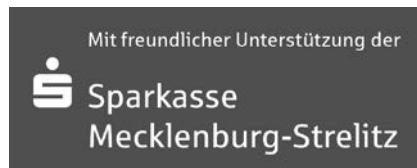
Impressum

Herausgeberin:

Hans-Fallada-Gesellschaft e. V.
Vorsitzender Christian Winterstein
Zum Bohnenwerder 2 · Ortsteil Carwitz
17258 Feldberger Seenlandschaft
Telefon 039831 20359
www.fallada.de · E-Mail: hfg@fallada.de
ISSN-Nr. 1433-4917

Bankverbindung für Beiträge und Spenden:

Sparkasse Mecklenburg-Strelitz
IBAN: DE 43150517320036004116
BIC: NOLADE21MST



Jahresbeitrag für Mitglieder:

für Einzelpersonen
60,- € bzw. 35,- € ermäßigt
(für Rentner, Arbeitslose, Studenten)
bei Ehepaaren bzw. Lebensgemeinschaften
für die 2. Person
40,- € bzw. 30,- € ermäßigt
(für Rentner, Arbeitslose, Studenten)
Institutionen 100,- €

Preise für den SALATGARTEN:

kostenlos für hfg-Mitglieder
(Bestandteil des Mitgliedsbeitrages)
20,00 €/Heft im Abonnement
eine Ausgabe/Jahr (zzgl. Versandkosten)
20,00 €/Heft als Einzelheft
(ggf. zzgl. Versandkosten)

Redaktion:

Dr. Sabine Koburger (verantwortlich)
Lutz Dettmann
Doris Haupt
Hannes Rother (Korrektorat)

Anschriften:

Dr. Sabine Koburger
Grünhufe Nr. 40 · 18437 Stralsund
Telefon: 03831 494154
E-Mail: salatgarten@fallada.de

Lutz Dettmann
Weg zum See 1b · 19069 Rugensee
Telefon 03867 8606
E-Mail: dettmann.lutz@gmail.com

Doris Haupt
Grünberger Straße 83 · 10245 Berlin
Telefon 030 2914199
E-Mail: doris-haupt@t-online.de

Schatzmeister Peter Schulz
Neugartener Straße 16
17258 Feldberger Seenlandschaft
Telefon 01523 3560308
E-Mail: schatzmeisterei@fallada.de

Umschlaggrafik: e. o. plauen

Anzeigen: Dr. Sabine Koburger (verantwortlich)

Layout, Satz und Druck:

STEFFEN MEDIA GmbH, www.steffen-media.de

Auflage dieser Ausgabe: 340 Exemplare
Redaktionsschluss: 10. Oktober 2025

Die Redaktion behält sich das Recht der auszugsweisen Wiedergabe und redaktionellen Bearbeitung von Beiträgen vor. Namentlich gekennzeichnete Beiträge werden von den Autoren selbst verantwortet und geben nicht in jedem Fall die Meinung der Herausgeberin wieder. Nachdruck, auch auszugsweise, ist nur mit Einwilligung der Herausgeberin zulässig. Wir danken für die freundliche Genehmigung zum Abdruck bzw. Nachdruck von Texten, Dokumenten und Bildern.

Die Mitgliederexemplare enthalten als Beilage

- Weihnachtsbrief des Vorsitzenden
- Jahresgabe 2025
- Protokoll der Mitgliederversammlung (nur an Mitglieder ohne E-Mail-Adresse)
- Finanzbericht 2025 (nur an Mitglieder ohne E-Mail-Adresse)

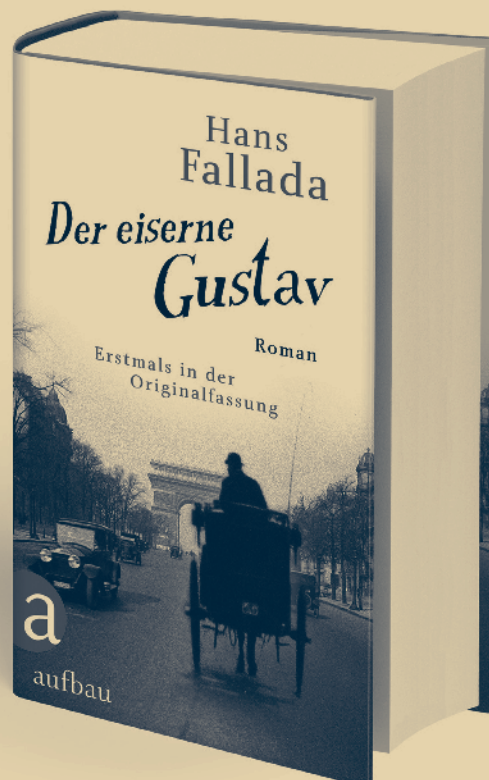
Hans Fallada – der Weltbestsellerautor bei Aufbau



Hans Fallada
Nele Holdack (Hrsg.)
Meine lieben jungen Freunde
144 Seiten
Gebunden mit Schutzumschlag
und Banderole
16,00 € (D) | 16,50 € (A)
ISBN 978-3-351-03477-1



Hans Fallada
Lilly und ihr Sklave
269 Seiten
Gebunden mit
Schutzumschlag
22,00 € (D) | 22,70 € (A)
ISBN 978-3-351-03882-3



Hans Fallada
Der eiserne Gustav
831 Seiten
Gebunden mit
Schutzumschlag
26,00 € (D) | 26,80 € (A)
ISBN 978-3-351-03760-4

Mehr
erfahren –
mehr lesen
von Fallada

